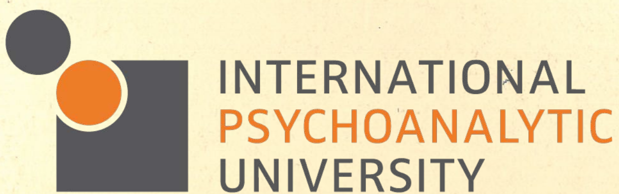
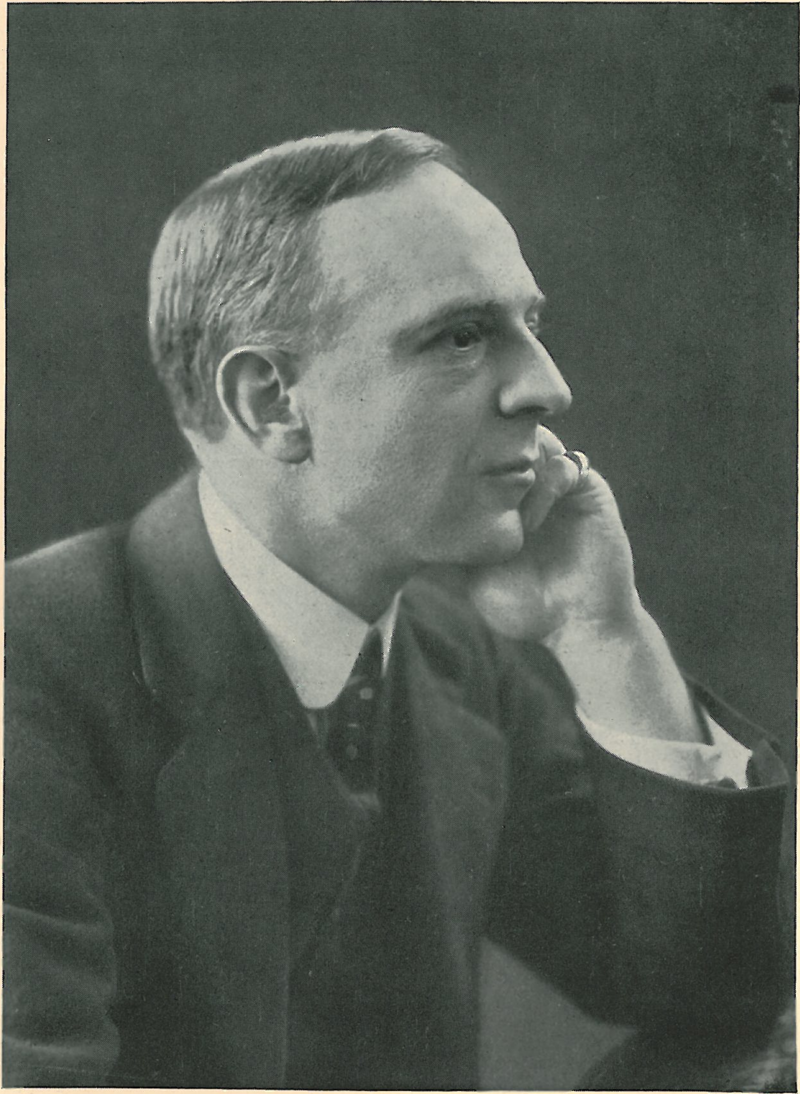

INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN



ERNEST JONES

Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse

Herausgegeben von Sigm. Freud

XV. Band 1929 Heft 2/3

ERNEST JONES
ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAG

Ernest Jones zum 50. Geburtstag

Der Psychoanalyse fiel als erste Aufgabe zu, jene Triebregungen aufzudecken, die allen heute lebenden Menschen gemeinsam sind, ja die die heute Lebenden mit den Menschen der Vorzeit und der Urzeit gemeinsam haben. Es kostete sie also keine Anstrengung, sich über die Verschiedenheiten hinauszusetzen, die durch die Mehrheit der Rassen, der Sprachen, der Länder unter den Bewohnern der Erde hervorgerufen wurden. Sie war von Anfang an international, und es ist bekannt, daß ihre Anhänger eher als alle anderen die trennenden Einwirkungen des großen Krieges überwunden haben.

Unter den Männern, die sich im Frühjahr 1908 in Salzburg zum ersten psychoanalytischen Kongreß zusammenfanden, tat sich ein junger englischer Arzt hervor, der einen kleinen Aufsatz „*Rationalisation in every-day life*" zur Verlesung brachte. Der Inhalt dieser Erstlingsarbeit ist noch heute aufrecht; unsere junge Wissenschaft war durch sie um einen wichtigen Begriff und einen unentbehrlichen Terminus bereichert worden.

Von da an hat Ernest Jones nicht mehr gerastet. Zuerst in seiner Stellung als Professor in Toronto, dann als Arzt in London, als Gründer und Lehrer einer Ortsgruppe, als Leiter eines Verlags, Herausgeber einer Zeitschrift, Haupt eines Lehrinstituts hat er unermüdlich für die Psychoanalyse gewirkt, durch öffentliche Vorträge ihren jeweiligen Besitzstand zur allgemeinen Kenntnis gebracht, durch glänzende, strenge, aber gerechte Kritiken sie gegen Angriffe und Mißverständnisse ihrer Gegner verteidigt, mit Geschick und Mäßigung ihre schwierige Stellung in England gegen die Ansprüche der *Profession* behauptet und bei all dieser nach außen gerichteten Tätigkeit in treuer Mitarbeiterschaft an der Entwicklung der Psychoanalyse auf dem Kontinent jene wissenschaftliche Leistung vollbracht, von der — unter anderem — seine „*Papers on Psycho-Analysis*" und „*Essays in Applied Psycho-Analysis*" Zeugnis ablegen. Jetzt, auf der

Höhe des Lebens, ist er nicht nur als der unbestritten führende Mann unter den Analytikern des englischen Sprachgebiets, sondern auch als einer der hervorragendsten Vertreter der Psychoanalyse überhaupt anerkannt, eine Stütze seiner Freunde und noch immer eine Zukunftshoffnung unserer Wissenschaft.

Wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift das Schweigen, zu dem ihn sein Alter verurteilt — oder berechtigt, durchbrochen hat, um den Freund zu begrüßen, so sei ihm gestattet, nicht mit einem Wunsch zu schließen, — wir glauben nicht an die Allmacht der Gedanken, — sondern mit dem Geständnis, daß er sich Ernest Jones auch nach seinem 50. Geburtstag nicht anders denken kann als vorher: eifrig und tatkräftig, streitbar und der Sache ergeben.

Sigm. Freud

Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb

Von

S. Ferenczi

Budapest

In einer kleinen Arbeit über „Kälte, Krankheit und Geburt“[1] führte Ernest Jones — anknüpfend an Gedankengänge meiner „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“[2] (sowie an damit zusammenhängende Ideen von Trotter, Stärcke, Alexander und Rank) — die Neigung so vieler Menschen zu Erkältungskrankheiten teilweise auf frühinfantile, traumatische Eindrücke, insbesondere auf Unlustempfindungen zurück, die das Kind bei der Entfernung aus dem warmen mütterlichen Milieu empfinden und später nach dem Gesetze des Wiederholungszwanges immer wieder neu erleben muß. Die Folgerungen von Jones waren hauptsächlich auf physiopathologische, zum Teil aber auch auf analytische Überlegungen gegründet. In der nun folgenden kurzen Mitteilung möchte ich einen ähnlichen, aber ein etwas weiteres Gebiet berührenden Ideengang veröffentlichen.

Seit der epochemachenden Arbeit Freuds über die nicht weiter analysierbaren Triebgrundlagen alles Organischen (im „Jenseits des Lustprinzips“) haben wir uns daran gewöhnt, alle Lebenserscheinungen, auch die Erscheinungen des Seelenlebens, schließlich als ein Gemisch von Äußerungsformen der zwei Grundtriebe: des Lebens- und des Todestriebes, zu betrachten. Ein einziges Mal hörten wir von Freud auch die Zurückführung einer pathologischen Erscheinung auf die fast vollkommene Entmischung der zwei Haupttriebe; seiner Vermutung nach äußert sich in der Symptomatik der Epilepsie das Toben einer von den Hemmungen des Lebenwollens fast freien Tendenz zur Selbstvernichtung. Psychoanalytische Untersuchungen haben mich seither in der Plausibilität dieser Auffassung gestärkt. Ich weiß von Fällen, in denen der epileptische In-

1) Diese Zeitschrift, Bd. IX, 1923.

2) Abgedruckt in meinem Sammelwerk „Bausteine zur Psychoanalyse“. Int. Psychoanalyt. Verlag 1927.

sult sich an unlustvolle Erlebnisse anschloß, die dem Patienten das Leben kaum mehr lebenswert erscheinen ließen. (Natürlich will ich damit über das Wesen der Attacke selbst nichts Definitives ausgesagt haben.)

Als leitender Arzt eines Kriegslazaretts hatte ich unter anderem die Aufgabe, mich über die Diensttauglichkeit vieler Epileptiker zu äußern. Nach Ausschluß der nicht seltenen Fälle von Simulation und der hysterischen Anfälle verblieb eine Serie mit typischen epileptischen Erscheinungen, an der ich die Äußerungen des Todestriebes näher untersuchen konnte. Nach Ablauf der tonischen Starre und der klonischen Zuckungen folgte meist — bei noch immer andauerndem tiefen Koma mit Pupillenstarre — völlige Relaxation der Muskulatur und äußerst penibles, offenbar durch Erschlaffung der Zungen- und Kehlkopfmuskeln verursachtes, höchst insuffizientes, stertoröses Atmen. In diesem Stadium nun vermochte sehr oft ein kurzdauerndes Verlegen der noch passiblen Luftwege den Anfall zu kupieren. In anderen Fällen mußte dieser Versuch wegen drohender Erstickungsgefahr unterbrochen werden. Es lag nahe hinter dieser Verschiedenheit in bezug auf die Tiefe des Komas, eine Differenz bezüglich der Vollkommenheit der Triebentmischung zu vermuten. Die tiefere analytische Durchdringung dieser Fälle war aber durch äußere Umstände leider verhindert.

Einen etwas tieferen Einblick in die Genese von unbewußten Selbstzerstörungstendenzen erhielt ich bei der Analyse von nervösen Kreislaufs- und Atemstörungen, insbesondere von Asthma bronchiale, doch auch von anatomisch nicht erklärbaren Fällen vollkommener Appetitlosigkeit und Abmagerung. Alle diese Symptome paßten gelegentlich vollkommen zur psychischen Gesamttendenz der Patienten, die viel mit Selbstmordneigungen zu kämpfen hatten. Auch die retrospektive Analyse einiger Fälle von infantilem Glottiskrampf mußte ich in zwei Fällen als Selbstmordversuch durch Selbsterdrosselung deuten. In der Analyse dieser letzteren Fälle nun kam ich zu jener Mutmaßung, die ich hier mitteilen möchte, in der Hoffnung, daß ein weiterer Kreis von Beobachtern (ich denke da besonders an Kinderärzte) weiteres Material zu ihrer Stütze beibringen wird.

Beide Patienten kamen sozusagen als unwillkommene Gäste der Familie zur Welt. Der eine als zehntes Kind der offenbar stark überbelasteten Mutter, der andere als Nachkomme des todkranken, bald darauf auch wirklich verstorbenen Vaters. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Kinder die bewußten und unbewußten Merkmale der Abneigung oder Ungeduld der Mutter wohl bemerkt und durch sie in ihrem Lebenwollen geknickt wurden. Im späteren Leben genügten dann verhältnismäßig geringe Anlässe zum Sterbenwollen, auch wenn dieses durch starke Willensanspannung kompensiert wurde. Moralischer und philosophischer Pessimismus, Skeptizismus und Mißtrauen wurden hervorstechende

Charakterzüge bei ihnen. Man konnte auch von schlechtverhüllter Sehnsucht nach (passiver) Zärtlichkeit, von Arbeitsunlust, von Unfähigkeit zu längerer Kraftanspannung, also von einem gewissen Grade von emotionellem Infantilismus sprechen, natürlich nicht ohne Versuche einer forcierten Charakterbefestigung. Als ein besonders schwerer Fall von seit Kindheit bestehender Lebensunlust entpuppte sich der Fall von Alkoholismus bei einer noch jugendlichen Dame, die natürlich auch Schwierigkeiten in der analytischen Situation wiederholt zum Anlaß zu nur schwer beherrschbaren Selbstmordimpulsen nahm. Sie kann sich erinnern, aber auch Mitglieder ihrer Familie bestätigen es, daß sie als drittes Mädchen einer knabenlosen Familie höchst unliebsam empfangen wurde. Sie fühlte sich natürlich unschuldig und trachtete durch frühreifes Grübeln den Haß und die Ungeduld der Mutter zu erklären. Eine Neigung zu kosmologischer Spekulation mit einem Einschlag von Pessimismus behielt sie zeitlebens bei. Ihre Grübeleien über die Herkunft alles Lebendigen waren gleichsam nur die Fortsetzung der unbeantwortet gebliebenen Frage, warum man sie denn überhaupt zur Welt gebracht hat, wenn man sie nicht freundlich zu empfangen gewillt war. Wie in allen anderen, so auch in diesem Falle war natürlich der Ödipuskonflikt eine Kraftprobe, der die Patientin nicht gewachsen war, ebensowenig wie den zufällig ungewöhnlich großen Schwierigkeiten der Anpassung ans Eheleben; sie blieb frigid, gleichwie alle anderen von mir beobachteten „unwillkommenen Kinder" männlichen Geschlechts unter mehr minder schweren Störungen der Potenz litten. Die von Jones in ähnlichen Fällen postulierte Neigung zu Erkältungen war vielfach vorhanden; in einem speziellen Fall sogar ganz besondere, organisch schwer erklärbare, hochgradige Abkühlung bei Nacht mit subnormalen Temperaturen.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, die Semiotik dieses hier nur ätiologisch gemeinten Erkrankungstypus auch nur halbwegs zu erschöpfen; dazu reicht, wie schon angedeutet, die Erfahrung eines Einzelnen nicht aus. Ich wollte nur auf die Wahrscheinlichkeit dessen hinweisen, daß barsch und unliebenswürdig empfangene Kinder leicht und gerne sterben. Entweder benützen sie eine der vielen gegebenen organischen Möglichkeiten zum raschen Abgang, oder wenn sie diesem Schicksale auch entgehen, behalten sie einen Anflug von Lebensunlust und Pessimismus bei.

Diese ätiologische Annahme fußt auf einer von der geläufigen verschiedenen theoretischen Auffassung über die Wirksamkeit der Lebens- und Todestriebe in den verschiedenen Lebensaltern. Geblendet durch die imposante Wachstumsentfaltung am Lebensbeginn, war man zur Ansicht

geneigt, daß bei den eben zur Welt gebrachten Individuen die Lebenstriebe bei weitem überwiegen; überhaupt war man geneigt, Todes- und Lebenstriebe als einfache Ergänzungsreihen vorzustellen, in denen das Lebensmaximum am Beginn des Lebens, der Nullpunkt des Lebenstriebes aber im spätesten Alter gedacht war. Dem scheint nun nicht ganz so zu sein. Allerdings entfalten sich die Organe und ihre Funktionen intra- und extrauterin am Lebensanfang in überraschender Fülle und Schnelligkeit — doch nur unter den ganz besonders günstigen Bedingungen des Keim- und Kinderschutzes. Das Kind muß durch ungeheuren Aufwand von Liebe, Zärtlichkeit und Fürsorge dazu gebracht werden, es den Eltern zu verzeihen, daß sie es ohne seine Absicht zur Welt brachten, sonst regen sich alsbald die Zerstörungstriebe. Und das ist eigentlich nicht zu verwundern; ist doch der Säugling dem individuellen Nichtsein noch viel näher und ihm nicht durch Lebenserfahrung entrückt, wie der Erwachsene. Das Zurückgleiten in jenes Nichtsein mag also bei den Kindern viel leichter vor sich gehen. Die den Schwierigkeiten des Lebens standhaltende „Lebenskraft" ist also nicht eigentlich angeborenerweise von großer Stärke, sondern sie befestigt sich anscheinend nur, wenn taktvolle Behandlung und Erziehung eine fortschreitende Immunisierung gegen physische und psychische Schäden allmählich herbeiführen. Entsprechend dem Abstieg der Morbiditäts- und Mortalitätskurve im mittleren Lebensalter, dürfte also der Lebenstrieb den Vernichtungstendenzen erst im Alter der Reife die Wage halten.

Wollen wir die Fälle dieser Ätiologie in die von Freud so frühzeitig und doch so erschöpfend gegebenen neurotischen „Erkrankungstypen" einreihen, so müssen wir sie etwa an der Übergangsstelle der rein endogenen und der exogenen, d. h. Versagungsneurosen, unterbringen. Die so frühzeitig lebensunlustig Werdenden machen den Eindruck von Lebewesen mit mangelhafter Anpassungsfähigkeit, ähnlich denen, die nach der Gruppierung Freuds an einer mitgebrachten Schwäche ihrer Lebensfähigkeit leiden, doch mit dem Unterschied, daß in unseren Fällen das Angeborensein der Kränklichkeit durch die Frühzeitigkeit des Traumas vorgetäuscht wird. Natürlich bleibt es eine noch zu lösende Aufgabe, die feineren Unterschiede der Neurosensymptomatik bei den von Anfang an mißhandelten und jenen Kindern festzustellen, die anfangs enthusiastisch, ja mit leidenschaftlicher Liebe behandelt, dann aber „fallen gelassen" wurden.

Nun erhebt sich natürlich die Frage, ob ich auch zur speziellen Therapie dieser Erkrankungsgruppe etwas zu sagen habe. Entsprechend meiner anderwärts mitgeteilten Versuche einer „Elastizität" der analytischen Tech-

nik,[1] sah ich mich in diesen Fällen von verminderter Lebenslust allmählich gezwungen, in den Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Patienten während der Kur mehr und mehr nachzulassen. Schließlich stellte sich eine Situation heraus, die man nicht anders beschreiben kann, als daß man den Patienten eine Weile, gleichsam wie ein Kind, gewähren lassen muß, nicht unähnlich jener „Vorbehandlung", die Anna Freud bei der Analyse von Kindern für notwendig hält. Durch dieses Gewährenlassen läßt man diese Patienten eigentlich erstmalig die Unverantwortlichkeit des Kindesalters genießen, was gleichbedeutend ist mit der Einführung positiver Lebensimpulse und Motive für die spätere Existenz. Erst später kann man vorsichtig an jene Versagungsforderungen herangehen, die unsere Analysen sonst kennzeichnen. Natürlich muß aber auch diese, wie jede andere Analyse, mit der Abtragung der unvermeidlich geweckten Widerstände und mit der Anpassung an die versagungsvolle Realität enden, hoffentlich aber ergänzt durch die Fähigkeit, das Glück, wo es real gegeben ist, auch zu genießen.

Eine von der ichpsychologischen Richtung einseitig beeinflußte, sonst sehr intelligente Dame, machte mir, als ich von der Wichtigkeit der Zuführung „positiver Lebensimpulse", d. h. von der Zärtlichkeit Kindern gegenüber, sprach, sofort den Einwand, wie denn dies mit der von der Psychoanalyse behaupteten Bedeutung der Sexualität in der Verursachung der Neurosen zu vereinbaren sei. Die Antwort fiel mir nicht schwer; mußte ich doch in der „Genitaltheorie"[2] die Ansicht befürworten, daß die Lebensäußerungen der kleinsten Kinder fast ausschließlich libidinös (erotisch) sind, diese Erotik aber, eben wegen ihrer Ubiquität, unauffällig ist. Erst nach Ausbildung eines besonderen Organes für Erotik macht sich die Sexualität unverkennbar und unableugbar. Damit will ich auch allen jenen geantwortet haben, die aus Anlaß dieser Mitteilung die libido-theoretische Neurosenlehre Freuds angreifen sollten. Übrigens wies ich bereits darauf hin, daß oft erst die Kämpfe des Ödipuskonfliktes und die Anforderungen der Genitalität die Folgen der früherworbenen Lebensunlust manifest werden lassen.

---

1) Diese Zeitschrift, Bd. XIV, 1928.
2) Internat. Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XV, 1923.

Das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus

Von

J. H. W. van Ophuijsen

Haag

Im folgenden möchte ich in aller Kürze formulieren, was ich früher[1] über das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus auseinandergesetzt habe.

Man kann am Sadismus zweierlei Sexualziele unterscheiden: das Objekt gewalttätig behandeln (zerstören, beherrschen) oder: es besudeln. (Das Besudeln mit ätzenden Substanzen kann vielleicht als Zwischenform betrachtet werden.) Im allgemeinen[2] wird angenommen, daß die Absicht der sadistischen Gewalttätigkeit die ist: dem Objekt (körperliches und/oder seelisches) Leid (Schmerz, Erniedrigung) zuzufügen, weil die Wahrnehmung davon Lust, bzw. Befriedigung (Orgasmus) erzeugt. Ebenso wird allgemein angenommen,[2] daß der Masochist sich dasjenige wünscht, was der Sadist seinem Objekt antun möchte. Ähnliches soll für die sadistische und die masochistische Phantasie gelten. Es nötigen diese Auffassungen dazu, — auch abgesehen von Aktivität und Passivität, — im Sadismus und im Masochismus Gegenstücke zu erblicken und von Sadomasochismus, von aktiver und passiver sexueller Grausamkeit, von aktiver und passiver Algolagnie zu sprechen.

Einzelne Beobachter bestreiten mehr oder weniger energisch diese Auffassungen. Einerseits verneint Magnus Hirschfeld[3] auf Grund seiner Erfahrung, daß man den Namen Algolagnie auf den Masochismus anwenden darf, weil der richtige Masochist die auf ihn angewandten Reize nur als Lust empfindet und diese aufhört, sobald jene ihm Schmerzen verursachen. Andrerseits bezweifeln Moll[4] und Federn,[5] daß Grausamkeit, d. h. die Eigenschaft, Lust zu gewinnen aus dem dem Objekt zugefügten

---

1) Some observations on the origin of sadism. Vortrag gehalten am IX. Internat. Psa. Kongreß zu Homburg, Sept. 1925. Ref. d. Zschr. XI, 4, S. 509.

2) S. bei v. Krafft-Ebing, Moll, Eulenburg usw.

3) Sexualpathologie 1918, II, S. 233.

4) Handbuch, S. 640.

5) Beiträge z. Analyse d. Sadismus u. Masochismus. D. Zschr. I, S. 44 u. II.

Leid, die Triebfeder der sadistischen Tat sein sollte. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die sadistische Gewalttat öfters fortgesetzt wird, nachdem das Objekt die Fähigkeit, etwas zu empfinden, durch den inzwischen eingetretenen Tod schon verloren hat, oder auch sich von vornherein gegen leblose Personen wendet. v. Krafft-Ebing[1] erwähnt in einem Falle sogar die Möglichkeit, daß gerade das Leblose den Reiz zur sadistischen Tat abgeben sollte. Außerdem finden sich in der Literatur eine Anzahl von Fällen, in welchen die sadistischen Psychopathen entweder, von Mitleid ergriffen, die geplante Gewalttat einstellen oder zu Befriedigung gelangen, bevor dieselbe dem Objekte überhaupt Leid zugefügt hat. — Meiner Erfahrung bei Neurosen entlehne ich folgendes Beispiel, die Mitteilung einer Patientin, welche sich in einem Zustande ängstlicher Erregung befand. Sie sagte: „Wie gerne möchte ich jemanden mißhandeln, mit ihm machen, was mir beliebte, aber — es müßte jemand sein, der es nicht empfinden dürfte, etwa ein Toter!" und fügte hinzu, daß sie dann ihre Ruhe zurückbekommen würde. Aus einer Reihe solcher Beobachtungen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus nicht ist, dem Objekte Leid zuzufügen, sondern: am Objekte, welches entweder als gefühllos betrachtet wird, oder es in Wirklichkeit ist, gewisse, näher zu besprechende Handlungen zu vollziehen. Dementsprechend liegt es nahe, die frühe Entwicklung des Sadismus in der Periode zu suchen, in welcher die Fähigkeit zum Mitleid noch nicht vorhanden ist.[2] In diesem Zusammenhang ist es bedeutungsvoll, daß verschiedene Autoren[3] schon vor Jahren auf das gleichzeitige Vorhandensein analer und sadistischer Züge bei auffallend intensiver narzißtischer Fixierung in gewissen Krankheitsbildern hingewiesen haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der den Objekten zugefügte Schmerz in den sadistisch zu nennenden Phantasien[4] von Neurotikern und Psychopathen eine große Bedeutung hat und die Wahrnehmung desselben das Lustgefühl erhöht. Meine Behauptung geht nun dahin, daß diese Erscheinung nicht zum reinen Sadismus gehört, sondern die Folge der schon von verschiedener

1) Psychopathia sexualis, 1918, S. 80.
2) Freud, Drei Abhandlungen z. Sexualtheorie, 1926, S. 67.
3) U. a. Tausk, Vortrag, gehalten am Internat. Psa. Kongreß, München, 1913.
4) Man darf von sadistischen und masochistischen Phantasien reden, je nachdem der Phantasierende sich hauptsächlich mit der aktiven oder passiven Figur in der Phantasie identifiziert, obwohl die nähere Analyse jedesmal ergibt, daß er sich eigentlich mit beiden identifiziert. Um diese Tatsache anzudeuten, könnte man von sado-masochistischen Phantasien sprechen; ich tue es nicht, weil m. E. der reine Sadismus und der reine Masochismus nicht ein Gegensatzpaar bilden. Ebenso, wie der Sadismus, kommt auch der Masochismus nur sehr selten rein vor.

Seite[1] festgestellten Tatsache ist, daß die sadistische Strebung sich gerne mit anderen Strebungen verbindet. Daß es sich um solche Strebungen handelt, welche die gleichen oder ähnliche Äußerungsformen zeigen, ist selbstverständlich. (Dasselbe gilt auch für den Masochismus.) In erster Linie sind es Haß und Rache, welche gewiß grausam sein können. Und dann bei Männern und männlich eingestellten Frauen die sexuelle Aggression. In verschiedenen Fällen ist es auf dem ersten Blick klar, daß das vom Sadisten benützte, zerstörende Instrument überdeterminiert ist und auch eine phallische Bedeutung hat. Niemals aber ist der Sinn der zerstörenden Handlung durch das Zurückführen auf die sexuelle Aggression zwecks genitaler Befriedigung erschöpft. Hie und da gelingt es, die sadistische Strebung unvermengt festzustellen, wie z. B. in folgender kleiner Begebenheit: Eine Patientin, welche ihre um zehn Jahre jüngere Schwester tödlich haßt, sagte mir einmal in einem Wutanfall gegen dieselbe: „Ich möchte sie ausschimpfen — auf sie speien — sie vergiften möchte ich — sie schlagen — sie mit einem Beil in Stücke zerhacken . . . , worauf ich sie experimenti causa unterbrach und fortsetzte: „die Stücke aufessen . . . !" Eine lange Pause und dann mit großer Entschiedenheit: „Nein, das wäre eine — Liebesäußerung!" Die Patientin verweigert sich, das Aufessen der zerstückelten Schwester als Fortsetzung einer Racheübung zu betrachten und diese Weigerung schließt ein, daß sie annimmt, daß auch das Objekt die von mir vorgeschlagene Fortsetzung als liebevoll empfinden würde.

Freud[2] rechnet den Sadismus zu den Partialtrieben, die in gewisser Unabhängigkeit von erogenen Zonen auftreten und für welche andere Personen als Sexualobjekte von Anfang an in Betracht kommen. Er fügt jedoch hinzu, daß die gründliche Analyse dieses Triebes bekanntlich noch nicht geglückt ist. Es wundert uns deshalb nicht, daß mehrere seiner Schüler den Versuch gemacht haben, die Quelle des Sadismus zu entdecken und ihn auf die Funktion einer erogenen Zone zurückzuführen. Unter ihnen sollen in erster Linie Federn[3] und Sadger[4] genannt werden. Nach Federn soll die gesuchte erogene Zone beim Manne das Genitale sein. Doch ist man bei dieser Auffassung genötigt, den Sadismus nicht mehr als Partialtrieb zu betrachten, sondern als neurotisches Symptom, als die Rückkehr sehr früh verdrängter Impulse zum Ausüben des Koitus. Mir scheint diese Hypothese ungenügend, um die typischen sadistischen

1) S. außer Freud l. c. auch Jones, Haß und Analerotik in der Zwangneurose, d. Zschr. I, S. 425.

2) l. c. S. 66.

3) l. c. S. 30. S. auch Abraham, Entwicklungsgeschichte der Libido, 1924, S. 39.

4) Jahrbuch V, 1, S. 157, und Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen, 1921.

Gewalttaten zu erklären, sie hat aber den Verdienst, Licht zu werfen auf die Weise, in welcher die sexuelle Aggression dem Sadismus hinzuaddiert wird.

Sadger hat uns hauptsächlich die Kompliziertheit der sadistischen Phantasie gezeigt, daneben auch auf die Rolle der Muskelerotik hingewiesen, vielleicht sogar die von mir vertretene Ansicht angedeutet.

Diese hat Abraham[1] nach meiner mündlichen Mitteilung (1921) publiziert. Ebenso wie Abraham selbst, war ich schon vor längerer Zeit dazu gekommen, zwei Entwicklungsphasen der oralen Erotik zu unterscheiden, die des Saugens und die des Beißens, womit, das möchte ich gleich hinzufügen, zwei Entwicklungsphasen der analen Erotik korrespondieren. Ich war zu der Überzeugung gelangt, daß der gewalttätige Sadismus ein Abkömmling der zweiten Entwicklungsform der oralen Erotik sei und aus dem libidinösen Beißen in derselben Weise abgeleitet werden müsse, wie andere erotische Betätigungen aus dem libidinösen Saugen abgeleitet werden. Abraham sagt: „Ohne Zweifel ist das Gebiß das Werkzeug, mit dessen Hilfe das Kind zuerst Zerstörungen in der Objektwelt anrichten kann, zu einer Zeit, da die Hände höchstens zu einer Hilfeleistung im Sinne eines Ergreifens und Haltens brauchbar sind ... Beachtung verdient weiter die enge Verbindung des Sadismus mit dem Muskelsystem. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß das Kind auf keinem andern Muskelgebiet auch nur annähernd so große Kraftleistungen hervorbringt, wie im Bereich der Kaumuskulatur ... Man braucht nur einem Kinde zuzusehen, um sich von der Intensität der Beißimpulse zu überzeugen, in welchen Nahrungstrieb und Libido noch zusammenwirken.“ Man braucht sich beim Vorhergehenden nur noch vor Augen halten, daß die hier gemeinten Objekte geliebte Objekte sind![2]

Bei der zuletzt genannten Patientin sah es danach aus, als träte die sadistische Liebe in dem Moment auf, in welchem das (unbewußt geliebte) Objekt zum Objekt der zerstörenden Beißlust gemacht werden sollte. Aus vielen andern Beispielen aus der Praxis wähle ich eines, welches deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil die psychoanalytische Deutung noch keine Rolle gespielt hatte, die klinische Beobachtung aber eine Änderung sadistischer Impulse im Sinne einer Rückkehr zum Ursprünglichen feststellen ließ. Eine junge, verheiratete Frau leidet an verschiedenen Angst-

1) l. c. S. 38.

2) Natürlich hat Freud schon längst auf die Ähnlichkeit mit Kannibalismus hingewiesen! Das Zurückführen des Sadismus auf die Funktion des beißenden Mundes findet sich bei ihm noch nicht.

formen und wird deshalb aufgenommen. Wie zu erwarten war, entpuppten sich diese Angstformen als Schutz, und zwar gegen blitzschnell auftretende Impulse. Manchmal ist die Patientin nicht imstande, die Impulse ganz zu unterdrücken, und zerschmettert urplötzlich einen Gegenstand, wirft einen Tisch um, usw. Sie erkennt diese Gewalttätigkeiten als Ersatz für solche, welche es sie treibt, gegen ihren Mann und ihre Kinder zu begehen. Die Form derselben hat sich im Laufe der Krankheit geändert: zuerst empfand sie den Impuls, ihre Kinder mit einem Messer zu erstechen, darauf spürte sie in den Händen das Bedürfnis, sie zu erwürgen,[1] und zum Schlusse packte sie beim Küssen der Kinder der Drang, sie in den Hals zu beißen. — Das schönste Beispiel von oralem Sadismus in der Neurose hat bis jetzt Abraham publiziert.[2] Ein Patient, der eine geliebte Person infolge eines operativen Eingriffs verloren hatte, reagierte auf diesen Verlust mit einer Depression, welche u. a. gekennzeichnet war durch einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Nahrungsaufnahme. Eines Tages löste sich die Eßunlust und am Abend hielt der Patient eine ausgiebige Mahlzeit. In der nun folgenden Nacht hatte er zwei Träume, welche aus dem Erinnerungsmaterial der Operation und aus dem rezenten Traumanlaß, dem Genuß eines Fleischgerichtes, komponiert waren und den Wunsch, die geliebte Frauensperson zu besitzen, in typisch sadistischer Weise erfüllten.

Es ist überbekannt, daß mancher Lustmörder seine Gewalttat damit beendet und erst dabei zur vollen Befriedigung gelangt, daß er Teile seines Objektes mit den Zähnen (und Händen) zerreißt. Manchmal macht er den weiteren Schritt, sein Liebesobjekt der Nahrung vollständig gleichzusetzen, indem er solche Teile mitnimmt, zubereitet und aufißt.

In einem Falle von sadistischer Psychopathie ohne orale Symptome (Mädchenwadenstecher) konnte Carp[3] feststellen, daß sich in der Jugend oral-sadistische Neigungen gezeigt hatten.

Man darf annehmen, daß nach der Kaumuskulatur schon bald besonders die Muskulatur der oberen Extremitäten in zunehmendem Maße beim Bemächtigen und Zerstören des geliebten Objektes eine Rolle spielt; es können dann das Bemächtigen und Beherrschen in den Vordergrund des Krankheitsbildes treten. (Absichtlich sehe ich hier ab von der analen Komponente.) Es können die ursprünglichen Formen von den späteren vollständig ersetzt werden.

1) S. Sanzara, Das verlorene Kind.

2) l. c. S. 24.

3) Die Analyse einer besonderen Form von Sadismus, Psychiatrische en Neurologische Bladen, 1927, Heft 6.

Vielleicht läßt sich aus der Mischung des reinen Sadismus mit der sexuellen Aggression erklären, weshalb diese Perversion bei Männern häufiger vorkommt wie bei Frauen, und aus der weitgehenden Hemmung einer solchen Mischung bei Frauen sowie aus der geringeren Entwicklung der Muskulatur ableiten, weshalb der Sadismus bei ihnen so oft in der ursprünglichen Form weiterbesteht.

Die hier formulierten Auffassungen nötigen dazu:

1) Sadismus und Masochismus vorläufig nicht als Gegensatzpaar zu betrachten;

2) dem reinen Sadismus keine Grausamkeit zuzuschreiben;

3) den gewalttätigen Sadismus als Abkömmling der zweiten oralen Entwicklungsphase anzusehen.

Neurosentherapie und Religion

Nach einem Diskussionsbeitrag im Technischen Seminar der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung im Mai 1928

Von

Theodor Reik

Berlin

Liebe Kollegen!

Nur ungern entschließe ich mich dazu, den von Ihnen geäußerten Ansichten zu widersprechen, da wir uns ja in allen Grundfragen der analytischen Theorie und Praxis einig wissen. Erlauben Sie mir, etwas weiter auszuholen.

Die Gefahren, die der Analyse drohen, sind, soweit ich sehe, von zweifacher Art: daß sie als therapeutische Methode im Anhang der klinischen Lehrbücher abgehandelt werde oder daß sie als Weltanschauung in seichter Umprägung feuilletonischer Philosophen oder philosophischer Feuilletonisten erscheine. (Bitte, entscheiden Sie selbst, in welche der beiden Kategorien Sie Herrn Prinzhorn und dessen „zweite Brechung der Psychoanalyse nach den Lebensansichten" rechnen wollen.) Eine Tendenz in der Richtung dieser ersten Gefahr sehe ich in jenem Teile der analytischen Werke, die hauptsächlich physiologische und neurologische Theorien, viele biologische Gesichtspunkte und sogar einige psychologische Bemerkungen enthalten. Die Fortsetzung des Weges nach beiden entgegengesetzten Richtungen — Einschränkung und Verflachung — würde zum Ende der Psychoanalyse, wie wir sie verstehen, führen. Der Weiterbestand und die Vertiefung der Psychoanalyse kann gegen diese Gefährdungen nur geschützt werden, wenn man ihren Charakter als psychologische Wissenschaft in den Vordergrund rückt. Die Überbetonung der therapeutischen Seite führt mit gesetzmäßiger Notwendigkeit zu ungerechtfertigten Einschränkungen der Bedeutung der Psychoanalyse und in ihren weiteren Folgen zum Aufgeben ihrer tiefsten wissenschaftlichen Errungenschaften. Wer dem therapeutischen Ehrgeiz verfällt, muß bereit sein, ihm ein Stück Erkenntnismöglichkeit zu opfern. Denken Sie an Personen, die nach Charakter und Motivationen ihres Stellungs-

wechsels zur Psychoanalyse sonst so verschieden sind wie Jung, Adler, Rank, Stekel. Die andere Seite, welche die Psychoanalyse als eine besondere Art Weltanschauung behandelt, führt zur Verflachung und Oberflächenbetrachtung, weg von jeder Empirie und zur Schlagwortwirtschaft. Wie Sie sehen, ist das Endresultat dasselbe. Die Möglichkeit der Koinzidenz der Resultate ist Ihnen verständlich, da beide entgegengesetzte Tendenzen vom Streben nach unmittelbarer Machtwirkung beherrscht werden.

Gewiß, weder Sie noch ich werden leugnen, daß alle geistige Arbeit eine bestimmte Art Streben nach Besitzergreifung der Welt darstellt (*knowledge is power*), aber Art und Zeitmaß dieser sublimiertesten Form der Besitzergreifung sind von entscheidender Bedeutung. Die Fähigkeit, auf unmittelbare und sofortige Wirkungen zugunsten späterer, aber tiefergreifender zu verzichten, die psychische Möglichkeit, zu warten, bis man reife Früchte pflücken kann, der „lange Atem" sind sogar in unseren analytischen Kreisen noch zu wenig gewürdigt. Der therapeutische Ehrgeiz auf der einen, der weltanschauliche oder sozialreformatorische auf der anderen Seite überschätzen bei weitem das Tempo psychischer Veränderungen beim Einzelnen und bei den Massen. Die Dauer der Einwirkungen ist von ihrer Tiefe in hohem Grade abhängig. Noch einmal: die therapeutische ebenso wie die weltanschauliche Übertreibung (um die beiden Tendenzen kurz zu bezeichnen) führen zum Aufgeben der wesentlichen Errungenschaften der Psychoanalyse. Sie erraten mein *Ceterum censeo:* die Psychoanalyse wird eine psychologische Wissenschaft sein oder sie wird nicht sein.

Bitte, werden Sie nicht ungeduldig; ich komme schon zu den Punkten, die zwischen uns strittig sind. Sie interessieren sich ausschließlich für die Therapie der Neurosen, von der die Psychoanalyse ausgegangen ist, und wünschen, daß ich mich auf dieses Thema beschränke. Sie sind doch mit mir einig, daß diese Therapie ohne Kenntnis und Verständnis der verdrängten und der verdrängenden Triebfaktoren nicht möglich ist? Ihr Studium scheint auch Ihnen unerläßlich. Der Konflikt zwischen Sexualität und Kulturanforderung, die wichtigste Grundlage der Libidostauung, gilt uns als die Voraussetzung der Neurosengenese. Ein in Freiheit lebendes Tier könnte nicht neurotisch werden, solange es von den Dressuranforderungen verschont bleibt.

Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß das wissenschaftliche Erfassen dieser Kulturforderungen, ihrer Entstehung, ihrer Wirkungsarten, ihrer Tiefendimensionen eine *conditio sine qua non* für das Verständnis der Neurosen ist. Wie wollen Sie etwas über den Verlauf eines Duelles aussagen, wenn Sie nur den einen Gegner kennen? Es sind diese Kulturanforderungen,

welche von der Außenwelt an das noch schwache Ich herangebracht werden, denen es sich unterwirft und die es später in Konflikt mit den Triebansprüchen bringen. Diese Anforderungen sind nicht nur durch die Personen der Eltern und Erzieher sakrosankt geworden. Darüber hinaus erscheinen sie in der abstrakten Form der Moral und Religion als Kollektivgebilde (Niederschläge der sich steigernden und im Seelenleben sich vertiefenden Anforderungen vieler Generationen); das will besagen, als psychische Mächte von besonderer und nachhaltiger Wirkung. In dieser organisierten Gestalt von Kulturinstitutionen wirken sie auf die ursprünglicheren Forderungen zurück, festigen sie, zementieren sie untereinander und geben ihnen gegenüber dem Verwitterungsprozeß eine besondere Resistenz. Besonders auch deshalb, weil sie imstande sind, unbewußt zu wirken wie die verdrängten Triebkräfte selbst. An das Kind, das sich unter dem Drucke seiner Triebregungen dem ersten Freiheitsstreben hingeben will und versucht, sich von den Autoritäten langsam abzulösen, tritt nun die Religion als potenzierte Ersetzung der Vaterautorität heran. Es ist aber keineswegs richtig, daß die Religion nur als Surrogat der elterlichen Autorität erscheint. In dieser kindlichen Entwicklungsphase beginnt schon die Gesellschaft als Ganzes, die Personen der Umgebung sowie deren Anschauungen einzuwirken. Die Umwelt hat sich erweitert. Das Kind könnte etwa einem Einzelnen gegenüber Kritik beibehalten. Der geschlossenen, kompakten Majorität der Erwachsenen gegenüber, unter denen sich die ihm teuersten Personen befinden, ist ihm dieser Erfolg versagt. Ein Druck, der übermächtig ist, eine Autorität, die unfaßbar, aber um so tiefer wirkt, ein Zwang, der nicht minder stark ist, wenn er sanft ist, sie werden das Kind zwingen, seine Triebregungen zu bändigen. Jeder Triebdurchbruch wird in ihm ein Schuldgefühl erregen, das in seinem Vergleich mit den oft geäußerten Meinungen der Umgebung noch verstärkt wird. Die Religion (und die mit ihr verknüpften moralischen Vorstellungen) wirkt also in dieser Zeit stärker als die Vaterautorität, die sie in einer anderen Ebene ersetzt, wirkt um so tiefer, als sie als ein soziales Gebilde erscheint, das in imponierender Gestalt und als gemeinschaftlicher, geschlossener Besitz eine Bindung produziert, die für das noch schwache Ich unauflöslich erscheint.

Doch Sie wünschen, ich soll mich endlich der therapeutischen Seite der Frage zuwenden? Nun gut, Sie wissen alle, wie wichtig es ist, diesen Kampf im Dunkeln in die Bewußtseinshelle zu bringen. Das ist uns noch eindringlicher klar geworden, seit Freud uns gelehrt hat, das unbewußte Schuldgefühl in seiner Bedeutung für die Tiefenwirkung der Neurose zu würdigen. Sie erinnern sich, wie häufig in den Anfängen der Psycho-

analyse auf die Dichter hingewiesen wurde, die viele der mühsam erarbeiteten Resultate der Psychoanalyse intuitiv erfaßt und in ihren Werken so oft die Wirkung und Art von unbewußten Liebesregungen dargestellt hatten, welche die gestrenge Wissenschaft vornehm übersah. Nun, ich behaupte, daß die Existenz und die psychische Bedeutung des unbewußten Schuldgefühles, über das wir eigentlich noch immer so wenig wissen, auf dem Gebiete der Religion früher bekannt gewesen und tiefer erkannt worden ist als auf dem des Neurosenstudiums. Hier haben also etwa drei Jahrtausende lebendiger Religion der Wissenschaft vorgearbeitet und die Theologie ist die Vorläuferin der wissenschaftlichen Psychologie gewesen. Wenn es gelänge, das, was sie in gebundener, normativer Form an psychologischen Ahnungen bildet, empirisch zu erfassen und wissenschaftlich darzustellen, den psychologischen Kern von allen Umhüllungen zu befreien und ihn mit unseren Beobachtungen an Neurotikern zu vergleichen, glauben Sie nicht, daß wir mehr vom unbewußten Schuldgefühl, seiner Genese, den Besonderheiten seiner Wirkung und seiner psychischen Bedeutsamkeit verstünden?

Daß das tiefgehende Verständnis der Art und der Wirkungen der biologisch gegründeten Triebkräfte für die Therapie der Neurosen notwendig ist, wird von keinem Analytiker geleugnet. Daß das Studium der Entstehung und Entwicklung religiöser (und moralischer) Begriffe für die Therapie von größter Bedeutung ist, wird noch von wenigen unter den Analytikern verstanden. Sie werden darauf hinweisen, daß es sich um sekundäre Bildungen handelt, daß hier allgemeine Begriffe, Weltanschauungsfragen, die nichts mit der Therapie zu tun haben, unnötigerweise in die Debatte gezogen werden. Und doch haben Ihnen Ihre Analysen zeigen können, daß die Neurosentherapie in einem großen Ausmaße davon abhängt, ob es Ihnen gelingt, diese Faktoren psychisch in Rechnung zu stellen. Ich habe aus der Diskussion häufig den Eindruck gewonnen, daß es sich bei vielen von Ihnen um jene Art wissenschaftlichen Aberglaubens handelt, dem besonders die Naturwissenschaftler ausgesetzt sind. Die Unterschätzung der Wirkungen dieser kollektiven Bildungen in der Therapie der Neurosen zeigt, wie ich glaube, eine besondere Art latenten Respektes vor ihnen. Es sieht fast wie ein nur oberflächlich vom „Freigeist" des Naturwissenschaftlers beherrschter Rationalisierungsversuch aus, um die unbewußt festgehaltenen und sanktionierten Begriffe nicht antasten zu müssen. Sie werden unwillig sagen, daß Sie natürlich immer bereit wären, diese Einflüsse in der Neurose zu erkennen und anzuerkennen aber — glauben Sie mir — das genügt keineswegs. Erst die ernsthafte wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen, erst ihr analytisches Studium wird

uns weiterführen. Es ist leicht, alle meine Erwägungen verächtlich beiseite zu schieben und sie etwa durch den Hinweis auf die Person des Vaters als auf das Vorbild des Über-Ichs für erledigt zu halten. Aber die Zukunft wird zeigen, wie wenig berechtigt eine solche frühzeitige Ablehnung wäre. Man braucht nur zu bedenken, daß ja auch die Person des Vaters von bestimmten religiösen und moralischen Anschauungen beherrscht war, die auf das Kind einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben.

Die scheinbare Annäherung an manche Anschauungen Jungs darf uns nicht abhalten, dort Probleme zu sehen, wo er an ihnen scheu vorbeigesehen hat. Wollen Sie vor einem aussichtsreichen Bergsteig zurückschrecken, weil andere vor Ihnen dort abgestürzt sind? Wahrhaftig nicht; Sie werden sich eine bessere Ausrüstung verschaffen und vorsichtiger, umsichtiger den Aufstieg beginnen. Das „Marterl" an jener Stelle hat nicht den Sinn der Tabuierung der ganzen Gegend, sondern den der Warnung.

Wir sind uns auch — im Gegensatz zu Jung — darüber einig, daß es keinen besseren, vielleicht überhaupt keinen anderen analytisch gangbaren Weg gibt, die psychische Entstehung und Entwicklung religiöser und moralischer Begriffe zu verstehen, als den der Analyse des Individuums. Dies aber ist nicht identisch mit der Einschätzung dieser Kulturbegriffe als individuelle Schöpfungen. Hier ragt das Kollektive in das Individuelle hinein und die Verlötung wird als Wirkungsverstärkung sichtbar. Jenseits aller individueller Unterschiede machen sich hier die Einwirkungen des Milieus sowie der Kulturentwicklung der Ahnen geltend. Die Analyse eines Wieners, der von sozusagen läßlich katholischen Eltern erzogen wurde, und die eines Amerikaners aus der „New-England"-Gegend, dessen Eltern und Freunde intolerante Puritaner waren, wird bei der gleichen Neurosenart bedeutende Unterschiede aufweisen, Unterschiede in der Triebabwehr, in der Tiefe und Intensität des Schuldgefühles, ja sogar in den Übertragungsverhältnissen. Die Eltern der beiden Patienten haben in ihrer Erziehung des Kindes nicht nur ihre Persönlichkeit einwirken lassen, sondern auch alles das, was als Erbe und Vermächtnis vieler Generationen übernommen wurde. Der Einfluß der besprochenen kollektiven Bildungen ist nicht ableugbar und wird in der Verschiedenheit der Schwierigkeiten, die sich in der therapeutischen Arbeit ergeben, deutlich zum Ausdruck kommen. Eine Bagatellisierung der Bedeutung dieser kollektiven Bildungen und Bindungen, die durch die Durchdringung persönlichen Erlebens mit dem der Ahnen eine so hohe Einwirkungskraft erhalten, kann sich mit mannigfachen Mißgriffen in der Therapie bezahlt machen. Genese, Wirkung, Ausmaß dieser sekundären Kulturmächte können also nur von der Analyse des Individuums aus und in der Verwertung dort gewonnener psycho-

logischer Einsichten studiert werden. Heißt das aber auch, daß ihre Wirkungen nur durch das Individuum und sein Erleben bestimmt sind? Keineswegs; es ergeben sich hier vielmehr Komplikationen, besonders solche der Summierungswirkungen, entsprechend denen, welche Freud für die Massenpsyche gekennzeichnet hat.

Auch unsere alten Probleme der analytischen Therapie erhalten von hier aus ein berücksichtigungswertes Streiflicht, da die Veränderung der psychischen Einstellung durch die Psychoanalyse notwendigerweise zu einer neuen Einstellung zu den alten Kulturbindungen führt und diese niemals völlig konfliktfrei vor sich geht.

Ich behaupte also, daß das Studium der Genese, der Entwicklung und der Wirkungsarten religiöser (und moralischer) Vorstellungen für die Therapie — wohlgemerkt für die Therapie! — der Neurosen von außerordentlicher Bedeutung ist, und dies besonders nach zwei Richtungen: für die Einschätzung der Verdrängungswiderstände und für die Einschätzung dessen, was ich in meinem „Geständniszwang und Strafbedürfnis" die Tiefendimension der Neurose genannt habe. Damit aber habe ich implicite gesagt, daß dieses Studium für die Neurosenpsychologie notwendig ist. Das unbewußte Schuldgefühl ist vielleicht nur das bedeutsamste Stück dessen, was wir auf diesem Gebiete besser studieren können als auf anderen. Es gibt andere Fragen, nicht minder bedeutsamer Art, die von dort her eine überraschende Beleuchtung erfahren werden, und es wird bald an der Zeit sein, sie zu erörtern.

Ich habe hier die stärkste Verdrängungsmacht, die es in Gestalt organisierter Kultureinrichtungen gibt, hervorgehoben und die Diskussion Ihrem Wunsche entsprechend nur in der Richtung ihrer Bedeutung für die Neurosentherapie ein Stück weiter geführt. Warum nicht die anderen großen kulturellen Institutionen? Sie kommen hier kaum in Betracht: die Kunst gibt keine Normen für die Handlungen und Gedanken der Menschen, ebensowenig die Wissenschaft. Das Recht und die Moral aber stehen unter dem Zeichen höherer Autoritäten und führen, wie die Kulturgeschichte zeigt, wieder zur Religion zurück.

Sie verstehen auch, daß Sie sich jetzt kaum mehr zu der Ansicht bekennen können, welche die meisten von Ihnen früher geäußert haben: „Studium der psychischen Ursprünge, der Entwicklung und der Wirkungen der religiösen Begriffe, ganz schön. Aber was bedeutet das für uns praktische Ärzte und Psychotherapeuten? Genau so viel und genau so wenig wie etwa eine analytische Studie über ein Kunstwerk, eine Erfindung, eine kulturhistorisch interessante Erscheinung, einen Sprachgebrauch usw. Es ist gewiß interessant, aber es liegt außerhalb unseres speziellen Interessen-

kreises. Wir sind ja Psychotherapeuten und wollen nichts anderes sein.“ Langsam, meine Herren, das Leben hat dafür gesorgt, daß es in Ihren Interessenkreis falle, und in ganz anderer Art als etwa irgendeine Arbeit, die der „Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaft“ gewidmet ist, etwa die Studie über einen Dichter oder eine Dichtung. Hier handelt es sich um eine Kulturmacht, deren Einfluß sich kein jetzt Lebender entziehen kann und die in bestimmter, genau beschreibbarer Art einen tiefgehenden Einfluß auf das Leben der von Ihnen behandelten Kranken ausgeübt hat.

Sie sagen, das Studium der religiösen (und moralischen) Anschauungen erscheine Ihnen für die speziellen Aufgaben der Therapie nicht wichtig? Nun, wir wollen nicht streiten, aber erlauben Sie, Sie sind doch praktische Ärzte, nicht wahr? Ihr Blick ist auf die praktische, tätige Seite des Lebens gerichtet. Nun bitte ich Sie einmal, mich Unpraktischen zu belehren.

Ich kenne einen Fall von schwerer Neurose jenseits des Ozeans, erwachsen in jener Gegend, in der man Gott wahrhaftig fürchtet und die Priester von tausend Sekten aus Megaphonen die Zuhörer apostrophieren: „*Where will you spend eternity?*“ oder „*Would Jesus play poker?*“ oder „*Wake up, Mr. Devil!*“. Ich kann Ihnen den Fall aus naheliegenden Gründen nicht erzählen, aber Sie würden wie ich der Meinung sein, daß eine große Aussicht auf Wiederherstellung besteht, wenn der Kranke zur Psychoanalyse käme. Er hat auch von der Analyse gehört, erkennt ihr mannigfache Verdienste zu, hätte Zeit und Mittel genug, sich einer gründlichen Analyse zu unterziehen. Wissen Sie, warum er nicht in die Analyse geht? Er und die Seinen haben gehört, daß die Analyse gegen die Religion verstoße; er fürchtet für sein Seelenheil. Sie sagen, wer so furchtsam sei, dessen Glauben stehe kaum auf festen Füßen? Ich bin ganz Ihrer Meinung, aber wir wollten doch nur das Praktische der Frage im Auge behalten? Wie können Sie diesem Kranken, wie können Sie Tausenden, die wie er fühlen, helfen? Ihr Achselzucken gibt keine ausreichende Antwort. Ich will Sie zu dem Zugeständnis bringen, daß die Religion als kollektive Verdrängungsmacht eine große Rolle in der Neurose spielt.

Hier ein anderer Fall: ein Kranker mit schwerer Zwangsneurose hatte sich durch religiöse Gelübde gebunden, über bestimmte Dinge nicht zu sprechen. Während der Analyse hatte er sich einen Priester holen lassen, der ihn des Gelübdes entbinden sollte. Der Priester tat dies, aber der Patient fühlte, dies sei nicht genügend, und bestand auf der Durchführung anderer, sehr komplizierter religiöser Bedingungen, die unmöglich erfüllbar waren. Man mußte sich entschließen, zu warten. Später hatte er sich aus

Verzweiflung über eine in seinen Gedanken auftauchende Blasphemie gelobt, einige Tage nicht zu sprechen, daraus wurden Wochen, Monate. Nun, erscheint Ihnen das Studium der Religion noch immer bedeutungslos für das Verständnis und die Therapie der Neurosen? Sie sagen, es handle sich um einen schweren Widerstand, der sich auch sonst nur in anderer Form Ausdruck verschafft hätte? Ganz Ihrer Meinung, aber halten Sie es wirklich für belanglos, daß die Onanie dem Patienten als Kind als schwere Versündigung gegen Gott geschildert wurde und er auf jeden Rückfall in die masturbatorische Tätigkeit mit schweren Gelübden reagierte? Halten Sie es für unwichtig, daß seine Gelübde und Eide damals und jetzt an die Werte geknüpft werden, die ihm und den Personen seiner Umgebung als die höchsten gelten? Sie sagen, ich hätte warten sollen, bis die Übertragung groß genug zur Bewältigung jener religiös betonten Widerstände geworden wären? Nun hören und staunen Sie: ich habe gewartet, habe mit einer Geduld gewartet, die meinen frommen Patienten an die Säulenheiligen seiner Religion hätte erinnern müssen, habe gewartet Monate, Jahre. Der Galiläer hat gesiegt.

Ein anderer Fall: eine Patientin aus aristokratischem Geschlecht, das immer eine Stütze von Thron und Altar gewesen war, hatte die geliebte Schwester in der Jungmädchenzeit verloren. Am Sarge hatte sie auf geheimnisvollem Wege die Überzeugung von der Unsterblichkeit der schwesterlichen Seele gewonnen und von dort aus waren ihre Gedanken auf bestimmte esoterische Lehren des fernen Ostens gelenkt worden. Ihre schweren zwangsneurotischen Symptome, ein enges Netz von Geboten und Verboten, standen in innigster Verbindung mit diesen Gedankengängen. Ich kam niemals dazu, die Entstehung jener „*conviction spontanée*“ von der Unsterblichkeit der Schwester, einen der wichtigsten Ausgangspunkte ihres Systems, analytisch aufzuklären, denn sobald ich in der Analyse nur in die assoziative Nähe des von ihr als Offenbarung behandelten Glaubens kam (Sie haben gewiß erraten, daß es sich um eine Reaktion auf intensive unbewußte Todeswünsche handelte), wollte sie um keinen Preis mehr zuhören, weil sie sich ihren heiligen Glauben nicht rauben lassen wollte. Die Patientin verließ mich bald, weil sie mich in Verdacht hatte, einer jener abscheulichen Atheisten zu sein, die ihr frevles Spiel mit heiligen Gütern treiben. Gewiß, sie hätte auf jeden Fall die Analyse vorzeitig verlassen, aber auch dieser Fall wie so viele andere gibt Anlaß, an die Bedeutsamkeit religiöser Ideen für die Neurosenphänomene zu denken.

Soweit die Frage der individuellen analytischen Therapie. Aber Sie erinnern sich, daß wir einmal die Frage diskutierten, ob die individuelle, therapeutische und pädagogische Aufgabe wirklich in Zukunft die wichtigste

sein wird, welche der Analyse gestellt wird? Ich habe damals — ich weiß, in Widerspruch zu Ihnen allen — die Behauptung aufgestellt, daß die individuelle analytische Therapie an Bedeutung zurücktreten wird gegenüber andersartigen Wirkungen, unter denen mir die kollektive Therapie und Prophylaxe, wenn Sie wollen, die psychische soziale Hygiene, besonders bedeutsam zu sein scheint. (Die individuelle Analyse wird natürlich immer die empirische Grundlage für diese anderen Bestrebungen bleiben.) Erinnern Sie sich jenes Wortes Freuds, daß er endlich erkennen mußte, er habe die ganze Menschheit zum Patienten?

Es ist mir wohl bekannt, daß ich mit meiner Ansicht innerhalb unserer Wiener Gruppe allein stehe, aber ich bin bei meiner Behauptung von damals geblieben, daß die individuelle Therapie der Neurosen an Bedeutung in naher Zukunft von jener Kollektivtherapie übertroffen werden wird. Man kann dies behaupten, ohne eine besondere Prophetengabe zu besitzen und ohne sich einer speziellen Witterung für das Kommende zu rühmen. Es gibt genug fühlbare und sichtbare Anzeichen dafür. Sie kennen sie so gut wie ich. Glauben Sie, daß die Analyse für jene künftigen Aufgaben so gut gerüstet ist wie für die gegenwärtigen? Glauben Sie, daß das Studium der Genese, der psychischen Dynamik und der Mechanismen der Religion und der Moral für diese therapeutischen Aufgaben überflüssig sein wird? Weltanschauung hin, Weltanschauung her. Ich will Sie bei Ihrem therapeutischen Standpunkte festhalten. Hier geht es um therapeutische Fragen. Wer und was beschützt und bestärkt wohl die Sexualverdrängung stärker als die Religion und die mit ihr so innig verknüpfte moralische Tradition? Welche Verdrängungsmächte wirken wohl tiefer, nachhaltiger, sowohl bei den breiten Massen als auch bei den Oberschichten?

Eine schwere Reaktion gegen die Psychoanalyse ist unausbleiblich. Sie wird im Namen der Religion geführt werden. Vor einem Jahrhundert hat einer der bedeutendsten Naturforscher, der englische Geologe Charles Lyell, das Typische des Vorganges in Worten festgehalten, die noch heute gelten: „Es wird gehen wie immer, wenn eine neue und überraschende Wahrheit entdeckt wird. Die Menschen sagen zuerst: ‚Das ist nicht wahr', dann: ‚Es widerstreitet der Religion' und zuletzt: ‚Ach, das hat man schon lange gewußt'."

Sie werden vielleicht sagen, daß Sie sich nur um Ihre einzelnen Fälle zu kümmern haben, daß Sie zwar die Prüderie und Hypokrisie der Welt bedauern, sich aber nicht berufen fühlen, dagegen anzukämpfen. Aber Sie tun es doch, und zwar nicht nur bei Ihren Patienten. Sie wissen so gut wie ich, daß Sie es eigentlich nicht nur mit Ihren Patienten zu tun bekommen, sondern mit dessen ganzen Umgebung, seinen Verwandten,

Freunden und seinem ganzen Gesellschaftskreis. Sie analysieren noch in der Einzelanalyse einen ganzen Kreis Menschen mit, fühlen deren Übertragung und — wahrhaftig fühlbar genug — deren Widerstände. Und vergessen Sie nicht, Sie analysieren nicht nur Kranke, sondern auch Fälle mit Charakterdeformationen, die sich nicht wie die schweren Fälle von Neurose aus dem Leben der Sozietät zurückgezogen haben. Und wie steht es in der pädagogischen Analyse? Bitte, fragen Sie unsere pädagogischen Kollegen, ob sie ihre analytische Arbeit auf das Kind beschränken können und ob nicht die Familie, die Erzieher, die Verwandten in den Kreis gezogen werden. Jeder Mensch, der analysiert wird, ist sozusagen eine Keimzelle künftiger Entwicklung und Ausbreitung analytischer Ansichten. Sie leisten eine große soziale Arbeit, ob Sie es nun wünschen oder nicht. Dies abzuleugnen hieße psychische Realitäten unbeachtet lassen, ließe den Mut nicht aufbringen, „*to face the music*".

Was wäre die Analyse auch, wenn sie nichts sonst wäre als eine Methode, einigen Nervösen zu helfen? Woher der Kampf um sie? Ich weiß, die Ansicht liegt manchem unserer Kollegen nahe, in Freud nur den großen Entdecker eines neuen psychotherapeutischen Verfahrens zu sehen. Eine künftige Zeit wird in ihm einen der großen befreienden Geister der Menschheit sehen, der es vermocht hat, das drückende Schuldgefühl der Menschen zu vermindern, sie ein wenig von leeren Ängsten zu befreien und ihnen den kurzen Aufenthalt auf diesem Planeten etwas zu erleichtern. Dies mag außerhalb seiner und unserer Absichten liegen, — die Wissenschaft steht uns höher, — aber er und wir werden nicht mehr gefragt werden. Übrigens sind ja diese Ansichten nicht unvereinbar. Die künftige Geschichte der Aufklärung wird die Mittelglieder zu finden wissen.

In der Diskussion der Frage der Laienanalyse wurde bereits von Freud darauf hingewiesen, daß im künftigen Ausbildungsstudium des Analytikers Kulturgeschichte, Mythologie, Religionswissenschaft in einem gewissen Ausmaße vertreten sein müssen. Hier handelt es sich darum, zu erweisen, daß diese Notwendigkeit des Studiums der religiösen und moralischen Vorstellungen auch vom rein therapeutischen Standpunkte aus besteht. Wenn es aber so ist, daß die Kenntnis der Entstehung und Entwicklung der religiösen Begriffe für die Neurosentherapie wichtig ist, weil es sich in ihnen um Verdrängungsfaktoren sowie um Reaktionsbildungen, Ersatz- und Sublimierungsleistungen von besonderer Bedeutung handelt, so wird ein anderes Problem akut. Die Diskussion dreht sich nicht mehr, wie einige von Ihnen meinten, um eine der üblichen „Anwendungen der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften", sondern um ein therapeutisches Postulat. Es lautet: die Entstehung und Entwicklung dieser Begriffe sind analytisch

zu studieren. D. h. diese kollektiven Bindungen sind unter analytischen Gesichtspunkten in ihren Motiven und Zielen zu erfassen, um sie in der Praxis zu verstehen. Aus der analytischen Arbeit am Einzelnen erwächst so nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit, sich mit dem Studium dieser sozialen Schöpfungen zu beschäftigen, und dieses Studium wirkt wieder in der Form analytischen Verständnisses auf die Analyse des Einzelnen, das will sagen, auf unsere Therapie zurück. Es wird so ein Kreislauf sichtbar, der von der individuellen Therapie ausgeht und über die von ihr angeregte und geforderte Forschung dieser sozialen Phänomene in ihrer Wirksamkeit beim Einzelnen und bei den Massen wieder zur individuellen (und später zur kollektiven) Therapie zurückführt.

Es ist klar, daß dieses Studium in ununterbrochenem Kontakt mit dem lebendigen Material geschehen muß, weil sonst jede empirische Grundlage, jede Möglichkeit, Gemeinsamkeit und Differenzen festzustellen, jede Vergleichsmöglichkeit und damit jede wechselseitige Aufhellung der Tatsachen wegfallen würde.

Diese Arbeiten sind also von Analytikern zu leisten, die sowohl in der Praxis stehen, als auch Vorbildung, Eignung, Gelegenheit und Zeit haben, sich mit jenen anderen, ich wiederhole, auch therapeutisch wichtigen Problemen zu beschäftigen. Mag der eine oder der andere vielbeschäftigte Therapeut gelegentlich sich an einer solchen Arbeit versuchen[1], es wird wünschenswert sein, daß eine besondere Gruppe von Analytikern von spezieller Eignung hier ihr Arbeitsgebiet findet, weil das Studium der fremden Wissenschaft erhöhte Anforderungen an den Einzelnen stellt. Hat man in unseren Kreisen überhaupt schon bedacht, daß und wie wichtig diese Bemühungen Einzelner sind? Und wie wichtig sie einmal werden mögen?

Ich behaupte und werde nicht müde werden, zu behaupten, daß diese Art der Forschungen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit bedarf. Die Zukunft wird lehren, ob ich Recht oder Unrecht habe.

---

1) Die Beiträge von Ernest Jones zur Analyse religiöser Phänomene seien hier als vorbildlich hervorgehoben.

Die Rollenbildung im Kinderspiel

Von
Melanie Klein
London

Ich habe in einer früheren Arbeit[1] über einige grundlegende Mechanismen des Kinderspieles berichtet, deren Erkenntnis sich mir aus meinen Spielanalysen ergab. Ich hob hervor, daß die dem Spiel zugrunde liegenden spezifischen, in den verschiedensten Darstellungsformen wiederkehrenden Inhalte sich mit dem Kern der Masturbationsphantasien decken und daß eine grundlegende Funktion des Kinderspieles der Abfuhr der Masturbationsphantasien dient. Ich besprach die weitgehende Analogie zwischen den Darstellungsmitteln des Spieles und des Traumes und die Bedeutung der Wunscherfüllung auch für das Kinderspiel. Ich wies ferner auf einen dem Rollenspiel zugrunde liegenden Mechanismus hin. In den folgenden Ausführungen beabsichtige ich, mich mit diesem Mechanismus eingehender zu befassen und auch das Verhältnis zwischen Rollenbildung und Wunscherfüllung an einer Reihe von Beispielen, und zwar verschiedener Krankheitstypen, zu beleuchten.

Beim schizophrenen Kinde kommt es nach meinen bisherigen Erfahrungen zu keinem Spiel im eigentlichen Sinne, sondern zu monotonen Handlungen, von denen der Zugang zum *Ubw* mühsam zu eröffnen ist. Die sich dann offenbarende, mit diesen Handlungen verbundene Wunscherfüllung besteht vorwiegend in der Negierung der Realität und aus der Hemmung der Phantasien. In diesen extremen Fällen kommt auch keine Rollenbildung zustande.

Meine zu Beginn der Behandlung sechsjährige Patientin E r n a, hinter deren schwerer Zwangsneurose nach längerer Analyse eine Paranoia deutlich wurde, ließ mich im Spiele häufig das Kind darstellen, wobei sie zur Mutter oder Lehrerin wurde. Ich sollte dann auf phantastische Art gefoltert und gedemütigt werden. Wurde ich von jemandem im Spiele liebevoll behandelt, so erwies sich gewöhnlich nachher, daß die Freundlichkeit

1) Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse. Imago, Bd. XII (1926).

nur Verstellung war. Die paranoischen Züge traten darin hervor, daß ich stets belauert wurde, man meine Gedanken erriet, der Vater mit der Mutter oder die Lehrerin mit der Mutter sich verbündeten, kurz, ich stets von Verfolgern umgeben war. Ich als Kind hatte auch ständig die anderen zu belauern und zu quälen. Oft übernahm Erna selbst die Rolle des Kindes. Der Ausgang des Spieles war dann gewöhnlich der, daß das — in diesem Falle gute — Kind den Verfolgungen entkam, reich, mächtig, eine Königin wurde und grausame Rache an den Verfolgern nahm. Nach anscheinend ungehemmtem Austoben des Sadismus in derartigen Phantasien (dies alles erfolgte nach einem großen Stück Analyse) trat der Rückschlag in Form tiefer Depression, Angst und körperlicher Erschöpfung ein. Die Unmöglichkeit, diesen übermäßigen Druck zu ertragen, der sich in vielen schweren Krankheitserscheinungen bei Erna äußerte,[1] spiegelt ihr Spiel wider. In diesen extremen Phantasien lassen sich alle Rollen auf das gleiche Schema, auf zwei Hauptrollen zurückführen: die des verfolgenden Über-Ichs und die des bedrohten und nicht weniger grausamen Es.

Die Wunscherfüllung in diesem Spiele besteht hauptsächlich darin, daß Erna sich mit dem Stärkeren identifiziert, um so ihrer Angst vor den Verfolgungen Herr zu werden. Das bedrängte Ich sucht die drohende Überwältigung des Es durch das Über-Ich durch Beeinflussung, resp. Täuschung des Über-Ich zu verhindern. Es versucht, das außerordentlich sadistische Es in den Dienst des Über-Ichs zu stellen und beide im Kampfe gegen einen gemeinsamen Feind zu vereinigen. Eine Voraussetzung dafür ist die weitgehende Ingangsetzung des Projektionsmechanismus und des Mechanismus der Verschiebung. Wenn Erna die grausame Mutter spielt, so ist das böse Kind der Feind, wenn Erna das verfolgte, aber bald zu Macht gelangte Kind spielt, sind die bösen Eltern der Feind. In beiden Fällen liegt ein dem Über-Ich plausibel zu machendes Motiv vor, den schrankenlosen Sadismus gewähren zu lassen. Das Über-Ich soll bei diesem Pakt gegen den Feind vorgehen, als wenn er das Es wäre, das Es aber sucht im geheimen natürlich weiter seine vorwiegend sadistischen Befriedigungen an den ursprünglichen Objekten zu erreichen. Die narzißtische Befriedigung, die dem Ich aus seiner nach außen und innen betätigten Überlegenheit erwächst, dient auch zur Besänftigung des Über-Ichs und wird so ein wesentliches Mittel zur Verminderung der Angst. Dieser Pakt, der in weniger extremen Fällen relativ so gut gelingen kann, daß er nach außen unbemerkt bleibt und es nicht zu einem Krankheitsausbruch kommt, scheiterte in Ernas Fall völlig an dem übermäßigen

1) Ein ausführlicher Bericht über diese Krankheitsgeschichte wird u. a. im Rahmen eines Buches erfolgen, dessen Veröffentlichung bevorsteht.

Sadismus sowohl des Es wie des Über-Ichs. Nun schlägt sich das Ich zum Über-Ich und versucht aus der Bestrafung des Es eine Befriedigung zu ziehen, die aber natürlich ebenfalls mißlingt. Daß keine dieser widersprechenden Wunscherfüllungen lange aufrechterhalten werden konnte, erwies sich durch die immer wieder einsetzenden schweren Angst- und Reuereaktionen.

Das nun folgende Beispiel zeigt eine in einzelnen Punkten abweichende Verarbeitung analoger Schwierigkeiten.

Der zu dieser Zeit sechsjährige Georg brachte mir monatelang fortsetzungsweise Phantasien, in denen er als mächtiger Führer einer Schar wilder Jäger und Tiere seine Feinde, die auch Raubtiere zu Hilfe hatten, siegreich und grausam bekämpfte und tötete. Die Tiere wurden dann verzehrt. Der Kampf nahm niemals ein Ende, da immer neue Feinde erstanden. Bei diesem Kind hatte die Analyse nach längerer Behandlung auch stark paranoische Züge aufgedeckt. Georg hatte sich stets bewußt[1] von Verfolgern (Zauberer, Hexen, Soldaten) umgeben gefühlt, sich ihrer aber — anders als Erna — mit Hilfe von allerdings ganz phantastischen Helfern zu erwehren gesucht.

Die Wunscherfüllung in diesen Phantasien zeigt einige Analogien mit der von Ernas Spiel. Auch hier versucht das Ich zur Abwehr der Angst durch Größenphantasien eine Identifizierung mit dem Stärkeren zu erreichen. Auch hier wird der Versuch unternommen, den Feind in einen „bösen" Feind zu verwandeln, um das Über-Ich zu besänftigen. Aber der der Angst zugrunde liegende primäre Sadismus wird in diesem Fall, wo er nicht so überwältigend ist wie bei Erna, weniger kunstvoll verdeckt. Das Ich identifiziert sich stärker mit dem Es, paktiert weniger mit dem Über-Ich und wehrt die Angst durch weitgehende Absperrung von der Realität ab.[2] Hier zeigt sich deutlich das Überwiegen der wunschgerechten vor der realitätsgerechten Strömung, die Freud als ein Kriterium der Psychose bezeichnet. Die Rollenbildung unterscheidet sich von der in Ernas Spielen durch das Auftreten hilfreicher Gestalten. Es liegen hier drei Hauptrollen vor: die des Es, die der verfolgenden und die der hilfreichen Gestalt.

Ich führe nun als ein Beispiel für das Spiel eines schwer zwangsneurotischen Kindes ein Spiel meiner zweidreivierteljährigen Patientin Rita an:[3]

1) Wie so viele Kinder, hatte Georg den Inhalt seiner Angst stets vor der Umgebung verheimlicht. Die Angst war allerdings seinem Wesen deutlich aufgeprägt.

2) Diese Absperrung von der Realität trat in Georgs Entwicklung in steigendem Maße hervor. Er war vollständig in seine Phantasien eingesponnen.

3) Ich entnehme dieses Beispiel meiner Arbeit: „Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse".

„Die Puppe wurde — nach einem ausgesprochen zwangsneurotischen Zeremoniell — zum Schlafengehen eingepackt und ein Elefant neben das Puppenbett gestellt. Er sollte das Puppenkind am Aufstehen verhindern, denn sonst würde es leise in das Schlafzimmer der Eltern gehen und diesen etwas antun oder wegnehmen. Der Elefant (eine Vater-Imago) sollte die hindernde Rolle übernehmen, die der introjizierte Vater schon in ihr spielte, seitdem sie im Alter zwischen eineinviertel und zwei Jahren die Stelle der Mutter beim Vater einnehmen, der schwangeren Mutter das Kind rauben und die Eltern beschädigen und kastrieren wollte. Die Wut- und Angstreaktionen, die im Verlauf solcher Spiele einer Bestrafung des Kindes folgten, bewiesen auch, daß Rita innerlich beide Rollen spielte, die der richtenden Autoritäten und die des bestraften Kindes.“

Dieses Spiel weist keine andere Wunscherfüllung auf als die Tatsache, daß es dem Elefanten zeitweilig gelang, das Puppenkind am Aufstehen zu verhindern, und es enthält auch wieder nur zwei Hauptrollen: die Puppe, die das Es verkörpert, und den hindernden Elefanten, der der Repräsentant des Über-Ichs ist. Die Wunscherfüllung in diesem Spiele ist die Unterdrückung des Es durch das Über-Ich. Diese Wunscherfüllung und die Verteilung der Handlung auf zwei Rollen bedingen einander, da dieses Spiel vorwiegend dem beim schweren Neurotiker die Seelenabläufe beherrschenden Kampfe zwischen Über-Ich und Es gilt. Auch in Ernas Spiel fanden wir die gleiche Rollenbildung, die die Wirksamkeit eines überwältigenden Über-Ichs und den Mangel an hilfreichen Imagines zeigt. Während aber in Ernas Spiel der Pakt mit dem Über-Ich, in Georgs Spiel vorwiegend die Behauptung des Es gegen das Über-Ich (mit Hilfe der Realitätsabsperrung) als Wunscherfüllung erscheint, zeigt sich bei Rita die Unterdrückung des Es durch das Über-Ich als Wunscherfüllung. Die Möglichkeit zu dieser wenn auch überaus mühsam aufrecht erhaltenen Unterdrückung des Es durch das Über-Ich war schon das Resultat eines Stückes Analyse. Erst nachdem die alle Phantasietätigkeit hemmende Überstrenge des Über-Ichs sich vermindert hatte, setzten Phantasiespiele von der hier beschriebenen Art ein. Der Fortschritt im Vergleich zu dem vorhergehenden (ganz spielgehemmten) Stadium lag darin, daß nun das Über-Ich nicht *nur drohte*, sondern daß es die verbotenen Handlungen unter Drohungen zu *verhindern suchte*. Der mißlungene Ausgleich zwischen Über-Ich und Es wurde durch die gewaltsame, alle Energien aufzehrende Triebunterdrückung, die für schwere Fälle von erwachsenen Zwangsneurotikern[1] charakteristisch ist, ersetzt.

1) Bei Rita lag eine für ihr Alter ungewöhnliche Zwangsneurose mit kompliziertem Schlafzeremoniell und anderen schweren Zwangssymptomen vor. Solche schon den

Betrachten wir nun ein Spiel, das einem weniger schweren Stadium der Zwangsneurose entstammt. In einem späteren Abschnitt von Ritas Analyse (sie war damals drei Jahre alt) hatte ein Reisespiel, das sich fast durch die ganze Analyse zog, folgende Gestalt angenommen: Rita fuhr mit ihrem Spielbären (der zurzeit den Penis vorstellte) zu einer guten Frau und sollte dort bewirtet und beschenkt werden. Dieser günstige Ausgang wurde am Anfang dieses Analysenabschnittes meist gestört. Rita wollte selbst den Zug führen und den Schaffner entfernen. Er war aber entweder nicht zu entfernen oder kehrte drohend wieder. Mitunter war es ein böses weibliches Wesen, das die Reise hinderte, oder am Reiseziel fand sich nicht eine gute, sondern eine böse Frau vor.

Der Unterschied der — wenn auch noch so stark gestörten — Wunscherfüllung in diesem Falle zu den früher besprochenen Beispielen springt in die Augen. Hier geht es um eine positive, libidinöse Befriedigung, an der der Sadismus nicht einen so überragenden Anteil hat wie in den bisherigen Beispielen. Die Rollenbildung zeigt ebenso wie bei Georg drei Hauptrollen: die des Es, die der helfenden und die der drohenden, resp. versagenden Gestalt.

Diese hilfreichen Gestalten sind, wie schon das Beispiel Georgs zeigt, vielfach von phantastischester Art. In der Analyse eines viereinhalbjährigen Knabens brachte die „Feenmutter" des Nachts eine gute Speise, die sie mit dem Knaben teilte: die Speise bedeutete den Penis des Vaters, dessen sie ihn heimlich beraubt hatte. In einer anderen Analyse heilte die „Feenmutter" mit einem Zauberstab alle dem Knaben durch die strengen Eltern zugefügten Wunden und tötete dann gemeinsam mit ihm auf grausame Weise die strengen Eltern.

Ich habe die Wirksamkeit solcher Imagines, die ein Gemisch von phantastisch guten und phantastisch bösen Zügen aufweisen, als einen generellen Mechanismus auch beim Erwachsenen kennen gelernt.[1] Es sind Zwischenstufen zwischen dem ganz realitätsfremden, drohenden Über-Ich und den der Realität näher stehenden Identifizierungen. Diese Zwischenstufen, deren schrittweise Entwicklung zu der Realität näher stehenden Identifizierungen sich in den Spielanalysen immer wieder beobachten läßt, scheinen mir sehr aufschlußreich für die Erkenntnis der Über-Ich-Bildung.

Charakter der Zwangsneurose Erwachsener aufweisende Erkrankungen bei kleinen Kindern erweisen sich nach meinen Erfahrungen als überaus schwere Erkrankungen. Einzelne zwangsneurotische Züge im Gesamtbilde der Kinderneurose halte ich dagegen für eine regelmäßige Erscheinung.

1) Ein Beispiel hiefür ist der phantastische Glaube an einen Gott, der zur Verübung aller möglichen Greuel (noch im letzten Krieg zur Vernichtung der Feinde und ihres Landes) helfen würde.

Am Eingang des Ödipuskonfliktes und der Über-Ich-Bildung steht nach meinen Erfahrungen das unter der vorwiegenden Herrschaft der prägenitalen Stufen gebildete, überwältigende Über-Ich. Die Wirkung des Genitales hat schon eingesetzt, tritt aber zunächst noch kaum hervor. Es ist von entscheidender Bedeutung für die weitere Entwicklung des Über-Ichs zur Genitalität, ob die oralsaugende oder die oralbeißende Fixierung überwiegt. Der Primat der genitalen Stufe für die Sexualität sowohl wie für das Über-Ich hat zur Voraussetzung eine genügend starke Fixierung an die oralsaugende Stufe. Je weiter von den prägenitalen Stufen zur genitalen Stufe zugleich mit der libidinösen Entwicklung auch die Über-Ich-Bildung fortschreitet, um so mehr nähern sich die von dem Bilde der oral gewährenden Mutter[1] ausgehenden, phantastischen, wunscherfüllenden Identifizierungen den Gestalten der realen Eltern an.

Die auf dieser frühen Stufe der Ichentwicklung aufgenommenen Imagines tragen, obzwar ihnen die realen Ödipusobjekte zugrunde liegen, den Stempel der prägenitalen Triebregungen. So kommen die phantastischen, fressenden, schneidenden, überwältigenden Imagines zustande, bei denen wir ein Gemisch prägenitaler Triebregungen am Werke finden. Die Introjektion der Imagines kommt, der Libidoentwicklung folgend, unter dem Einfluß der libidinösen Fixierungspunkte zustande. Das Über-Ich als ein Ganzes baut sich also aus den auf den verschiedenen Entwicklungsstufen aufgenommenen und deren Stempel tragenden Imagines auf. Die Entwicklung des Über-Ichs findet zugleich mit der der Libido beim Einsetzen des Latenzalters ihren Abschluß.[2] Schon während dieses Aufbauprozesses betätigt das Ich seine Neigung zur Synthese dahin, daß es aus diesen verschiedenen Identifizierungen ein Ganzes zu bilden bestrebt ist. Je extremer und gegensätzlicher die Imagines sind, um so weniger wird die Synthese gelingen, um so schwieriger wird es sein, sie aufrecht zu erhalten. Die übermäßige Wirksamkeit extremer Imagines, die starke In-

1) Ich bin in meinen früheren Arbeiten zur Aufstellung gekommen, daß bei beiden Geschlechtern die Abwendung von der Mutter als orales Liebesobjekt durch die von ihr bereiteten oralen Versagungen bewirkt wird und die versagende Mutter im Seelenleben des Kindes die gefürchtete Mutter bleibt. Ich verweise hier auf Radó, der die Teilung der Mutter-Imago in eine gute und böse Mutter auf die gleiche Quelle zurückführt und seinen Aufstellungen zur Genese der Melancholie zugrunde gelegt hat. (Das Problem der Melancholie. D. Zeitschr., Bd. XIII, 1927.)

2) Fenichels Wiedergabe meiner Beiträge zur Frage der Über-Ich-Bildung (Besprechung des „Symposium on Child Analysis" diese Zschr., Bd. XIV, S. 546) ist insoferne nicht zutreffend, als er annimmt, daß ich die Entwicklung des Über-Ichs im zweiten bis dritten Lebensjahre für abgeschlossen halte. Ich habe in meinen Arbeiten den Abschluß der Über-Ich-Bildung zugleich mit dem der Libidoentwicklung angesetzt.

anspruchnahme der gütigen gegen die drohenden, die Leichtigkeit, mit der sich die Helfer in Feinde verwandeln (die auch die Ursache für das so häufige Mißlingen der Wunscherfüllung im Spiel ist), all das zeigt an, daß der Prozeß der Vereinheitlichung der Identifizierungen nicht gelungen ist. Dieses Mißlingen drückt sich in der Ambivalenz, Angstbereitschaft, leicht erschütterten Stabilität und der mangelhaften Realitätsbeziehung des neurotischen Kindes aus.[1] Die Notwendigkeit zur Synthese des Über-Ichs ergibt sich aus der Schwierigkeit der Verständigung mit einem aus so gegensätzlichen Imagines bestehenden Über-Ich. Die mit dem Latenzalter einsetzenden erhöhten Forderungen der Realität verstärken das Bestreben des Ichs, die Synthese des Über-Ichs zu bewerkstelligen, um einen Ausgleich zwischen Über-Ich, Es und Realität zu ermöglichen.

Die Zerlegung in die ursprünglichen, auf verschiedenen Entwicklungsstufen introjizierten Identifizierungen hat sich mir als ein der Projektion analoger und mit dieser eng verbundener Mechanismus erwiesen. Ich sehe in Zerlegung und Projektion einen grundlegenden Faktor für den Antrieb zum Rollenspiel. Mit Hilfe dieser Mechanismen kann die — nur mehr oder minder — mühsam aufrecht erhaltene Synthese des Über-Ich zeitweise aufgegeben, ferner die durch die Auseinandersetzung zwischen dem Über-Ich als ein Ganzes und dem Es bestehende Spannung herabgesetzt und so der intrapsychische Konflikt abgeschwächt und in die Außenwelt verlegt werden. Der hiedurch erzielte Lustgewinn wird vergrößert durch die weitere aus der Verlegung in die Außenwelt für das Ich sich ergebende Möglichkeit, auf vielfache Art reale Beweise für einen günstigen Ausgang der mit Angst- und Schuldgefühlen besetzten seelischen Abläufe und dadurch eine wesentliche Herabsetzung der Angst zu erzielen.

Ich habe im Verlaufe meiner Ausführungen die im Spiel sich offenbarende Realitätsbeziehung schon berührt. Ich will nun an Hand der hier angeführten Beispiele feststellen, wie die Realitätsbeziehung sich zu den bisher als Maßstab verwendeten Faktoren der Wunscherfüllung und der Rollenbildung verhält.

Sehr lange war es in Ernas Analyse nicht möglich, eine Beziehung zur Realität herzustellen. Zwischen der wirklichen, liebevollen und freundlichen Mutter und den ungeheuerlichen Verfolgungen und Demütigungen, die im Spiel dem Kinde zugefügt wurden, schien keine Brücke zu bestehen. In

1) Je weiter die Analyse fortschreitet, um so mehr vermindert sich die Wirkung der drohenden, um so stärker und anhaltender sehen wir die wunscherfüllenden Gestalten im Spiele hervortreten; um so größer wird aber auch die Spiellust, um so befriedigender der Ausgang des Spieles. Der Pessimismus hat sich vermindert, der Optimismus verstärkt.

dem Stadium der Analyse, in dem die paranoischen Züge stärker hervortraten, erwiesen aber immer mehr Einzelheiten das Vorbild der wirklichen Mutter in grotesk verzerrter Form. Nun trat auch das — allerdings verschobene — Verhältnis zur Realität hervor. Mit einer überaus scharfen Beobachtungsgabe nahm Erna alle Einzelheiten der Handlungen und der Motive ihrer Umgebung wahr, ordnete sie aber dem System des Verfolgt- und Belauertwerdens in irrealer Weise ein. So z. B. legte sie dem Koitus der Eltern (den sie übrigens immer voraussetzte, wenn die Eltern allein blieben) und allen ihren gegenseitigen Zärtlichkeiten als hauptsächlichstes Motiv den Wunsch der Mutter, ihre Eifersucht zu erregen, zugrunde. Das gleiche nahm sie von allen Vergnügungen der Mutter, des weiteren aber von denen aller Menschen und insbesondere aller Frauen an. Sie kleideten sich schön, um sie zu kränken, usw. Sie war sich aber des Ungewöhnlichen dieser Auffassung bewußt und hielt sie sorgfältig geheim.

In Georgs Spiel war die Absperrung von der Realität, wie ich schon erwähnte, eine weitgehende. Auch Ritas Spiel zeigt im ersten Teil der Analyse, zur Zeit als die drohenden und strafenden Imagines vorherrschten, kaum eine Beziehung zur Realität.

Betrachten wir nun die im späteren Teil der Analyse Ritas zutage tretende Beziehung zur Realität, die als typisch für die des neurotischen Kindes (u. zw. auch des nicht so kleinen) gelten kann. In diesen Spielen zeigt sich, im Gegensatz zur Einstellung des paranoischen Kindes, die Tendenz, von der Realität nur so weit Kenntnis zu nehmen, als sie mit den erlittenen und nicht verwundenen Versagungen in Beziehung steht.

Ich will hier die in Georgs Spiel sich offenbarende, weitgehende Realitätsabsperrung zum Vergleich heranziehen. Sie ermöglichte ihm eine große Freiheit der Phantasien, die eben wegen ihrer Entfernung von der Realität, vom Schuldgefühl freigegeben wurden. In der Analyse erwies sich dann, daß jeder Schritt der Anpassung an die Realität mit der Auslösung starker Angstquantitäten verknüpft war und sich daran die stärkere Verdrängung von Phantasien schloß. Es war dann immer ein großer Fortschritt in der Analyse, wenn auch diese Verdrängungen wieder aufgehoben und die Phantasien auch in näherer Beziehung zur Realität frei wurden.[1]

Beim neurotischen Kinde kommt es zu einem Kompromiß. Die Realität

1) Ein solcher Schub zeigte auch immer einen starken Fortschritt in der Sublimierungsfähigkeit. Die vom Schuldgefühl freigegebenen Phantasien konnten nun auch in realitätsgerechterer Weise sublimiert werden. Ich will hier bemerken, daß die beim Erwachsenen durch die Analyse erreichbare Erhöhung der Sublimierungsfähigkeit von den Resultaten der Kinderanalyse weit übertroffen wird. Auch beim ganz kleinen Kinde sehen wir immer wieder im Anschluß an die Auflösung von Schuldgefühl neue Sublimierungen einsetzen, vorhandene sich verstärken.

wird in mehr oder minder stark eingeschränktem Maße anerkannt, im übrigen verleugnet. Zugleich erliegen die vom Schuldgefühl inhibierten Masturbationsphantasien weitgehender Verdrängung, die eine Grundlage für die so häufige Spiel- und Lernhemmung des neurotischen Kindes wird. Das Zwangssymptom, zu dem das neurotische Kind — zunächst im Spiel — seine Zuflucht nimmt, wird dem Kompromiß zwischen der weitgehenden Phantasiehemmung und der mangelhaften Realitätsbeziehung gerecht und gestattet noch Befriedigungsmöglichkeiten in eingeschränktester Form.

Das Spiel des normalen Kindes zeigt den besseren Ausgleich zwischen seiner Phantasietätigkeit und der Realität.

Ich fasse nun das im Kinderspiel bei den verschiedenen Krankheitstypen sich kundgebende Verhältnis zur Realität zusammen. In der Paraphrenie liegt die weitgehendste Verdrängung der Phantasietätigkeit und weitgehendste Absperrung von der Realität vor. Beim paranoischen Kinde ist die vorhandene Realitätsbeziehung der reichen Phantasietätigkeit untergeordnet, wodurch der Ausgleich zwischen beiden im irrealen Sinne verschoben ist. Während das neurotische Kind seine im Spiel dargestellten Erlebnisse unter dem Zwange seines Strafbedürfnisses und der Angst vor dem ungünstigen Ausgang gestaltet, findet das normale Kind bessere Wege der Realitätsbewältigung. Es zeigt uns im Spiel, daß es fähiger ist, die Realität seinen Phantasien gemäß zu gestalten und zu erleben. Es ist auch imstande, insoweit es die Realität nicht zu ändern vermag, sie besser zu ertragen, weil ihm aus der freieren Phantasietätigkeit ein Refugium vor ihr erwächst und weil auch die reichere Abfuhr der Masturbationsphantasien in ichgerechter Form (Spiel- und sonstige Sublimierungen) ihm vollere Befriedigungsmöglichkeiten gewährt.

Überblicken wir nun das Verhältnis zur Realität in Beziehung zur Rollenbildung und Wunscherfüllung. Beim Spiel des normalen Kindes legen Rollenbildung und Wunscherfüllung Zeugnis ab von der stärkeren und anhaltenderen Wirksamkeit der von der genitalen Stufe ausgehenden Identifizierungen. Im gleichen Maße, wie sich die Imagines den realen Objekten annähern, tritt auch die — für den Normalen charakteristische — gute Realitätsbeziehung stärker hervor. Die Störungen (Psychose, schwere Zwangsneurose), für die die gestörte oder verschobene Beziehung zur Realität charakteristisch ist, sind zugleich die, bei denen der negative Charakter der Wunscherfüllung und das Hervortreten extrem grausamer Typenbildung im Rollenspiel vorliegt. Ich habe aus diesen Faktoren das Vorherrschen des den Frühstadien der Über-Ich-Bildung entstammenden Über-Ich nachzuweisen versucht und ziehe nun aus meinen Ausführungen die Folgerung. In der Prävalenz des auf den frühesten Stufen der Ich-

entwicklung introjizierten, angsterregenden Über-Ich sehe ich einen grundlegenden Faktor für die psychotischen Störungen.

Ich habe hier besprochen, welche wichtige Funktion dem Mechanismus des Rollenspieles für das Kinderspiel zukommt, und möchte nun den Anteil dieses Mechanismus auch am Seelenleben des Erwachsenen hervorheben.

Für ein Phänomen von großer, allgemeiner Bedeutung, das insbesondere aber auch eine Vorbedingung der analytischen Arbeit ist, für die „Übertragung" beim Kinde und beim Erwachsenen, hat der Mechanismus des Rollenspieles sich mir als grundlegend erwiesen. Im Verlaufe einer Spielanalyse weist das Kind dem Analytiker, wenn seine Phantasie genügend frei wurde, die verschiedenartigsten und widersprechendsten Rollen zu. Es läßt mich z. B. die Rolle des Es übernehmen, weil in dieser projizierten Form die Phantasien mit geringerer Angstentbindung freiwerden. So ließ derselbe Knabe, für den ich die „Feenmutter", die den Penis des Vaters brachte, darstellte, mich wiederholt einen Knaben spielen, der sich in der Nacht in den Käfig der Löwenmutter schlich, sie überfiel, ihre Jungen stahl, tötete und aß. Er selbst war dann die Löwenmutter, die mich entdeckte und auf die grausamste Art tötete. Die Rollen wechseln entsprechend der analytischen Situation und den latenten Angstquantitäten. Zu einer späteren Zeit z. B. spielte der Knabe selbst den in den Löwenkäfig eindringenden Übeltäter und ließ mich die grausame Löwenmutter darstellen. In diesem Falle wurde aber die Löwenmutter bald von einer hilfreichen Feenmutter abgelöst, die ich auch darzustellen hatte. Zu dieser Zeit war die Darstellung des Es durch die eigene Person (die einen Fortschritt in der Analyse anzeigte) möglich, weil die Angst vermindert war, was sich auch darin ausdrückte daß auch eine Feenmutter auftrat.

Die durch die Mechanismen der Zerlegung und Projektion erzielte Abschwächung, des Konfliktes — resp. Verlegung in die Außenwelt — wäre also ein grundlegender Antrieb für die Übertragung und ein Motor der analytischen Arbeit. Die größere Phantasietätigkeit, die reichere und positive Rollenbildung sind auch mit eine Voraussetzung für die größere Übertragungsfähigkeit. Der Paranoiker besitzt wohl ein reiches Phantasieleben, aber die Tatsache, daß im Aufbau seines Über-Ichs, die grausamen, angsterregenden Identifizierungen überwiegen, wirkt sich dahin aus, daß seine Rollenbildungen vorwiegend negativ sind und sich auf die starren Typen des Verfolgers und des Verfolgten reduzieren lassen. Beim Schizophrenen scheinen mir Rollenbildung und Übertragungsfähigkeit nebst an anderen Faktoren auch an der mangelhaften Funktion des Projektionsmechanismus zu scheitern,

wodurch auch die Herstellung, vielm. Aufrechterhaltung der Beziehung zur Realität und zur Umwelt gestört wird.

Aus der Feststellung, daß der Übertragung der Mechanismus des Rollenspieles zugrunde liegt, ergibt sich mir auch ein Hinweis auf die Technik. Ich habe früher den oft sehr schnellen Wechsel vom „Feind" zum „Helfer", von der „bösen" zur „guten" Mutter erwähnt. Beim Rollenspiel können wir diesen Wechsel immer wieder im Anschluß an die zufolge der Deutung einsetzende Auflösung von Angstquantitäten beobachten. Indem aber der Analytiker die sich aus der Spielsituation ergebenden feindlichen Rollen übernimmt und so der Analyse unterzieht, schreitet die Entwicklung der angsterregenden Imagines zu den der Realität näheren, gütigeren Identifizierungen stetig vor. Um es in anderen Worten auszudrücken: Ein Hauptziel der Analyse, der schrittweise Abbau der Überstrenge des Über-Ich, wird in der Spielanalyse erreicht, indem der Analytiker die ihm aus der analytischen Situation zufallenden Rollen übernimmt. Diese Feststellung drückt nur aus, was wir als eine für die Erwachsenenanalyse gültige Forderung kennen, daß nämlich der Analytiker nur ein Medium zu sein habe, an dem sich die Aktivierung der verschiedenen Imagines und damit das Durchleben der Phantasien abspielen können, um so der Analyse unterzogen zu werden. Bei der direkten Zuerteilung von Rollen im Spiel seitens des Kindes ist dem Kinderanalytiker auch seine Aufgabe deutlich vorgezeichnet: Er wird selbstverständlich im Spiel die ihm zugedachten Rollen übernehmen, oder andeuten.[1] da er sonst den Gang der analytischen Arbeit stören würde. Aber nur in gewissen Phasen der Kinderanalyse, und auch da keineswegs durchgehends, kommt es zum Rollenspiel in dieser offenen Form. Weit öfter haben wir auch beim Kinde die Einzelheiten der uns zugedachten feindlichen Rolle, die uns der Patient durch die negative Übertragung andeutet, aus der analytischen Situation und dem Material zu erschließen. Was aber für das Rollenspiel in seiner ausgesprochenen Form gilt, hat sich mir auch für die verkleideteren und undeutlicheren Formen des der Übertragung zugrunde liegenden Rollenspieles als unerläßliche Forderung erwiesen. Der Analytiker, der zu den frühesten, angsterregenden Imagines vordringen, d. h. die Strenge des Über-Ich an der Wurzel abbauen will, darf keine Rolle bevorzugen; er muß die ihm aus der analytischen Situation erwachsende übernehmen.

Ich habe nun noch zum Schlusse einige Bemerkungen zur Therapie zu machen. In dieser Arbeit habe ich u. a. den Nachweis versucht, daß von dem auf einer sehr frühen Stufe der Ichentwicklung introjizierten Über-Ich

1) Bei zu schwer durchführbaren, unannehmbaren Aufträgen des Kindes bez. der zu spielenden Rolle einige ich mich mit ihm dahin, daß ich so „tue als ob".

der stärkste Angstdruck ausgeht und die Vorherrschaft dieser angsterregenden Imagines für die Über-Ich-Bildung ein grundlegender Faktor für die Genese der Psychose ist. Ich gewann auf Grund meiner Erfahrungen die Gewißheit, daß mit Hilfe der Spieltechnik beim kleinen und größeren Kinde die Analyse der Frühstadien der Über-Ich-Bildung durchführbar ist. Die durch die Analyse dieser Schichten erfolgende Verminderung der tiefsten und überwältigendsten Angst vermag den Weg zur Entwicklung der von der oral saugenden Stufe ausgehenden gütigeren Imagines und damit zur Erreichung des Genitalprimates für die Sexualität und die Über-Ich-Bildung freizulegen. Damit aber eröffnen sich für die Möglichkeit der Diagnose[1] und für die Heilung der Psychose im Kindesalter günstige Aussichten.

---

1) Die Psychose des Kindes zeigt nur in den extremsten Fällen den gleichen Charakter wie die Psychose des Erwachsenen. In den weniger extremen Fällen ist sie meist nur durch eine längere tiefführende Analyse aufzudecken.

Genitale und extragenitale Libido

Von

I. Sadger

Wien

Was das Geschlechtsleben aller Tiere von dem des Menschen grundlegend unterscheidet, ist, daß jenes ausschließlich der Fortpflanzung dient, dies aber vornehmlich dem Lustgewinn und der Sublimierung. Während bei den Tieren der Sexualtrieb wesentlich zur Brunstzeit auftritt und dann fast stets zur Befruchtung führt, kann ihn beim Menschen nur pharisäische Heuchelei mit dem Trieb nach Fortpflanzung identifizieren. Es genügt der Hinweis, wie selten die Geschlechter sich mit dem Vorsatz vereinen, ein Kind zu zeugen, ja, daß man in den meisten Fällen diese unerwünschte Möglichkeit mit allen Kniffen und Vorsichten zu hintertreiben trachtet. Bestimmend ist da fast einzig das Streben nach Vergnügen. Das geschlechtliche Empfinden beginnt auch nicht erst in der Pubertät, sondern schon in der Kindheit, und hört auch im höheren Alter nicht auf, selbst wenn die Fähigkeit, Samen zu erzeugen oder Gliedsteifung, längst schon geschwunden. Endlich ist auch der Sexualakt selber gar nicht mehr an die Brunstzeit gebunden, sondern kann jederzeit ausgeübt werden. Und zwar nicht bloß darum, weil sich der Mensch im allgemeinen durch technischen Fortschritt von der Nahrungssorge freigemacht hat, sondern, was noch wichtiger, weil sein Geschlechtstrieb viel stärker, differenzierter und vielfältiger ist als bei irgendeinem Tiere. Man kann sogar sagen: er ist beim Kulturmenschen der Gegenwart ganz unersättlich geworden und zu immer neuer Befriedigung drängend. Er spannt die sämtlichen Geisteskräfte in den Dienst der Libido, und, da er um so viel komplizierter ist als bei den Tieren, hebt er stets wieder von neuem an, in wechselnder Form und mit Verdichtung aller Befriedigungsmöglichkeiten.

Für die folgenden Betrachtungen dünkt mich ersprießlich, das sinnliche Verlangen, i. e. die Libido, einzuteilen in die genitale und extragenitale Was ich oben von der Unersättlichkeit der menschlichen Libido ausführte, gilt minder von der an die eigentlichen Geschlechtsteile gebundenen als von

der extragenitalen. Jene hat einen viermaligen Ansatz zu verzeichnen: in der Säuglingszeit, der ersten sexuellen Blüte zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahre, dann um das achte Jahr herum und endlich in der Zeit des Reifens. Diese hingegen ist fast vom Augenblick der Geburt an lebendig — gibt es doch Kinder, die ludelnd geboren werden — und endet bei manchen überhaupt erst mit dem Tode, trotzdem die Potenz, d. h. die Leistungsfähigkeit der Geschlechtsorgane, längst schon erstorben ist.

Die genitale Libido ist durch den Sexualakt jeweils völlig und restlos zu sättigen. Das gibt eine Ähnlichkeit mit den Ichtrieben, welche, wie Hunger und Durst, durch spezifische Befriedigung, Speise und Trank, für einige Zeit stets absolut in Schlummer zu wiegen sind. Versagt man sich aber durch längere Zeit den normalen Beischlaf, dann kann es zu recht argen Störungen der geistigen Arbeitsfähigkeit kommen. So erzählt Wilhelm Ostwald, eines Tages sei ihm aufgefallen, daß er nicht mehr wissenschaftlich forschen könne. Und als er den Gründen dieser Erscheinung nachging, kam er darauf, ihm liege beständig eine Schülerin im Sinne. Es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als diese zu freien, um wieder seinen Arbeiten obliegen zu können. Anderseits setzt das eine Zeitlang so beliebte „Sichausleben“ zwar volle subjektive Befriedigung, führt aber nicht selten zum Aufhören jeglicher Sublimierung und damit auch zu geistigem Stillstand. Glänzend wird dies durch das Beispiel der Negerkinder bestätigt. Vor der Pubertät sind diese geistig mindestens ebenso regsam wie die Kinder der Weißen. Nachher jedoch verkümmern sie gewöhnlich intellektuell, weil sie fortab genital überhaupt keine Hemmung mehr kennen. Sobald die Libido jedoch vollkommen gesättigt wird, hört jeglicher Drang zur Sublimierung auf. Die Alltagsbeobachtung lehrt uns ferner, daß, wenn Kinder und Jugendliche anhaltend zu masturbieren beginnen, ihre geistige Aufnahmsfähig- und Erziehbarkeit darunter arg leiden. Überblickt man solche und ähnliche Erfahrungen, dann begreift man die Forderung nach sexueller Askese. Sie hat, mit klugem Bedacht geübt, gewiß ihre Vorteile — wofern sie bloß gut ertragen wird. Jeder mag bemüht sein, soweit genital enthaltsam zu leben und damit Kräfte für die Sublimierung freizubekommen, als seine Natur noch eben gestattet. Nur wer moralischer leben möchte, als seine Konstitution erlaubt, wird neurotisch erkranken. In jedem Einzelfall das Optimum zu finden, weder die Abstinenz noch die genitalen Notwendigkeiten zu übertreiben, ist eine der allerwichtigsten Aufgaben jedwedes Menschen.

Im Gegensatz zur genitalen Komponente sind die extragenitalen auch nur zeitweilig kaum je voll zu sättigen. Sie sind es, welche die Uner-

sättlichkeit des menschlichen Geschlechtstriebes bedingen[1] und damit zur Veredelung, zur Sublimierung drängen, in weiterer Folge zu jeder Kultur. Weder der genitale Sexualtrieb noch selbst unterschiedliche von den Ichtrieben dienen dem menschlichen Fortschritt so sehr als die extragenitalen Teiltriebe. Denn sogar die ärgste äußere Not jagt den Menschen nicht so mächtig vorwärts als das innere Bedürfnis, die fast lebenslang unablässig fließenden Reize, sagen wir der Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik zu ersättigen. Drum kann man behaupten: der wahre und hauptsächlichste Kulturträger sind die extragenitalen Teile des Geschlechtstriebes,[2] während der genitale von der Natur mehr zur Arterhaltung ausersehen ist. Auf den Mann, der bloß oder sagen wir vorwaltend dem Phallusdienst obliegt, ward der Satz geprägt: „Er lebte, nahm ein Weib und starb", d. h. mit der Fortpflanzung ist der Lebenszweck des Herdenmenschen so gut wie erschöpft.

Hingegen scheint das Zusammenwirken von genitaler, aber noch gut sublimierter, und von extragenitaler Libido, wie es der Reifezeit des Menschen eignet, meist einen Stich ins Genitale zu setzen, zumindest in intellektuellen Kreisen. Und manche erleben nach Goethes schönem Wort „eine wiederholte Pubertät" mit allem Segen, der daran haftet. Sehr treffend beleuchtet jene Verhältnisse ein Wort von Nestroy: Er möchte doch wissen, wohin all die gescheiten Schusterbuben kämen, denn die Schustermeister seien alle Trotteln. Bei jenen wirken noch beide Formen der Libido einträchtig zusammen, während die Meister ohne Sublimierung nur der genitalen Befriedigung frönen und damit zu Banausen herabsinken.

Trotzdem soll man die Kulturbedeutung auch des Genitaltriebes nicht ganz unterschätzen. In der noch möglichen Askese, d. h. soweit sie gut und schadlos vertragen wird, haben wir eine immerhin wertvolle Unterstützung für geistiges Fortschreiten. Und menschliche Höchstleistung scheint vielfach dort erzielt worden zu sein, wo ein verhältnismäßig schwacher Genitaltrieb, so schwach, daß er nie oder doch nur höchst selten unwiderstehlich nach Betätigung drängte — wie bei Lionardo da Vinci,

1) Wenn der genitale Teiltrieb einmal unersättlich wird, wie bei der Satyriasis und Nymphomanie oder selbst bei der exzessiven Masturbation, so ist dies als Krankheit, nicht als Fortschritt zu werten, was auch die Befallenen selber empfinden.

2) Vgl. hiezu meine Studie: Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik, Jahrb. f. psychoanalytische und psychopathologische Forschungen. 3. Band, 2. Hälfte, bes. S. 545 f. Das beste Beispiel für Sättigung der genitalen und Unersättlichkeit der extragenitalen Triebe geben verschiedene Perversionen. Wenn ein Sadist, Voyeur oder Exhibitionist sich viele Stunden lang aufgeregt hat und am liebsten gar nicht aufhören möchte, wird er zuletzt noch den Beischlaf oder die Onanie anfügen, um endlich einmal Schluß zu machen.

Michel Angelo und Menzel, Newton und Kant — mit einem Maximum extragenitaler Sexualtriebe in eins zusammenfloß. Da wirkte alsdann die nicht direkt verwendete Genitallibido als unterirdisches, ewig neu anheizendes Feuer und erzeugte eine beinahe lebenslängliche Jugend. Auch bei einer der allerwichtigsten Aufgaben des menschlichen Geschlechtstriebes, der Erotisierung unserer Ichtriebe, daß man etwa im lustvoll betriebenen Berufe ein gut Teil seiner Libido ausleben kann, spielt die genitale, noch aber sublimierbare Sexualität eine bedeutsame Rolle. Besonders scheint dies für die Jahre der absinkenden Geschlechtskraft Geltung zu haben. Durch jene libidinöse Infizierung werden Ichtriebe nicht bloß ganz außerordentlich verstärkt, sondern ihnen auch eine Wendung gegeben zu Nutzen und Förderung der Allgemeinheit. So wird, was ursprünglich nur der Selbstsucht diente, allmählich altruistisch und damit kulturell höchst wertvoll.[1]

Ein Zusammenwirken von genitaler und extragenitaler Libido findet auch besonders statt bei der Konstituierung dessen, was wir als „Liebe" zu bezeichnen gewohnt sind. Da möchte ich vorerst den Grundsatz aufstellen: wahrhaft lieben kann man bloß in den ersten fünf Lebensjahren! Was immer später als Liebe imponiert, das Verlangen der Pubertät, die glühende Verliebtheit reiferer Menschen, ist nur Wiederholung jener Urliebe der zartesten Kindheit. Zu dieser Zeit kann erfahrungsgemäß das Kind jeden Menschen ohne Ansehung des Geschlechtes oder Alters wirklich „lieben", sofern dieser bloß seine genitale oder extragenitale Libido oder beide zusammen mächtig reizt. In erster Linie also Mutter oder Amme, dann ferner überhaupt alle Pflegepersonen, von jenen angefangen, die seine gesamte Wartung übernehmen, bis zu andern hinab, die bloß gelegentlich bei natürlichen Verrichtungen Beistand leisten und, wenn auch völlig unabsichtlich, da geschlechtlich reizen. Endlich den Vater, der mit dem Kleinen besonders im Bette liebreich spielt, sowie die Kameraden beiderlei Geschlechtes, die mindest seine Schaulust und Muskelerotik immer wieder anregen.

Ich muß noch einmal auf die Unstillbarkeit des Geschlechtstriebes zurückkommen. Wenn ich diese oben vornehmlich bei den extragenitalen Komponenten fand, so muß ich dies nunmehr ein wenig einengen. Auch die genitale Libido aller Kulturmenschen ist in einem Punkt nicht zu sättigen, weil die Inzestschranke da Halt gebietet. Bekanntlich sind ja die Erstgeliebten jedwedes Menschen die eigenen Eltern. Hier zwingt nun

1) Man wähne nicht, daß ich zu sehr den teleologischen Gesichtspunkt im Auge habe. Es sieht nur so aus, weil die Entwicklung, die Evolution, tatsächlich beim Menschen die im Texte dargestellten Verhältnisse herbeigeführt hat.

die Ethik, durch Kastrationsangst entscheidend unterstützt, zu dauerndem, lebenslangen Verzichte. Man muß sich da immer mit einem bloßen Ersatze begnügen, etwa statt der Mutter, die man eigentlich begehrt, ein mutterähnliches Weib erküren. Dies setzt dann natürlich eine, wenn auch völlig unbewußte Unbefriedigtheit für alle Zeiten mit den wohltätigen Sublimierungsfolgen, die wir schon kennen.[1] Ein wenig erfreuliches Extrem sind die Don-Juan-, Casanova- und Messalinen-Naturen. Diese Menschen laufen ihr Leben lang dem andersgeschlechtlichen Elternteil nach, ohne daß ihnen eine Sublimierung möglich wäre. Wohl aber findet eine solche statt, u. zw. nicht selten in erheblichem Maße, bei einer anderen Gruppe von dauernd an die Mutter Fixierten: den Invertierten.

Bekanntlich machen fast alle Menschen in der Pubertät eine homosexuelle Periode durch. Die Jünglinge schwärmen für „wahre" Freundschaft, Backfische für ihr Kränzchenschwestern, und gar nicht selten dauern solche Freundschaften mit ihrem unvermeidlichen sexuellen Einschlag lebenslang fort. Diese Epoche der sozusagen „natürlichen" Inversion hat große kulturelle und soziale Bedeutung. Dient sie doch auf der einen Seite der notwendigen Ablösung von den Eltern, auf der anderen wichtigen geistigen Zwecken. „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden", erwacht in ihnen zunächst das Verlangen nach dem allerersten Sexualobjekte, dem andersgeschlechtlichen Elternteile. Diesen sinnlich zu begehren, verhindert jedoch das Inzestverbot. Und wieder auf andere Objekte zu übertragen, ist zumal dem schüchternen, unbeholfenen Jüngling der sogenannten besseren Kreise oft schwer erreichbar, weil er bei gleichaltrigen wie älteren Mädchen meist nur geringen Anwert findet. Da bietet sich als ein rettender Ausweg die Inversion, die durchaus liebegetränkte Freundschaft zum eigenen Geschlechte. Weil aber bei dieser naturgemäß wichtige Sexualbedürfnisse ungesättigt bleiben, sublimiert man reichlich auf Kunst und Wissenschaft und soziales Empfinden. Wenn aber ein Jüngling sozusagen „Glück hat", frühzeitig bei Frauen Gegenliebe erntet oder gar ein volles genitales Genießen, der Backfisch andererseits vielfach umworben wird, dann bleibt die Sublimierung recht oberflächlich und kümmerlich. Am ärgsten ist es, wenn einer in der Blüte seines Lebens nicht einmal einen Freund gewonnen hat. Dann läuft er Gefahr, überhaupt die Fähigkeit zur Sublimierung einzubüßen und ganz interesselos dahinzuleben, höchstens

1) Ob einer der Gründe, die zur Aufrichtung der Inzestschranke führten, nicht auch das Bedürfnis nach Sublimierung war? Wie die Religionen vieler Völker beweisen, sogar noch die Mythologie der Griechen, blieb der Inzest den Göttern vorbehalten oder, wie bei Ägyptern und Alt-Peruanern, den Beherrschern des Landes, Pharaonen und Inkas, die in ihrer gottähnlichen Vollkommenheit einer Sublimierung nicht mehr bedurften.

noch seinen Beruf erfüllend. Wie da die PsA. aufdecken kann, hängt ein solcher stets unlöslich an der Mutter, und da er das Begehren nach ihr von seinen bewußten Wünschen absperren, die Libido ganz auf das eigene Ich einschränken muß, verliert er leicht überhaupt das Interesse an der Außenwelt. Man sieht, wie nötig die geistige Homosexualität ist, soll mit dem Bade nicht auch das Kind selber ausgeschüttet werden.

Noch eine Beziehung verdient Besprechung: die zum Narzißmus, zur Selbstliebe. Ich habe die Tatsache aufdecken können, daß die Inversion stets über die Liebe zum eigenen Ich geht. Nun ist der Narzißmus in der menschlichen Sexualentwicklung so ziemlich der einzige ruhende Pol und läßt sich, sagen wir, vom Ende des ersten Jahres bis zum Tode verfolgen. Ursprünglich bedeutet er die Zusammenfassung sämtlicher Autoerotik zu einer Einheit. Doch besteht er nicht bloß in jener vorphallischen Zeit, sondern ebensosehr in der sexuellen Blüte zwischen drittem und sechstem Jahr, ferner in der Latenz- und Reifezeit und schließlich auch im ganzen weiteren Leben als libidinöser Zuschuß zur gemeinen Selbstsucht.

Im Grunde stehen Objekt- und Selbstliebe in stetem Wetteifer miteinander vom ersten Tage des Daseins ab. Die früheste Objektfindung und -liebe gilt der mütterlichen Mamma,[1] in geringerem Maße dem Saugende der Milchflasche. Gleichzeitig erlebt der Säugling zu wiederholten Malen täglich Exkrementallust und, wenn er, ausgepackt, lebhaft strampelt, auch Selbstbefriedigung seiner Muskelerotik. Bei der weiteren Kleinkinderpflege wird dann regelmäßig und nebeneinander seine Haut- und Schleimhauterotik, sowie die genitale Sinnlichkeit gereizt. All jene Menschen, die seine gesamte Sexualität oder mindestens seine genitale derart befriedigen, lernt das Kind auch „lieben", was sich in der Folge darin verrät, daß auch der Erwachsene sich immer bloß Liebesobjekte wählt, welche mindestens diesen oder jenen Zug mit den ursprünglichen Wartepersonen teilen. Die extragenitale, vornehmlich an die Haut, gewisse Schleimhäute und die Muskulatur gebundene Erotik führt in ihrer Zusammenfassung früh zum Narzißmus, während die genitale Sexualität notwendig zur Objektliebe leitet, weil sie ein Du, ein zweites Objekt zur Voraussetzung hat. Stellt sich doch selbst der einsam Masturbierende mindest ursprünglich ein Phantasiewesen vor, mit dem er allerlei Geschlechtliches begeht, obgleich er sich äußerlich scheinbar bloß autoerotisch gehabt. Das Wörtchen „Liebe" bezeichnet anfänglich nur die Neigung zum andern und ward erst später und uneigentlich auf die Selbstliebe übertragen. Zu beachten ist

1) Vom fünften, sechsten Monat ab benützen nach Friedjung viele länger gestillte Kinder die Brust nicht bloß als Nahrungsquelle, sondern auch sichtlich als Born der Berührungslust.

endlich, daß auch die übrigen extragenitalen Komponenten, wie Schau-, Riechlust und lüsterne Grausamkeit, ein Objekt voraussetzen und damit zu wichtigen Hilfsmitteln der Liebe werden.

Zum Schlusse noch etwas über die soziale und religiöse Wertung der genitalen wie extragenitalen Libido. Gesellschaftlich wird vom Manne gefordert, daß er Kinder zeuge, vom Weibe, daß es diese aufziehe. Darum hat jener die genitale, diese die extragenitale Libido zu möglichster Vollendung gebracht. Die Liebe des Mannes ist in der Regel auf das Weib, die des Weibes auf das Kind gerichtet. Im allgemeinen pflegt es einen Mann kühl zu lassen, wenn Kindersegen ausbleibt; die Ehefrau aber wird in einem solchen Falle meist unglücklich, setzt Himmel und Hölle in Bewegung, läuft von einem Gynäkologen zum anderen und scheut selbst Operationen nicht, um nur eine Konzeption zu erzielen. In der Kinderpflege findet eine richtige Mutter ein volles, restloses und vorwurfsfreies Glück. Ich kenne eine schwer hysterische Großmama, die mit jedem Enkelkinde gesünder wurde, in jedem eine neue Lebenssonne fand, weil die Mutter der Kinder durch schwere Berufspflicht an der Wartung derselben größtenteils verhindert war und die Großmama in ihrem Alter neuerlich Mutter spielen durfte.

Was ich vorstehend ausgeführt habe, gilt bloß für den Durchschnitt. Doch gibt es, wie die Erfahrung lehrt, auch Männer, die außerordentlich kinderliebend sind, ja Kindernarren, und diese fühlen sich in der Ehe selbstredend unglücklich, wenn ihnen keine Nachkommenschaft beschert ist. Andererseits fehlt es auch nicht an Frauen, die von einem Kinde nichts wissen wollen und, wenn sie trotzdem in die Hoffnung kommen, eine stete Hyperemesis produzieren oder sonstige schwere Allgemeinsymptome, bis sie es durchsetzen, daß ein Abortus eingeleitet wird, „um das Leben der Mutter zu erhalten“.

Es gibt keine Liebe, die nicht zumindest 95 Prozent Sexualität enthielte. Dies gilt auch für die Empfindungen der Eltern für ihre Sprößlinge und vice versa.[1] Ein Kind liebt seine Mutter und diese wieder jenes nur insolange, als beide durch Reizung ihrer Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik noch auf ihre Rechnung kommen. Der letzte Rest, der sich zeitlebens erhalten kann, ist Kuß- und Umarmung. Späterhin, wenn mit dem zunehmenden Alter des Kindes jene Reizungen wegfallen, wird aus der Liebe dann Zärtlichkeit und zuletzt bei den Nachkommen Pietät, kurz

1) Unsere deutsche Denkersprache gebraucht die Bezeichnung „Liebe“ nicht minder für (Mutter-) und Kindesliebe, als für die Neigung des Jünglings zum Mädchen; sie weiß also sehr wohl, daß beide Empfindungen im Kerne identisch, daß beide nicht frei von Sinnlichkeit sind.

solche Gefühle, bei denen die Sinnlichkeit ausgeschlossen scheint. Diese letzten, äußersten Umwandlungsprodukte kommen ausschließlich dem Menschen zu, denn beim Tiere kümmert sich die Mutter um das Junge nur insolange, als dieses seiner notwendig bedarf. Dann wird es gleichgültig gegenüber dem Jungen, ja, später kommt es bisweilen dazu, daß der Sohn seine eigene Mutter belegt, als wäre sie eine fremde Artgenossin. Es läßt sich sogar die Behauptung wagen, jene Zärtlichkeit oder Pietät, die sich ausschließlich beim Menschen entwickelt hat, sei gewissermaßen ein Ersatz für die dann lediglich bei diesem aufgerichtete Inzestschranke. Je länger ein Junges der mütterlichen Pflege bedarf, desto inniger wird das Verhältnis zwischen beiden. Das sieht man schon bei Tieren, und jenes Junge, welches am längsten die mütterliche Hilfe benötigt, ist eben das Menschenkind. Sehr häufig werden gerade verkrüppelte oder sonstwie arg mißratene Sprößlinge, die also der Wartung am meisten bedürfen, mit unvergleichlicher Liebe gepflegt. Denn da kann die Mutter ihrer eigenen extragenitalen Erotik am längsten frönen.

Es ist sehr lehrreich, daß vornehmlich unter dem Einfluß des Christentums der Begriff des Geschlechtlichen fast dem des Unsittlichen gleichgesetzt wurde. Die Sexualität wird höchstens geduldet, weil sie nun einmal bei der Fortpflanzung nicht zu umgehen ist. Doch wer in anderer Beziehung von ihr auch bloß zu reden wagt, läuft stets Gefahr, als unmoralisch geächtet zu werden. Woher dies sonderbare Verhalten, das so grell absticht von jenem der sinnesfrohen Griechen, Römer und Kulturvölker des Orients? Mich dünkt das um so verwunderlicher, als ja unsere ganze, gesamte Kultur, einschließlich Kunst, Religion und Wissenschaft, nichts anderes darstellt, als eine vergeistigte Sexualität und wir vermutlich ohne den also mißachteten Geschlechtstrieb nie zu sittlichen Vorstellungen gekommen wären. Woher dann das Dogma, daß alles Geschlechtliche von vornherein unmoralisch sei?

Stellen wir zunächst einmal fest, daß diese Ächtung vornehmlich dem genitalen Sexualtrieb gilt, d. h. demjenigen, der allgemein als „Geschlechtstrieb“ angesprochen wird, kaum aber den autoerotischen Teiltrieben. Und im Genitalen steht wieder im Mittelpunkt, wenn auch in der Regel ganz unbewußt, die Furcht vor der Blutschande und dem Ödipuskomplexe. Die Menschen haben, mindestens unbewußt, ein starkes Empfinden, wie schwer die Inzestschranke aufrecht zu halten ist. Drum ward schon vom Urmenschen und lange vor jeder offenbarten Religion die Kastrationsdrohung herangezogen, um den Untergang des Ödipuskomplexes zu erzwingen. Als aber die Kulturreligionen auftauchten, ward, was zur Gesittung notwendig erschien, als Gebot der Gottheit unter Sanktion gestellt. Daß der Kampf

noch heute nicht völlig beendet, beweisen die Phantasien sämtlicher Menschen, sowie die nicht so seltenen reellen Durchbrüche der Inzestschranke sogar im zivilisierten Europa.

Nun zur Rolle des Urchristentums in diesem Kampfe. Es war, wie bekannt, eine mächtige Reaktion gegen das sinnenfrohe Heidentum und trieb die Askese und Sublimierung auf die Spitze. Gebot es ja doch, auch die Feinde zu lieben, das Weib als Gefäß der Sünde zu betrachten, sich der Sinnlichkeit möglichst zu enthalten, am besten sie völlig zu unterdrücken. Was es so mühsam und bei der menschlichen Unzulänglichkeit doch immer nur unvollkommen durchgesetzt hatte, das fürchtete man jetzt auf der anderen Seite durch die Lehren Freuds von neuem bedroht. Man trug Besorgnis, der Bestie Sexualität die Fesseln auch bloß ein wenig zu lockern, sie könnte sonst leicht die ganze Sittlichkeit verschlingen. Und vergaß darüber, daß die PsA. nichts weniger als ein Freibrief für Ausschweifungen ist, sondern ganz im Gegenteil unsere Geschlechtstriebe tunlichst zu sublimieren trachtet, ob freilich auch nur in den möglichen Grenzen. Sie weist dem Geschlechtlichen bloß wieder die gebührende Rolle zu, betont aber stets, daß dies nicht schrankenloses Sichausleben heißt, vielmehr Veredelung und Höherzüchtung. Dies Ziel will sie aber nicht durch genitale Askese gewinnen, die den meisten Menschen doch unerreichbar ist, sondern durch Förderung und Sublimierung der extragenitalen Libido.

Zur Ökonomie und Zukunft des Über-Ichs

Von

M. D. Eder

London

Bei der Analyse unserer Patienten sind wir dahin gelangt, den unbewußten Teil des Über-Ichs, das Verlangen nach Strafe, als den verantwortlichsten Faktor für die Verdrängung und für den Widerstand zu betrachten; schließlich auch als Haupthindernis der Herstellung des Patienten oder seiner Anpassung oder Wiederanpassung an das Leben. Es verdichtet sich der Eindruck, daß das Individuum nicht in das Kompromiß eines neurotischen Charakters oder neurotischer Symptome gezwungen worden wäre, wenn die Es-Antriebe durch etwas weniger Starres, weniger Strenges, Anpassungsfähigeres und doch weniger Phantastisches als das Über-Ich hätten kontrolliert werden können. Diesem Kompromiß gelingt es gewöhnlich, das Schlechteste von beiden Seiten zu bekommen, d. h. weder die Triebwünsche zu befriedigen noch die ihnen widerstrebenden Ansprüche auf eine moralische Selbsthilfe des gequälten Patienten, der ein ewiger Spielball zwischen Ormuzd und Ahriman bleibt, wie sich ein Patient selbst mir gegenüber bezeichnet hat.

Die genaue Entstehung des Über-Ichs ist mit der uns jetzt beschäftigenden Frage nicht eng verbunden. Es wird genügen, auf die Auffassung seines Aufbaues, die von Ernest Jones[1] weitergeführt wurde, hinzuweisen, daß nämlich die harten und engherzigen Seiten des Über-Ichs von einer Verschmelzung der libidinösen und der Ichtriebe herrühren. „Ein Teil des Hasses schmilzt mit den Libidoimpulsen zusammen und verstärkt dabei ihren sadistischen Charakter.“ (A. a. O., S. 260.) Jones vermutet, daß „möglicherweise das Geheimnis der Desexualisierung der Libidoimpulse, vielleicht auch deren vorhergehende Regression auf die anal-sadistische Stufe, in dem Einfluß der Haßimpulse (Ichtriebe im allgemeinen) auf sie gefunden werden wird“ (S. 259).

Im Ringen mit seelischen Funktionen, deren Strenge nicht oder

1) Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs. Diese Zeitschr., Bd. XII, 1926.

wenigstens nicht völlig von den Schwierigkeiten herrührt, welche die äußere Welt, die Realität, uns auferlegt, sondern die phylogenetische und ontogenetische Schöpfungen menschlicher Anstrengungen und menschlicher Schwächen sind, nimmt es kaum wunder, daß Analytiker von dem Verschwinden der Kontrolle des Über-Ichs über das Es und von der Übernahme dieser Kontrolle durch das Ich eine hoffnungsvollere Linie des Fortschrittes für das Individuum und sogar für die Rasse erwarten.

Das erscheint uns zuerst sehr anziehend. Die Regulierung der Esforderungen (Ich- oder libidinöse Impulse) wird nicht durch einen Moralkodex oder durch eine vererbte und von einer fernen Vergangenheit überlieferte Einrichtung geübt, die von dem Kind und der neuen Generation, ohne Rücksicht darauf, ob sie gegenwärtig angemessen oder unangemessen ist, aufgenommen wird. Nein, die Forderungen der Realität und das allmählich stärker werdende Ich werden genügend wirksame Lenker übermäßiger und überlästiger Esforderungen sein, die das Ich in aktuelle oder zukünftige Gefahr bringen könnten. Das Ich würde lernen, daß es sich nicht lohnt, zu betrügen, andere zu unterjochen und zu morden; das Individuum wird ein soziales Wesen nicht durch Verdrängung oder Unterdrückung, sondern durch eine allmählich wachsende Vorstellung von der Realität. Du sollst nicht töten!, — nicht weil der Herr, dein Gott, es so befohlen hat, sondern damit du durch das Töten nicht deinerseits getötet werdest!

Die Existenz des Über-Ichs ist nicht nur in der Analyse unserer Patienten zu erweisen. Viele ihrer wertvollsten Einrichtungen verdankt die Menschheit dieser seelischen Bildung. Das Problem ist, ob wir die geschichtliche Rolle, die das Über-Ich in der Geschichte der Menschheit und in der Geschichte des Individuums gespielt hat, anerkennen und dann, falls wir der analytischen Verurteilung zustimmen: Worin besteht dennoch sein bleibender Wert? Die Umgebung des Menschen ist beständig beträchtlichen Veränderungen unterworfen, Veränderungen, die zum größeren Teil von den Menschen selbst geschaffen werden. Diese Veränderungen verlangen beständig erneute Anpassungen an die neuen Verhältnisse, die sowohl für das Individuum als auch für die Art Schwierigkeiten und Konflikte mit sich bringen. Während des beständigen Auf und Ab in den äußeren Verhältnissen des Menschen trägt er in sich selbst eine instinktive, unveränderliche, nicht wechselnde oder nur sehr langsam wechselnde seelische Bildung — das Es. Das Ich, zwischen unveränderliche, archaische und dringende Forderungen des Es und eine gleich dringende, aber bewegliche und rücksichtslose Umgebung gestellt, befindet sich in keiner beneidenswerten Lage. Freud sagt: „In seiner Mittelstellung

zwischen Es und Realität unterliegt das Ich nur zu oft der Versuchung, liebedienerisch, opportunistisch und lügnerisch zu werden, etwa wie ein Staatsmann, der bei guter Einsicht sich doch in der Gunst der öffentlichen Meinung behaupten will."[1]

Mehr als das: der Staatsmann in unserem Falle ist unsicher darüber, was die Menge fordert, er kennt nur ihre Beharrlichkeit. In dieser Beharrlichkeit, die für das Ich den Standpunkt der Realität darstellt, liegt der Nutzen und bleibende Wert, den wir dem Über-Ich als Neubildung in der Ichorganisation zuschreiben müssen.

Das Über-Ich hat immer eine fertige Antwort auf die Es-Forderungen bereit: es begegnet diesen Forderungen mit einem unbeugsamen oder fast unbeugsamen Kodex: Religion, Ethik, Aberglauben, gutes Betragen. Das Über-Ich ist hier der Abgesandte des Ichs und darauf vorbereitet, mit allen Triebimpulsen nach einem bewährten und stereotypen Muster umzugehen. Indessen kann das Ich sich zu neuen Möglichkeiten vorbereiten. Es ist für das Ich sehr bequem, seine rückwirkenden, unmittelbaren Reaktionen einem festen und beständigen Mechanismus anzuvertrauen. Einem Mechanismus, der keine Notiz nimmt von den mannigfaltigen Umständen, sondern immer auf gleiche Reize in der gleichen Weise reagiert. Das Über-Ich ist für das Ich ein Teil der Realität, eine „Als-Ob-Realität", aber feststehend.

Im Grunde genommen verdanken wir das Über-Ich also dem Kampfe des Menschen mit der Natur und seiner Eroberung der Natur und der Anpassungsfähigkeit des Menschen. Das Über-Ich gibt ihm, so wie die Dinge waren, eine Atempause, bevor er an neue Eroberungen geht, und gerade diese Funktion verleiht dem Über-Ich Dauer und Wert.

Freud bezeichnet Kannibalismus, Inzest und Mord als die Entbehrungen, die jeden betreffen und die daher die ältesten sind. „Mit den Verboten, die sie einsetzen, hat die Kultur die Ablösung vom animalischen Urzustand begonnen, vor unbekannt wie vielen Tausenden von Jahren."[2] Man kann leicht erkennen, wie unzuverlässig das Verbot gegen den Kannibalismus gewesen wäre, wenn die Frage der Realitätsprüfung überlassen worden wäre. Zumal während des langen Zeitalters, da der Mensch sich langsam eine Nahrungsquelle erwarb, die entsprechender war als die, welche er von seiner eigenen Gattung erlangen konnte. Dieser Versuchung entrückt und dem Widerspruch des Über-Ichs unterworfen, mußte der Triebwunsch eine Hemmung erleiden, wie immer auch der Zustand des Nahrungsmarktes gewesen wäre. Die Tatsache der Wechselbeziehung von

1) Das Ich und das Es. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 402.
2) Die Zukunft einer Illusion. S. 14.

Ich und Über-Ich wird durch unsere Kenntnis davon, daß in einer großen Notlage das Verbot, z. B. gegen den Kannibalismus, in sich zusammenbrechen und Menschenfleisch gegessen werden kann, nicht in ihrem Werte verkleinert. „Ich will sie lassen ihrer Söhne und Töchter Fleisch fressen, und einer soll des anderen Fleisch fressen in der Not und Angst, damit sie ihre Feinde und die, so nach ihrem Leben stehen, bedrängen werden," prophezeit Jeremia. Heute, da die Menschen durch die Zivilisation mit genügender Nahrungszufuhr versehen sind, ist der Kannibalismus nicht länger ein Bedürfnis der Realität; dieser Triebwunsch gehört heute in das Gebiet der Psychopathologie. Das bedeutet nicht notwendigerweise eine Übereinstimmung mit Freuds Ansicht, „daß das Maß der Verinnerlichung für die einzelnen Triebverbote sehr verschieden ist. Für die erwähnten ältesten Kulturforderungen scheint die Verinnerlichung, wenn wir die unerwünschte Ausnahme der Neurotiker beiseite lassen, weitgehend erreicht" (a. a. O., S. 15—16).

Das Über-Ich ist bei Neurotikern mächtiger und aktiver als bei anderen Menschen, und es scheint fast, als wäre der Neurotiker deshalb weniger fähig, volle Realitätsbeziehung zu erlangen.

Die Behauptung, daß das Über-Ich Anspruch darauf hat, als Quelle und als wichtige Quelle vieler kultureller Fortschritte betrachtet zu werden, weil es einen gebahnten Verteidigungsmechanismus gegen die übermäßigen Forderungen des Es liefert und die langsame und notwendigerweise launenhafte Entwicklung des Ichs reguliert, stellt dieselbe Art von Anspruch dar, den Frazer in seinem Buch „Psyche's Task" für den Aberglauben gestellt hat. Er schätzt dort den Aberglauben als einen Beitrag zum Fortschritt der Zivilisation hoch ein. Die Anerkennung dieses Anspruches entkräftet keineswegs die Behauptung, daß das Über-Ich nicht nur, wie Analytiker entdeckt haben, das Haupthindernis für seelische Gesundheit, sondern auch eine Erschwerung für den Fortschritt der Zivilisation ist. Wir müssen anerkennen, daß der Fortschritt der Luftschiffahrt dem Luftverkehr im Krieg viel verdankt, ohne uns dabei zu der Ansicht zu bekennen, daß die Luftschiffahrt nicht auch ohne Krieg hätte bestehen können, oder daß die Eroberung der Luft ein paar Millionen Menschenleben wert sei. Wie beim Aberglauben, gibt es auch für das Über-Ich, seit es entdeckt worden ist, eine Tendenz, den Zwecken der Zivilisation nicht mehr dienen zu wollen. Wenn wir eine Anzahl von Glaubensbekenntnissen als Aberglauben klassifiziert und festgestellt haben, wenn ein Freud die Funktionen des Über-Ichs darlegt, so beginnt dessen kultureller Wert unterminiert zu werden. Das Über-Ich, das einstmals seine Macht vom Ich erhalten hat und in seiner Herrschaft durch die

historischen Prozesse, in denen das Über-Ich wurzelt, gestärkt wurde, ist nicht bereit, seine Kontrolle aufzugeben, obgleich es nicht mehr den Bedürfnissen des Ichs dient. Seine Wirksamkeit wird so zu einer ständigen Quelle mangelhafter Anpassung und seelischer Konflikte. Hier liegt eine jener Disharmonien vor, für die es viele Parallelen im physischen Organismus des Menschen gibt. Wie Metschnikoff gezeigt hat, bleiben Gebilde, die einmal augenscheinlich dem Menschen in irgendeinem Zustand seiner Entwicklung nützlich waren, oder Überbleibsel solcher Gebilde überflüssigerweise auch in einer späteren Entwicklungsphase erhalten, obwohl sie hier nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich sind. Ebenso wurde das Über-Ich teilweise oder als Ganzes eine jener Disharmonien der Natur des Menschen, mit denen er heute zu kämpfen hat.

Die Psychoanalyse, die nicht nur keinen Anspruch macht, sondern sogar jeden Ehrgeiz aufgibt, die Gesellschaft zu reformieren, und nur ihr bescheidenes, therapeutisches Ziel verfolgt, kann es doch nicht vermeiden, den Weg zu erschließen, welcher dem zukünftigen Fortschritt der Zivilisation offen liegt. Wir entdecken die Unvollkommenheit der seelischen Einrichtungen, die uns bisher zur Verfügung standen, oder vielmehr, die uns bisher beherrscht haben, und können auf einen neuen und heilsameren Mechanismus hinweisen. Die Psychologie, augenscheinlich vom Glück begünstigter als die Physiologie, ist wenigstens potentiell (wenn auch langsam) fähig, neue Mittel zu formen, andere als die, welche dem Menschen der Vergangenheit gedient haben. Man behauptet von Helmholtz, er habe erklärt, das menschliche Auge sei ein so unvollkommener optischer Apparat, daß er es auf der Stelle verworfen hätte, wenn es ihm vorgelegt worden wäre. Das Beste, was die Physiologen machen können, um den Menschen mit Flügeln zu versehen, ist, ihnen ein Flugzeug zu geben. Aber die menschliche Seele ist ein biegsameres und anpassungsfähigeres Instrument; die menschliche Natur ist unendlich veränderlich. Freud denkt an diese Möglichkeit, wenn er bemerkt, „es wäre ein unzweifelhafter Vorteil, Gott überhaupt aus dem Spiel zu lassen und ehrlich den rein menschlichen Ursprung aller kultureller Einrichtungen und Vorschriften einzugestehen. Mit der beanspruchten Heiligkeit würde auch die Starrheit und Unwandelbarkeit dieser Gebote und Gesetze fallen. Die Menschen könnten verstehen, daß diese geschaffen sind nicht so sehr, um sie zu beherrschen, sondern vielmehr um ihren Interessen zu dienen; sie würden ein freundlicheres Verhältnis zu ihnen gewinnen, sich anstatt ihrer Abschaffung nur ihre Verbesserung zum Ziel setzen. Dies wäre ein wichtiger Fortschritt auf dem Wege, der zur Versöhnung mit dem Druck der Kultur führt“ (a. a. O., S. 67—68).

Freud weist ferner darauf hin, daß diese kulturellen Gesetze — das Über-Ich — nicht nur Wunscherfüllungen enthalten, sondern auch wichtige Erinnerungsspuren. Der Technik der Analyse ist es jetzt gelungen, diese mächtigen, aktiven und unterdrückenden Kräfte, soweit sie das Individuum betreffen, zu ihrem Objekt zu machen.

Bei der Diskussion der Beziehung des Über-Ichs zum Ich und zum Es wurde die Möglichkeit einer direkten Vererbung im Ich und im Über-Ich erörtert; diese Möglichkeit kann, wie ich glaube, gut angenommen werden. Man wird nicht zögern, anzuerkennen, daß die Fähigkeit des Es, sich zu Ich und Über-Ich zu modifizieren, vererbbar ist. Freud zögerte, eine direkte Vererbung durch das Ich anzunehmen. Er schreibt: „Die Erlebnisse des Ichs scheinen zunächst für die Erbschaft verloren zu gehen, wenn sie aber sich häufig und stark genug bei vielen generationsweise aufeinanderfolgenden Individuen wiederholen, setzen sie sich sozusagen in Erlebnisse des Es um, deren Eindrücke durch Vererbung festgehalten werden." „Man kann unmöglich von einer direkten Vererbung durch das Ich sprechen."[1]

Der Beweis, daß das Es innerhalb der Geschichte irgendeiner Veränderung unterworfen war, scheint mir zu fehlen. In der Tat scheint es bei den verschiedenen Rassen der Menschheit, die heute unter verschiedenen kulturellen Bedingungen leben, nicht verschieden zu sein. Die Anschauung, daß das Es doch Veränderungen seit dem Auftreten des ersten Menschen auf der Erde vor etwa 300.000 Jahren durchgemacht hat, mag vielleicht richtig sein. Daß aber bei verschiedenen Rassen die Ich- und Über-Ich-Impulse ungeheuer verschieden sind und sich in der Geschichte überall verändert haben, ist natürlich eine Binsenwahrheit. Die Annahme vererbter Ich- und Über-Ich-Neigungen ergibt keine neue Schwierigkeit, sondern löst viele Probleme. Welche Tendenzen aber vererbt sind und welche aus dem Widerstreit vererbter Neigungen mit der Umgebung stammen, sind spezielle Probleme, die für jedes Individuum und für die Rasse erforscht werden müssen. Analytische Beobachtungen haben gezeigt, daß Ich- und Über-Ich-Manifestationen — wenngleich schwach, doch wirksam — im zartesten Alter gefunden werden, und daß genug Anzeichen dafür vorhanden sind, daß sie sich beim Säugling zeigen. Daraus geht klar hervor, daß der vererbte Teil des Über-Ichs zum *Ubw* gehört und in das *Ubw*, das nicht Verdrängtes ist, einbezogen werden muß. Jener Teil des Über-Ichs, der aus der Reaktion des Individuums auf seine Umgebung stammt, leitet sich nach Ansicht von Jones „normalerweise und hauptsächlich nicht von dem aufgegebenen Liebesobjekt, sondern vom gleich-

1) Das Ich und das Es. Ges. Schriften, Bd. VI, S. 383.

geschlechtlichen Elternteil" her (a. a. O., S. 256), d. h. vom versagenden Elternteil, und gehört teils zum *Vbw*, teils — durch Verdrängung — zum *Ubw*. Man kann annehmen, daß das erworbene Über-Ich auf den vererbten Teil einwirken und ihn verändern kann. Es gibt klinische Beweise für diesen Sachverhalt.

Wir brauchen, wenn wir vererbte Über-Ich-Impulse annehmen, keine Angst zu bekommen, daß wir uns dabei in Gegensatz zu den Resultaten, die auf anderen Gebieten der Biologie gewonnen wurden, setzen. Zunächst werden wir uns sagen, daß die psychoanalytischen Beobachtungen auf ebenso sicheren Beweisen beruhen wie die, welche auf anderen Gebieten gewonnen werden. Die Analyse kann auf Grund dieser Beobachtungen das Recht für sich in Anspruch nehmen, ihren eigenen theoretischen Bau zu errichten. Wenn Abweichungen vorhanden sind, sollen wir auf weitere Beobachtungen vertrauen, welche diese anscheinenden Widersprüche ausgleichen werden. Glücklicherweise befreit uns aber die jüngste biologische Forschung von diesem Konflikt, der für viele lästig wäre. Der langdauernde Streit über die relative Bedeutung von Anlage und Milieu hat sich als zweckloser Wortstreit erwiesen. Jennings schreibt: „Der Biologe sieht mit Bedauern, daß der Mediziner sich der Einführung des Vererbungsbegriffes in das Gebiet der Krankheit widersetzt. Das kommt von dem allgemeinen Trugschluß, daß das, was erblich ist, gewiß, feststehend und unveränderlich sei. Natürlich verwirft das der Mediziner in seiner Anwendbarkeit auf die Krankheit. Mit der Erkenntnis, daß die Behauptung der Erblichkeit nur bedeutet, ein Organismus habe eine solche Konstitution erhalten, daß er unter bestimmten Bedingungen ein Stück Erbschaft produzieren kann, verschwinden alle Einwände solcher Art. Das Individuum, das unter gegebenen Bedingungen ein vererbtes Gebrechen zeigen kann, braucht es unter anderen Bedingungen nicht zu entwickeln."[1]

Der Zusammenhang zwischen den Keimzellen und den Entwicklungsbedingungen hört mit der Geburt nicht auf, die Geburt ist nur ein Augenblick im Leben des Individuums.

Obgleich die menschliche Natur potentiell unendlich variabel ist und obgleich es theoretisch denkbar ist, daß Erscheinungen, wie das Strafbedürfnis, das Schuldgefühl, die Ödipussituation und andere, den menschlichen Interessen in der Vergangenheit gedient haben mögen, jetzt aber eher eine Gefahr als eine Hilfe sind, folgert daraus nicht notwendigerweise, daß die Funktion des Über-Ichs zugunsten der Kontrolle durch das

1) H. S. Jennings: Biology and the Advancement of Man, S. 63.

Ich aufgegeben werden wird. Ergebnisse der Analyse des Individuums und Zukunftsaussichten der Art sind zwei verschiedene Dinge. Die Geschichte der Psychoanalyse läßt in dieser Hinsicht keinen allzu großen Optimismus aufkommen. Wir haben die ganze Tücke und die ganze Strenge des Über-Ichs gesehen; jenes neurotischen Über-Ichs, das sich sozusagen im Namen der Wissenschaft gegen die Ideen Freuds kehrte, und gerade gegen die Ideen, welche bisherige Phantasie durch „anstössige" Realität ersetzte, was den wahren Charakter der Wissenschaft ausmacht.

Gewisse Einrichtungen, Manifestationen des Über-Ichs, werden schwächer. Himmel und Hölle bannen den Menschen nicht mehr mit der Macht früherer Tage. Es erfordert aber keinen großen Scharfblick, dafür das Auftauchen anderer Einrichtungen zu entdecken, die vielleicht nicht weniger tyrannisch sind und nicht weniger Einfluß auf menschliche Ängste und Schwächen haben werden. Der Skeptiker wird zweifeln: Wird das Über-Ich nicht vielleicht nur seine Erscheinungsform wechseln? Der Psychoanalytiker aber, wird in der Art, die ihm eigen ist, auf diese Frage erwidern: „Verbirgt Ihr Zweifel etwa einen Wunsch?"

Entbehrung und Schuldgefühl

Von

Susan Isaacs

London

I

In seiner Abhandlung „Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs"[1] (1926) schickte Ernest Jones seiner Erörterung einiger aus dem Thema erwachsenden Probleme die Bemerkung voraus, daß „wir allen Grund haben anzunehmen, daß die Vorstellung des Über-Ichs ein Knotenpunkt ist, an dem wir ein Zusammentreffen aller dunklen Probleme von Ödipuskomplex und Narzißmus einerseits, Haß und Sadismus andererseits erwarten dürfen". Seither sind zur Behandlung dieser Vorgänge weitere Beiträge von Freud und Anderen geliefert worden, und unsere Kenntnis von Struktur und Funktionsart des Über-Ichs in den Neurosen, den Psychosen und beim Normalen hat sich bedeutend erweitert.

Andererseits haben die Ergebnisse von Frau Kleins direkten Untersuchungen an kleinen Kindern, wenn sie auch den theoretischen Wert des Begriffes des Über-Ichs unterstrichen und unsere Auffassung von seiner großen dynamischen Kraft vertieft haben, nichtsdestoweniger gewisse theoretische Schwierigkeiten vermehrt, die die Form seines ursprünglichen Zustandes, seine Beziehungen zum Ödipuskomplex und zu den Entwicklungsphasen der Libido betrafen. Ich bin der Meinung, daß der einleuchtendste Gedanke, der an diese Dinge herangebracht worden ist, der von Ernest Jones ist, wenn er, einem Winke Freuds folgend, sagt, daß Entbehrung äquivalent sei mit Versagung.[2] Er bemerkt weiter: „Schuld und damit zugleich das Über-Ich sind gleichsam künstlich aufgerichtet, um das Kind vor der Not der Entbehrung, d. h. der unbefriedigten Libido, zu schützen und so die Furcht vor der Aphanisis, die jene immer begleitet, abzuwehren; und zwar bewirkt das Über-Ich das, indem es die Wünsche

1) Diese Zeitschrift, Bd. XII (1926), S. 253.

2) Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität. Diese Zeitschrift, Bd. XIV (1928), S. 15.

unterdrückt, die nicht dazu bestimmt sind, befriedigt zu werden. Ich glaube sogar, daß die äußere Mißbilligung, der gewöhnlich der ganze Vorgang zugeschrieben wird, weitgehend eine Angelegenheit der Ausbeutung durch das Kind ist, d. h. Nichtbefriedigung bedeutet ursprünglich Gefahr, die das Kind nun in die Außenwelt projiziert, wie es das mit allen inneren Gefahren tut. Dabei benutzt es jede äußere Mißbilligung (moralisches Entgegenkommen) als Gefahrensignal und als Hilfe zur Errichtung einer Schranke gegen die Gefahr."

Ich möchte in dieser Arbeit a) einige der Schwierigkeiten darstellen, die sich ergeben, wenn den früheren Formulierungen über den Ursprung des Über-Ichs die durch Frau Kleins Technik entdeckten Tatsachen der seelischen Entwicklungsgeschichte entgegengehalten werden, und b) möchte ich darstellen, wie die Ansicht von Ernest Jones, zusammen mit seinem Begriff der Aphanisis, jene Schwierigkeiten zu lösen scheint.

Um die Schwierigkeiten zunächst festzustellen: Die Lektüre einer Reihe von früheren Untersuchungen über die Entstehung des Über-Ichs hinterläßt den Eindruck, daß man an einer gewissen zeitlichen Beziehung zwischen Über-Ich und Ödipuskomplex festhielt. Freuds klassischer Satz, daß das Über-Ich „der Erbe des Ödipuskomplexes" sei, sagt deutlich, daß das Über-Ich auftritt, wenn der Ödipuskomplex untergeht, und diese Ansicht beherrscht auch Titel und Inhalt seiner Studie „Der Untergang des Ödipuskomplexes".[1] Freud bemerkt hier: „Ich zweifle nicht daran, daß die hier beschriebenen zeitlichen und kausalen Beziehungen zwischen Ödipuskomplex, Sexualeinschüchterung (Kastrationsdrohung), Über-Ich-Bildung und Eintritt der Latenzzeit von typischer Art sind." Über Zeit und Art des Auftretens des Über-Ichs war also vor Frau Kleins Arbeit der allgemeine Standpunkt der, daß das Über-Ich wesentlich der phallischen Stufe der Libidoentwicklung angehöre, daß es der Erfolg der Versagung und der Angst sei, die das Kind in seinen Objektbeziehungen auf jener Stufe erlebe, und daß es den Untergang des Ödipuskomplexes und den Beginn der Latenzperiode anzeige. Diese Feststellungen über die Geschichte des Über-Ichs müssen nunmehr an Hand der vollständigeren Tatsachen modifiziert werden, die Frau Klein als das Ergebnis ihrer direkten Untersuchungen am kleinen Kind darzubieten hat.

Zwei Hauptpunkte sind hier ins Auge zu fassen:

1) Ges. Schr. V, S. 429. — Freud behält sich dort einige Zweifel vor über den Anteil der Kastrationsdrohung, Zweifel, die durch Ranks Arbeit über das Geburtstrauma angeregt worden sind, und zu denen er in „Hemmung, Symptom und Angst" zurückkehrt. Hier liegt offensichtlich eine enge Beziehung zu meinen Aufstellungen vor, auch geht die Entwicklung von Freuds Ansicht deutlich in Richtung der Beiträge von Jones.

Sowohl in „Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse“ (Imago, Bd. XII, 1926) als auch in „Frühstadien des Ödipuskonfliktes“ (diese Ztschr., Bd. XIV, 1928) kommt Frau Klein zu dem Schluß, daß „der Ödipuskomplex früher in Wirksamkeit tritt, als man gewöhnlich annimmt“, und daß „bereits das erste Einsetzen der Ödipuswünsche von Kastrationsfurcht und Schuldgefühl begleitet ist“. Sie meint, man könne nicht länger daran festhalten, daß die Schuld, die man in der Analyse der Erwachsenen mit den prägenitalen Impulsen verknüpft sieht, „erst nachträglich auf diese Tendenzen zurückverlegt, aber nicht ursprünglich mit ihnen verbunden sei“. Sie geht über die Winke Ferenczis und Abrahams hinaus und sagt: „Meine Funde führen noch weiter. Sie zeigen, daß das Schuldgefühl, das mit prägenitalen Fixierungen verknüpft ist, eine direkte Wirkung des Ödipuskonfliktes darstellt. Und das gibt genügend Aufschluß über die Entstehung solcher Gefühle, denn wir wissen, daß das Schuldgefühl einfach ein Ergebnis der (bereits vollzogenen oder, wie ich hinzufügen möchte, im Vollzuge begriffenen)[1] Introjektion der Ödipus-Liebesobjekte ist.“ Die Bildung des Über-Ichs, weit entfernt, ein einzelner seelischer Akt zu sein, oder auch nur ein Vorgang, der hauptsächlich in eine einzige Entwicklungsphase, die phallische, hineinverlegt werden könnte, ist vielmehr mit allen Entwicklungsphasen verbunden, hat seine tiefsten Wurzeln in oralen Erlebnissen und durchläuft alle die emotionalen Veränderungen des Kindes, von der Brust an bis zur Latenzperiode.

Der zweite Punkt, eng verbunden mit dem ersten, und von Frau Klein sehr klar herausgearbeitet, ist der, daß die „introjizierten“[2] Eltern nicht die wirklichen Eltern sind, mit ihren realen Zügen, sondern vielmehr die Eltern, wie sie vom Kind durch das Medium seiner eigenen aktiven Psychologie hindurch aufgefaßt werden. Dies ist sehr klar in ihrem Beitrag zu dem „Symposium on Child Analysis“ (I. J. P., Vol. VIII, 1927, p. 356) dargestellt. „Denn diese äußeren Objekte (d. h. die Eltern) sind sicher nicht identisch mit dem bereits entwickelten Über-Ich des Kindes, wenn sie auch zu seiner Entwicklung seinerzeit beigetragen haben. Nur so können wir die erstaunliche Tatsache erklären, daß wir bei Kindern von drei, vier und fünf Jahren einem Über-Ich begegnen, dessen unerbittliche Strenge sich oft in

1) Vom Verfasser gesperrt.

2) „Die ins Ich introjizierte Vater- oder Elternautorität bildet dort den Kern des Über-Ichs, welches vom Vater die Strenge entlehnt, sein Inzestverbot perpetuiert und so das Ich gegen die Wiederkehr der libidinösen Objektbesetzung versichert.“ Freud, Der Untergang des Ödipuskomplexes, Ges. Schr., Bd. V, S. 427.

stärkstem Widerspruch zu den wirklichen Liebesobjekten, den Eltern, befindet." Oder wiederum: „Die Verbindung zwischen der Bildung des Über-Ichs und den prägenitalen Entwicklungsphasen ist bedeutungsvoll von zwei Gesichtspunkten aus. Einerseits gehört das Schuldgefühl zu der oralen und analsadistischen Phase, soweit sie noch herrschend sind, andererseits entsteht das Über-Ich, während diese Phasen im Anwachsen begriffen sind, was seine sadistische Strenge erklärlich macht." Die Struktur des Über-Ichs ist so „aufgebaut auf Identifizierungen, die aus sehr verschiedenen Perioden und Schichten des seelischen Lebens stammen".

Diese Einsichten, so sehr sie einige Seiten des Über-Ichs verständlich machen, — z. B. seine phantastische Strenge und seine Unabhängigkeit von dem wirklichen Charakter der Eltern, — weisen nichtsdestoweniger auf gewisse weitere theoretische Schwierigkeiten hin. So ist z. B. auf den ersten Blick nicht leicht einzusehen, wie und warum das Schuldgefühl, als doch verschieden von primärer Angst, auf der oralen Stufe einsetzen kann, da Schuld doch ein gewisses Maß von Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich und einen gewissen Grad von Objektbeziehung vorauszusetzen scheint, welche doch noch rudimentär sein müssen. Das Bild der Ichveränderung als Erfolg aufgegebener Objektbesetzung ist, was die phallische oder spätere genitale Phase betrifft, durchaus klar. „Wenn das Ich die Züge des Über-Ichs annimmt, drängt es sich sozusagen selbst dem Es als Liebesobjekt auf, sucht ihm seinen Verlust zu ersetzen, indem es sagt: Sieh, du kannst auch mich lieben, ich bin dem Objekt so ähnlich." (Freud, Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. V, S. 374.) Aber wie soll das aufrechterhalten bleiben bei dem verhältnismäßig undifferenzierten „Objekt" und „Ich" der früheren Phasen?

Augenscheinlich muß der Vorgang der Introjektion, der in diese früheren Phasen fällt, in bedeutsamem Sinne verschieden sein von dem, der sich nach wirklicher Objektbeziehung vollzieht. Diese Differenz ist vielleicht auch nicht ganz zu überbrücken durch den Hinweis darauf, daß in diesen früheren Stufen das Objekt, lange ehe es die ganze Person der Mutter ist, nur ein Teilobjekt ist — die Brustwarze, der Stuhl der Mutter. Daß das Ich über das Nicht-Ich dominiert, ist klar, weil, wie Frau Klein zeigt, das Kind die Eltern nur so erfaßt, wie es sich selbst erfaßt, und nur in den Grenzen seiner eigenen Triebregungen. Nicht die Eltern werden „introjiziert", sondern eine verzerrte Imago, deren Inhalte vielleicht eher einem projizierten Vorgang entstammen. Der Mechanismus der Introjektion gibt nur die Form her, verleiht dem Über-Ich im

Verhältnis zum Ich den Charakter einer Art Außenwelt, hingegen ist es die Projektion, welche die konkrete Wirkungsart des Über-Ichs bestimmt (das Abschneiden, Beißen, Zerstören usw.). Es ist wahrscheinlich ein Teil der kindlichen Seele selbst, der sich abgespalten hat und nun so handelt, als ob er für die Impulse des Es ein Stück Außenwelt wäre. Ich vermute, daß Freuds „primäre Identifizierung“[1] einen größeren Anteil an dem ganzen Drama hat als man ursprünglich dachte. Und weiter: In welchem Sinne können wir — und zwar für diese frühere Stufe — den Satz verstehen, daß „Gewissensangst eine verinnerlichte Kastrationsangst“ sei? Er ist klar und verständlich für die phallische Phase, aber nicht so einfach für die anale oder orale, und das trotz der uns bereits vertrauten Begriffe vom Verlust der Brustwarzen und des Stuhles.

Diese und andere Schwierigkeiten drängen sich auf. Was nun folgt, ist ein teilweiser und zaghafter Versuch, sie zu überbrücken. Ich beabsichtige nicht, sie nacheinander vorzunehmen, sondern möchte das Problem auf das erste Auftreten von Schuldgefühl zurückleiten, und zwar unter Anlehnung von Dr. Jones' Auffassung von der Entbehrung als eines Äquivalentes der Versagung. Ich tue das in der Hoffnung, daß meine fragmentarischen Bemerkungen andere veranlassen mögen, diese Probleme weiter zu klären.

II

Vom Augenblick an, wo die Wehen der Mutter beginnen, erfährt das Kind eine Reihe von Gleichgewichtsstörungen, Momente von Spannungserhöhungen und von mehr oder weniger erfolgreichen Spannungsausgleichen. Der Anteil, den dabei die erste und schwerste dieser Störungen, die Geburt, spielt, ist (seit „Hemmung, Symptom und Angst“) in vieler Hinsicht klar. Durch die Plötzlichkeit und Heftigkeit der Erregungen, die das Kind durch sie erlebt, bewirkt die Geburt den ersten und größten Angstzustand. Die akute, durch die Geburt gesetzte Hilflosigkeit ist das Vorbild aller späteren Ängste, die weiteren Erlebnisse sind wahrscheinlich nur eine mildere Wiederbelebung dieser ursprünglichen Reaktion.

An dieser Stelle können wir Nutzen ziehen aus einer interessanten

1) „Uranfangs in der primitiv oralen Phase des Individuums sind Objektbesetzung und Identifizierung wohl nicht von einander zu unterscheiden.“ Freud, Das Ich und das Es. Ges. Schr., VI, S. 373. „— die erste und bedeutsamste Identifizierung des Individuums, die mit dem Vater der persönlichen Vorzeit. Sie scheint zunächst nicht Erfolg oder Ausgang einer Objektbesetzung zu sein, sie ist eine direkte und unmittelbare und frühzeitiger als jede Objektbesetzung“. Ebenda, S. 375.

Feststellung neuerlicher direkter Studien des kindlichen Verhaltens. Die experimentellen Beobachtungen von Watson über die angeborenen Reaktionen des Kindes in den ersten Tagen nach der Geburt ergeben Daten, die gut zu Freuds Ansicht passen. Zwei Arten äußerer Reize rufen in den ersten Tagen die Furchtreaktion hervor: Ein plötzlicher Verlust des Haltes und ein plötzliches lautes Geräusch. (Beide können als reale Gefahren bezeichnet und mit den späteren Phobien — den frühesten eigentlichen Phobien — verglichen werden, die nach Freud das Alleinsein, das In-der-Dunkelheit-Sein und das Zusammensein mit fremden Personen betreffen; es handelt sich dabei um bereits als neurotisch anzusehende Reaktionen auf die Abwesenheit der geliebten Person.)

Das plötzliche laute Geräusch versetzt das Kind in den Zustand eines seelischen Schocks und einer Hilflosigkeit, in einen Zustand von Angst. Es kann sich ja nicht wegbewegen oder dem zu starken Reiz nicht ausweichen in der Weise, wie es zum Beispiel einen zu starken Lichtreiz durch Schließen der Augen und Wegwenden des Kopfes abwehren kann, Es hat ja sozusagen keine „Ohrlider".

Verliert das Kind einen Halt, fällt es oder wird ihm gerade, wenn es einschlafen will, die Bettdecke fortgezogen, so ist das für das Kind in gleicher Weise eine reale Gefahr, die die Geburtsangst wiederzubeleben vermag. Eine solche Situation enthält freilich nicht nur das Moment der realen Gefahr, sondern zugleich den Keim der späteren Furcht vor dem Verlust des Objektes, da ja das Gehaltenwerden in den Armen der Mutter libidinös betont ist und für das Kind ebensosehr Liebe wie Sicherheit bedeutet.

Es ist lichtbringend, wenn man hier einen Augenblick den theoretischen Gebrauch, den Watson von seinen sorgfältig gewonnenen Tatsachen macht, mit der Ansicht Freuds kontrastiert. Nach Watson stammen alle späteren Phobien von jenen beiden ab, und zwar durch umgebungsmäßige Bedingtheit. Weil sie (die Furcht vor Dunkelheit, Fremden, Tieren usw.) später auftreten, meint er, daß sie eher umgebungsmäßig als psychisch bedingt sind. Für ihn ist die Veranlassung der späteren Furcht — die Dunkelheit oder das Tier — ein Anzeichen, eine Bedingung der früheren Veranlassung, durch eine Reflexassoziation nach einem und demselben Muster aufgebaut. Auch nach Freud sind diese besonderen späteren Phobien sekundäre Erscheinungen, Anzeichen oder Bedingungen, aber ihre Spannungen kommen von inneren Reizen her. Die Angst ist real, nicht weniger als bei gut begründeter Furcht vor realen äußeren Gefahren, aber die Gefahr besteht in einer psychischen

Hilflosigkeit als Folge einer übermächtigen inneren Spannung, die nicht angemessen entladen werden kann, und auf die nun so reagiert wird, als ob es eine äußere Gefahr wäre.

Diese inneren Erregungen der ersten Tage entstammen den Partialtrieben der oralen und analen Stufe der Sexualentwicklung, der libidinösen Komponente des Saugens und Beißens, des Stuhlgangs oder des Ansammelns des Stuhles im Darm und den ersten Objektbeziehungen, die mit den entsprechenden erogenen Zonen verknüpft sind.

Die Phantasien, die aus dem späteren Spiel der Kinder ebensosehr wie aus den Psychosen und Neurosen der Erwachsenen ersichtlich werden, zeigen, daß diese Objektbeziehungen die Form des Wunsches annehmen, erstens, sich das Objekt (die Brustwarze der Mutter) einzuverleiben, dann sie zu beißen und zu zerstören, und später, sich den Inhalt ihres Leibes (den Stuhl) anzueignen und die Rivalen (den Vater oder die anderen Kinder), die der Lustbefriedigung im Wege sind, zu vernichten. Darauf setzt die phallische Phase ein und mit ihr der Wunsch, das Genitale der geliebten Person zu sehen und zu besitzen, und wiederum, alle Rivalen aus dem Wege zu räumen. (Frau Klein betont, und das hilft uns, die hier vorhandenen Schwierigkeiten nicht aus dem Auge zu verlieren, daß diese Phasen innerhalb der Libidoentwicklung ineinander übergreifen und die ganzen ersten Jahre hindurch einander sehr innig durchdringen. Mit anderen Worten, selbst wenn das Kind zu der entwickelteren Objektbeziehung der phallischen Stufe vorgeschritten ist, hat es dort noch so unsicher Fuß gefaßt, daß seine phallischen Impulse und Phantasien weitgehend durchsetzt sind mit Zügen, die den prägenitalen Zonen und Impulsen angehören.)

Zwei Fragen entstehen hier auf einmal. 1) Wie und warum erwecken diese frühen libidinösen Tendenzen Angst? 2) In welchem Alter beginnen sie damit?

Nehmen wir die zweite Frage zuerst in Angriff. Eine genaue Zeit kann man nicht angeben. Aber es wird sich um eine solche Zeit handeln, wo sich ein gewisses Maß echter Objektbeziehung entwickelt hat, wenn das Objekt auch nur in den Grenzen oraler Erfahrung erfaßt sein mag. D. h. die Brustwarzen — Brust — Mutter wird bereits, gleichviel an welchen Punkten in der Reihe Brustwarze—Brust—Mutter dies geschehen mag, durchaus irgendwie als ein Nicht-Ich unterschieden werden, das das Ich begehrt, hat, verliert, wiederbegehrt und wiederhat und so weiter in einer Reihe von Veränderungen, die innerhalb des Feldes des Ich kommen und gehen, sich aber außerhalb der Verfügung des Ich befinden. Wahrscheinlich kann es sich nur um eine Zeit handeln,

wo, obgleich die Brustwarze oder Brust der bedeutsamste Teil der Mutter, sozusagen das Kernstück ihrer Bedeutung verbleibt, die Mutter doch einen an Reichhaltigkeit und Gliederung darüber hinausgehenden Wahrnehmungsinhalt darstellt. Eine Zeit, wo, mit anderen Worten, die nach außen gewandte Motilität des Kindes in genügendem Maße erzogen und vereinheitlicht und die Erinnerungsspuren des Ich genügend weit entwickelt sind, daß sie (in gewissen Grenzen) den Eindruck einer Person möglich machen; was wieder von der Loslösung der Libido von ihren primären narzißtischen Fixierungen abhängig ist. Und doch wiederum eine Zeit, wo in diesem Eindruck noch ein starker Anteil von primärer Identifizierung steckt, der den Inhalt dieses Eindrucks mit den eigenen viszeralen und kinästhetischen Erlebnissen des Ichs und den Impulsen des Es ausfüllt.

Es scheint sich um eine Zeit innerhalb der zweiten Hälfte des ersten Jahres zu handeln. Je nach dem Kind und möglicherweise je nach den Umständen: Alter des Abstillens, Beobachtung des elterlichen Koitus usw. variierend. Aber vieles bleibt hier noch zu wissen. Unzweifelhaft zeigt die direkte Beobachtung, bei einigen Kindern vor dem Ende des ersten Jahres, bei andern während des ersten Teiles des zweiten Jahres, einen genügenden Sinn für Personen und für Beziehungen zu Personen, um Äußerungen von Eifersucht und eifersüchtiger Wut möglich erscheinen zu lassen, Äußerungen direkter Furchtreaktion auf Stirnrunzeln und ärgerlichen Blick geliebter Menschen und Angsterscheinungen, die anders sind als die, die durch heftige oder plötzliche äußere Reize hervorgerufen sind.

Kehren wir zur ersten Frage zurück. Bis zu der bereits erwähnten Vermutung von Ernest Jones und den in gleicher Richtung gehenden Bemerkungen von Frau Riviere in ihrer Arbeit im „Symposium on Child Analysis"[1] ging die Tendenz dahin, das Abstillen und das reale Verhalten der Eltern bei der Reinlichkeitsgewöhnung als die bestimmende Ursache des Schuldgefühles anzusehen. Wir würden jetzt mehr dazu neigen, beide als bloße Gelegenheitsanlässe zu betrachten.

Auf den ersten Blick gibt es kaum eine Schwierigkeit über den Anteil der Vorgänge bei der Reinlichkeitserziehung. Man weiß, daß diese Gewöhnung in einer Weise getan wird, die das Verantwortlichkeitsgefühl des Kindes entwickeln soll. Der lange fortgesetzte aktive Druck, den man auf das Kind ausübt, das Drängen auf die Verfügungsfähigkeit der Schließmuskeln, wie liebevoll und geduldig es auch geschehen möge, ist natür-

1) Int. Journal of Psycho-Analysis, Vol. VIII., Pt. 3, p. 370.

lich von gleichem psychologischem Range wie sein eigenes Schuldgefühl. Die Eltern machen Bedingungen für ihre Liebe, das ist eine reale Versagung im Unterschied zu einer Entbehrung. (Weitere Überlegung läßt allerdings vermuten, daß die Sache komplizierter ist, die Strenge des Schuldgefühls ist zum Beispiel zu groß, um durch diese reale Situation erklärt zu werden.) Sehr wenige Eltern machen hingegen aus dem Abstillen eine moralische Angelegenheit.

Das Abstillen ist gewöhnlich weit mehr eine einfache Veränderung eines Sachverhaltes, die mit Sorgfalt und Liebe vorgenommen wird. Wie soll das Anlaß zu Schuldgefühlen für das Kind abgeben können? Nach Frau Klein „entfesseln" die anale und orale Versagung die Ödipustendenzen und mit ihnen die Entstehung des Schuldgefühles.

Ist es möglich, vollständiger als bisher die einzelnen Schritte aufzuzeigen, die von der oralen Entbehrung zu Schuld und Über-Ich führen?

Zuerst ist es offensichtlich, daß eine große Anhäufung von oraler Libido stattfindet, und zwar von solchen Regungen, die bisher ein gewisses Maß von Befriedigung genossen, aber jetzt abgewehrt werden, und daß diese Anhäufung zu einer unerträglichen Spannung und psychischen Hilflosigkeit führt. Impulse von Wut und Haß werden infolgedessen die sadistische Komponente in der Liebe zu den Brustwarzen — Brust — Mutter, die für gewöhnlich selbst eine der Veranlassungen der Abgewöhnung ist, verstärken. Das ergibt eine beträchtliche Erhöhung der Wahrnehmbarkeit der *Nicht-Ich-Dinge* und damit der Objektbeziehungen. Diese sind in erster Linie Objekte, die sich einmischen, und die verweigern, und deshalb feindliche Objekte, *Dinge, die gegen mich sind*, und die *ich* zerstören würde, wenn ich das könnte. Aber nichtsdestoweniger ergibt das eine Stärkung des Objektsinnes und des Suchens nach einem Objekt, auf das die angehäufte Libido entladen werden kann. *Ein Objekt, das aber noch nicht gefunden werden kann.* Denn, ganz unabhängig vom Willen der Eltern, sind die oral-sadistischen Impulse von der Art, daß sie in Wirklichkeit nicht befriedigt werden können, weder als Liebe noch als Haß. Das Kind möchte nicht nur in die Brustwarze beißen, — und tut es auch, wenn man ihm das gestattet, — sondern alle ihm widerstrebenden Objekte und Rivalen zerstören; sogar die geliebte Mutter, eben aus Liebe. Es ist auf dieser Stufe ein Geschöpf, daß nicht anders kann, als *mit seinem Mund und mit seinen Zähnen* lieben und hassen.

Unter dem wirklichen moralischen Moment in der analen Erziehung sind überdies dieselben fundamentalen Entbehrungen verborgen. Wahrnehmend, liebend und hassend in den Grenzen seiner Stuhlerlebnisse,

phantasiert das Kind die Erfüllung von Wünschen, die in Wirklichkeit nie erfüllt werden können. Es „wünscht sich in den Besitz des Stuhles der Mutter zu setzen, indem es in deren Körper eindringt, ihn in Stücke schneidet, ihn verzehrt und zerstört".[1] Und neben seiner sadistischen Besitzliebe auf seine Mutter, die durchsetzt ist von dem Haß, den sie durch Störung seiner Oralität weckt, gehen einher Haß und Furcht gegenüber seinem Vater. (Der erste Ansatz der genitalen Impulse geschieht unter der Ägide dieser sadistischen Phase, von hierher stammt die Stärke und Spontaneität der Kastrationsfurcht.)

Zwei weitere Überlegungen mögen die Behauptung verstärken, daß die durch das Abstillen gesetzte Entbehrung nur zu einer Vergrößerung der ohnehin den oral- und anal-libidinösen Situationen innewohnenden Entbehrung dient. Erstens erscheinen die prägenitalen Zonen relativ isoliert in ihrer Funktion und unfähig, die libidinösen Spannungen des ganzen Körpers so vollständig abzuführen, wie das bei dem genitalen Orgasmus unter günstigen psychologischen Bedingungen zu geschehen vermag. Und zweitens sind alle Wünsche auf dieser Stufe von einer so zeitlosen, maßlosen und absoluten Art, daß sie in einer realen, zeitlich und räumlich begrenzten Welt keine Befriedigung finden können.

Man könnte daher das Trauma des Abstillens mit einer Lunte vergleichen, die an dem Zündstoff einer bereits vorbereiteten Unbefriedigung herangebracht wird, die der libidinösen Situation auf dieser Stufe innewohnt. Und die späteren analen Entbehrungen gießen Öl auf das Feuer. Diese unerträgliche Spannung würde das schwache und junge Ich in einen Zustand seelischer Hilflosigkeit, annähernd dem der Geburt, versetzen, würde mit ihm nicht irgend etwas geschehen. Und es geschieht etwas mit ihm, indem es die Gefahr für das Ich als äußere Versagung in die Außenwelt projiziert. Von dort kehrt sie später wie der geschleuderte Bumerang in die Seele zurück, als Schuld und Über-Ich, jetzt versehen mit der Macht und Autorität der äußeren, widerstrebenden Welt.

Dieses dritte Stadium des Schuldgefühls muß indessen aufgebaut sein auf der ersten Stufe der „primären Identifizierung" und der ihr weitgehend ähnlichen früheren Stufe in Ferenczis „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes".

Wir können so vielleicht drei Hauptetappen in dem ganzen Prozeß unterscheiden.

1) Die erste hat ihrerseits drei Stadien:

a) primärer Autoerotismus, der allen Objektbesetzungen vorangeht.

---

1) Klein, Frühstadien des Ödipuskonfliktes. Diese Zschr., Bd. XIV (1928).

b) eine fast vollständige „Allmacht“, Allmacht bedingt durch subjektive Veränderungen: Phantasien, Gesten, Schreie und Ähnliches. Die nach außen gerichtete Motilität und Muskulatur sind noch nicht entwickelt genug, um eine Wahrnehmung von Dingen und Personen möglich zu machen.

c) primäre Identifizierung, bei der die Außenwelt (Personen) in den Kreis der Seele hineingezogen wird. Auf dieser Stufe ist das Ich solider und kontinuierlicher als die sporadischen Einbrüche des Nicht-Ich. Diese sind (zuerst) isoliert, ohne Beziehungen und darum ohne Bedeutung.

Die Vorgänge im Ich müssen viel enger miteinander verbunden und viel kontinuierlicher sein, und die erste Wirkung der Nicht-Ich-Schocks muß einfach das Ich stärker hervortreten lassen. Das Nicht-Ich wird nur in den Grenzen des Ichs angefaßt und von ihm assimiliert werden. Von hierher muß bereits eine Tendenz des Ichs stammen, die Verantwortung für Ereignisse zu übernehmen, soweit sie lustvoll sind, und das Sich-Aufdrängen der Außenwelt auf vorangehende innere Veränderungen, zu beziehen. Denn nur so können sie (in der Phantasie) beherrscht werden ehe die apperzeptive Unterscheidung von spezifischer Ursache und Wirkung da ist. In den charakteristischen Momenten dieser Stufe „fällt — — — das Ichsubjekt mit dem Lustvollen, die Außenwelt mit dem Gleichgültigen (eventuell als Reizquelle Unlustvollen) zusammen“.[1] Von äußeren Ereignissen, welche Beunruhigung bringen, wendet es sich ab, und zwar vermittels eines Überflutens mit narzißtischer Libido.

Man kann vielleicht dieses Moment noch in gewissen späteren Phasen gespiegelt sehen. So wird z. B. ein Motiv in der späteren Identifizierung des Mädchens mit dem Vater darin bestehen, daß es die Lustbedingungen ganz in der Hand zu haben wünscht. Wenn der Penis (die Brustwarze) ihr eigen ist (ein Teil des Ich), dann kann sie ihn genießen, wie und wann sie es wünscht, unabhängig von den für sie nur willkürlichen Wünschen der Andern. Diese Einstellung ist selbstverständlich zum Teil aufgebaut auf den objektgerichteten analen Beherrschungswünschen und auf den oralen Besitzwünschen, wie auch die eigentliche Ödipusbeziehung, aber allem dem voran wird noch jene Einbeziehung aller Lustquellen in das eigene Ich als eine für sich genügende Ursache zu betrachten sein.

Diese erste Stufe geht beständig und unbemerkbar in die zweite über, wie die zweite in die dritte.

2) Die zweite Stufe ist die der frühesten Objektbesetzungen und rudimentären Objektbeziehungen. Die Möglichkeit von Objektbeziehungen

1) Freud, Triebe und Triebschicksale. Ges. Schr., V, S. 460.

ist von zwei miteinander verbundenen Gesichtspunkten aus ersichtlich: a) der wachsenden Stärke des Ichs, das weniger narzißtische Libido nötig hat, b) dem Anwachsen der Mannigfaltigkeit, Verbundenheit und Beständigkeit der äußeren Reize. Voraussichtlich beginnt das Ich bereits äußere Ereignisse erwartungsvoll zu dulden (sich nicht von ihnen abzuwenden wie auf der primären narzißtischen Stufe), nur daß sie mit einem Endzustand von Lust verknüpft und so zu Befriedigungsanlässen werden.

Äußere Wahrnehmungen bekommen so genügende Beziehung zu äußeren Anlässen und können in größerem oder geringerem Maße von inneren Geschehnissen unterschieden werden. Diese äußeren Ereignisse müssen freilich zuerst als eigene Aktion, in den Grenzen der inneren Kausalreihen, erfaßt werden. Gerade wie auf der ersten Stufe das Ich äußere Ereignisse assimiliert, um sie in die Hand zu bekommen, tut es das auf der zweiten Stufe, um sie zu verstehen und sie so in die Hand zu bekommen, indem es auf sie reagiert. Es fühlt sie als außerhalb von sich, aber sich gleich. Wenn diese Wahrnehmungsordnung der äußeren Welt in den Grenzen der eigenen Aktionen, zugleich mit den dazugehörigen Objektbesetzungen, erreicht ist, ist damit die Stufe gewonnen, wo die innere Libidospannung zu einer äußeren Gefahr in Beziehung gesetzt werden kann. Das Ich „stößt — von sich aus, was ihm im eigenen Innern Unlustanlaß wird".[1] Es ist die Zeit, wo Entbehrung äquivalent wird mit Versagung. Aus dem „Ich habe nicht bekommen, was ich wünschte" wird ein „Du versagst es mir". Die schmale Brücke zwischen beiden ist das Vorenthalten der Lust an der Mutterbrust durch die Mutter.

„Ich bin erschrocken über meine Hilflosigkeit gegenüber meinen eigenen sadistischen Wünschen" wird so verwandelt in „Ich fürchte deine grausame Gegnerschaft", und dies wird weiter entwickelt zu „Du bist mir entgegen, weil ich dich besitzen und vernichten will." „Du nahmst sie mir weg, weil ich beißen wollte." Es ist dieses „weil", das die Rolle der notwendigen Schranke gegen das Ansteigen der Libido spielt. Und den vereitelnden Tendenzen wird, wie Frau Klein klargestellt, und wie wir gesehen haben, unvermeidlich die ganze Maßlosigkeit und Unbarmherzigkeit der eigenen abgesperrten Impulse des Kindes verliehen. Gefürchtet wird, wie Jones gezeigt hat, eine wiedervergeltende Schädigung des Körpers, die ein völliges Erlöschen der Lust einschließt, die Aphanisis. Diese Furcht vor der Aphanisis ist spezifiziert und lokalisiert als Kastrationsfurcht und wird auf der dritten Stufe wiederum verinnerlicht.

Die frühesten Komponenten des Schuldgefühls gehören so zu den am

1) Freud, Triebe und Triebschicksale. Ges. Schr., Bd. V, S. 461.

wenigsten differenzierten Stufen der Erfahrung. Von dem Umstand, daß hier die ersten und mächtigsten Objektbesetzungen vor sich gehen, bezieht das Schuldgefühl seinen Charakter des Alles-oder-Nichts und seine Automatie. Von hier aus ist es zu verstehen, daß das spätere „Gewissen" ein „Kategorischer Imperativ" bleibt, eine Unbedingheit selbst dann, wenn sein spezifischer Inhalt in der objektiven Welt mit unterscheidbarer Realität erfüllt wird.

Es scheint, als wenn auf diesem Hintergrund, auf dem die Mutter das Kind wegen der gegen sie gerichteten sadistischen Wünsche straft, die komplizierten Über-Kreuz-Beziehungen der Ödipussituation gezeichnet würden. Frau Klein vermutet, daß die oralen (und analen) Versagungen „die Ödipustendenzen auslösen" und vielleicht mit ihnen den Beginn der genitalen Phase.

3) So kommen wir zu der dritten Stufe, wo wir von der Versagung zu der eigentlichen Schuld fortschreiten, wo die Liebesobjekte „introjiziert" werden und die eigentliche Kastrationsangst verinnerlicht wird.

Wenn wir diesen Prozeß der Verinnerlichung in ein logisches Schema bringen, so ergeben sich etwa folgende Schritte:

a) Du bist gegen mich, weil ich dich besitzen und (oder) dich vernichten will.

b) Wenn ich dich nicht besitzen und (oder) vernichten will, so wirst du mich lieben (nicht hassen).

c) Ich will gegen mich selbst sein, weil ich dich hasse [bewußt: weil ich dich liebe (dich nicht hasse)].

d) Ich kann mich lieben, wenn ich gegen mich selbst bin.

e) Ich liebe mich selbst, wenn ich dich liebe (= dich nicht hasse).

Das e) würde die Logik des Normalen auf der genitalen Stufe sein, das c) die des Zwangsneurotikers.

Die Dinge gehen natürlich nicht so einfach vor sich. Bei jedem Schritt findet in Wirklichkeit ein sehr zusammengesetztes Voran und Zurück zwischen innen und außen statt, gerade wie in der späteren Entwicklung zwischen Über-Ich und Es.

Von den allgemeinen dynamischen und ökonomischen Funktionen dieser Verinnerlichung hier zu sprechen, liegt keine Veranlassung vor. Eins mag erwähnt werden, nämlich, daß sie für die Entwicklung des realen Ich und für die Kenntnis und Beherrschung der Außenwelt zweierlei leistet: Sie enthebt das Ich der Bedrängnis durch das Es und befreit die äußeren Ereignisse von ihrer Überbesetzung mit Libido.

Ich habe mich in dieser Arbeit vorwiegend für das zweite Stadium der Entwicklungsgeschichte des Schuldgefühls interessiert, weil meiner

Meinung nach dort noch die größeren Schwierigkeiten liegen. Eine Schlußfolgerung wird durch die hier behandelten Tatsachen und Gedanken erhärtet: die Unvermeidbarkeit des Schuldgefühls im menschlichen Geiste. Es stammt aus den kindlichen Entwicklungsvorgängen als solchen und nicht aus deren akzidentellen Umständen oder aus einer falschen Erziehung. Das Schuldgefühl ist nicht durch falsche Theologien zu erklären oder wegzuerklären, sondern umgekehrt diese durch jenes.

Über einen alltäglichen Zwang

Von

Paul Federn

Wien

In seiner Arbeit „Einige Fälle von Zwangsneurose“ hat Ernest Jones viel mehr als Kasuistik gegeben. Er hat die vielfache Wurzel in der infantilen Triebkonstitution der Kranken für jeden Partialtrieb gesondert gezeigt; so erkennt man, daß jedes Symptom nicht nur im Längsschnitt der Krankheitsentwicklung vielfach determiniert ist, sondern auch im Querschnitte aus der Verdrängung mehrerer Triebkomponenten überdeterminiert ist.

Dasselbe gilt auch von dem, vermutlich häufigsten, Zwangssymptom, welches den Gegenstand dieser Mitteilung darstellt. Bevor ich daher die — wie ich meine — tiefste und wesentlichste Bedeutung des Straßenpflasterzwanges hervorhebe, will ich die vielen anderen Erklärungen und Determinierungen desselben kurz mitteilen. Manche dieser Begründungen sind Rationalisierungen im Sinne der von Jones zuerst eingeführten Bedeutung des Wortes. Es sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß das deutsche Wort „Rationalisierung“ in der wissenschaftlich-praktischen Literatur eine andere Bedeutung hat als im Sinne der Jones'schen Bezeichnung. Es bedeutet die Anwendung rationeller Gesichtspunkte und Überlegungen, wo vorher gedankenlos oder rein instinktiv vorgegangen wurde. „Rationalisation“ im Sinne Jones' bedeutet aber die bewußte und für ausreichend gehaltene subjektive Begründung, neben der und unterhalb welcher die unbewußten Determinanten verborgen bleiben, ohne überhaupt als mangelnd bemerkt zu werden.

Es ist interessant, daß die Jones'schen „Rationalisationen“ nicht reine, verständige und vernünftige Motivierungen zu sein brauchen, sondern selbst noch unbewußte, aber weniger tief verdrängte Motive enthalten können. So sind die individualpsychologischen Erklärungen zum guten Teile Rationalisierungen, die nur zum Teile rationale sind, zum größeren Teile neurotische Kompromißreaktionen gegenüber den verdrängten Motiven als

wesentliche Begründung angeben. Sie sind daher nicht immer sachlich falsch, sondern oft nur topisch unrichtig lokalisiert und in bezug auf ihre Dynamik überschätzt. Seitdem die Psychoanalyse die tiefen Quellen der Neurosen aufgedeckt hat, bestehen viele, auch wissenschaftliche Rationalisierungen in solcher unrichtiger Verwendung wirklich vorhandener einzelner unbewußter Motive. Es rückt die „Rationalisierung" im Jones'schen Sinne der Erkenntnis des Unbewußten nach, um nach Möglichkeit doch Unbewußtes unerkannt zu lassen. So sind Jones' Arbeiten anregend und bedeutsam, besonders für unser Thema.

*

Unter den Städtern geht nur der völlig unbefangene Mensch mit Behagen seines Weges, ohne je auf die Konfiguration des Pflasters zu achten. Behagen ist nämlich der affektive Gegensatz von Zwang; dem Zwangsneurotiker fehlt das Gefühl von Behagen. Der Grad, wie sehr das unschuldige Gefüge der Pflastersteine den darüber Schreitenden stört, ist sehr verschieden, vom bloßen gewohnheitsmäßigen Bevorzugen der Randsteine oder der Mittelstücke des Pflasters bis zum allerschwersten Gewissenszwange, der nicht duldet, daß eine, und sei es auch nur eine, Fuge unbeachtet bleibt. Man wird die leichten Störungen als hysterisches Symptom oft finden, die schweren zweifellos zur Zwangsneurose rechnen.

Letztere Zeremonielle sind verschiedener Art, und stets bis ins einzelne determiniert. Im allgemeinen gilt's, keine Fuge zu betreten, aber es gibt auch viele Personen, welche gerade darauf achten müssen, jede oder jede zweite Fuge zu betreten. Andere müssen wieder jeden zweiten Stein auslassen, und genau in die Mitte, andere wieder nahe dem Rand der Steine, aber ja nicht zu nahe auftreten, manche mit der Spitze, andere mit der ganzen Sohle. Wird der Zwang als Spielen nach bestimmten Spielregeln kaschiert, so kommt ein geziertes Gehen zustande, wie es schon manche Kinder ausgebildet haben, wofür der Wiener Ausdruck „Faxen" gebraucht wird. Es sei hier darauf hingewiesen, daß die Zwangsneurotiker eine besondere Kunst entwickeln können, ihre Zwänge zu verbergen und durch bewußte Maniriertheit zu verdecken. Diese bewußte Korrektur ist aber keine „Rationalisation" im Jones'schen Sinne. Es ist vielmehr charakteristisch für den Zwang, daß er der Rationalisierung widersteht. Neurotische Symptome anderer Art, triebhafte und affektive unbewußte Motive können durch Rationalisierungen ersetzt werden; erst jener Teil der unbewußten Motive, welcher jeder Rationalisierung widersteht, wird als Zwang empfunden. Wir können das oben Gesagte daher fortsetzen: Durch das Gelingen der „Rationalisation" unbewußter Motive gewinnt der Mensch das durch sie gestörte

Behagen zurück, das Zwanghafte widersteht aber der Rationalisierung und läßt kein Behagen zu. Ihm gegenüber hilft allerdings noch mitunter ein oft grimmiger Humor, den manche Zwangskranke gegenüber ihrer Krankheit aufbringen. Das bewußte Verstecken und Verhüllen der Zwänge ist für die Außenwelt bestimmt, die „Rationalisation" im Jones'schen Sinne für das Individuum selber.

Wie wird dieser so banale und oft so lästige Zwang begründet, wie psychoanalytisch erklärt? Die ausweichenden Begründungen mit „Gewöhnung, Eigenheit, Nachahmung, Spielerei" lassen wir unerörtert. Neurotische Rationalisierung im Sinne des gesamten Verhaltens der Patienten ist deren Antwort, daß sie in dem exakt gelungenen Betreten, resp. Nichtbetreten der Pflastersteine ein Omen sehen, ob ein Vorhaben gut gelingen werde; oder daß sie sich Schwierigkeiten setzen, deren Überwindung sie im allgemeinen hoffen läßt, schwerere Aufgaben zu leisten; daß sie sich damit von unangenehmen Gedanken abbringen, sich damit beschäftigen müssen; sie könnten ebensogut etwas zählen oder die Ladenschilder lesen; oder, es sei unangenehm, so ungeregelt aufzutreten; sie müßten immer wissen, was sie genau zu tun hätten.

Gewiß brauchen die Zwangskranken ihre Zwänge zu solcher abergläubischen Erleichterung ihres Unbehagens. Ihr Aberglauben ist abgeschwächte Magie, welche uns die magische Bewältigung eines alten Tabus in Erinnerung bringt. Schließlich ist jede Fuge entfernt einer Schwelle gleich, und es gibt ein Tabu der Schwelle, über welche der Gast beim tabuierten Hausherrn (Häuptling) gehoben werden mußte, damit er nicht den Tod mit sich bringe. Ob unsere Erklärung des Symptoms auch das alte Tabu betrifft, weiß ich nicht. Wir werden sehen, daß es mit dem Tabusein der Häuptlinge wesensverwandt ist.

Nichts mit Tod und Todesdrohung hat die subjektive Erklärung zu tun, welche mir eine Frau gab, die selbst an solchen Zwängen einmal gelitten hatte, sie aber mit der Zeit völlig verlor. Sie machte darauf aufmerksam, daß für das kleine Kind die Fugen zwischen Steinen eine Schwierigkeit bedeuten, die es mit Stolz zu überwinden lernt. Es hat später ein Vergnügen daran, in die Fugen grade hineinzutreten, ohne zu stolpern, oder aber so große Schritte zu machen, daß es die Fugen vermeidet. Auf dieses Vergnügen regrediert die spätere Neurose. Für die oben erwähnten Gehgewohnheiten mag diese Begründung gelten, für das Zwanghafte ist sie viel zu harmlos, um mehr als einen frühen Anhalt für die Symptombildung anzugeben.

Näher kommt schon der Hinweis auf das eigensinnige Vergnügen vieler Kinder, grade in den Kot zu treten, womit auf die anale Komponente

hingewiesen wird. An infantile erogene Zonen, an die Afterspalte und die Schamfuge und auch an den Busen der Mutter wird das Kind durch jede Fuge erinnert, und so werden mit diesem Zwange dem Kinde früh vertraute, später verdrängte Lustziele je nach der positiven oder negativen Bedeutung des Zwanges erreicht oder vermieden, im Unbewußten in beiden Fällen angestrebt und betont.

Die Psychoanalyse bestätigt diese Erklärung sowohl für die anale als für die genitale Bedeutung der Fuge. Jeder Spalt hat die Symbolbedeutung der Vagina. Das weibliche Symbol mit dem Fuße, diesem so häufigen männlichen Symbol, nicht zu berühren, kann der Inhalt eines solchen Zwanges werden; ebenso kann aber auch das Betreten der Fuge die zwanghafte Reaktion gegen das Tabu der Spalte sein. Das Betreten gibt die Sicherheit, daß die tabuierte Versuchung nicht vernachlässigt wurde.

Eine andere psychoanalytische Bedeutung des Zwanges ist eine sekundäre. Der manifeste Inhalt des Zwanges verrät ein unbewußtes Verbot, etwas zu berühren. Nun wissen wir, daß Berührungsverbote mit dem Onanieverbot zusammenhängen, und man könnte denken, daß derjenige der die Fugen vermeidet, damit ausdrücken will, daß er ängstlich bemüht ist, keine verbotene Stelle des Körpers zu berühren. Ich glaube aber nicht, daß für das Unbewußte das Gehen das Berühren des eigenen Körpers darstellen kann. Wir sind gewohnt, daß ein Vorgang von der unteren Körperhälfte auf die obere verschoben wird, aber nicht, daß durch unbewußten Mechanismus die oberen Extremitäten von den unteren ersetzt werden. Sekundär ist es ein alltägliches Vorkommnis, daß die Zwänge dann auftreten, wenn ein sexuelles Schuldgefühl, sei es aus unbewußten Zusammenhängen, sei es durch aktuelle Selbstbefriedigung, sich geltend macht. Alle Zwänge treten ja überhaupt mit wechselnder Häufigkeit und wechselnder Intensität auf. Jede schlechte Stimmung, jede Enttäuschung, aber auch jede Spannung auf ein wirkliches oder phantasiertes Wunschziel steigert die Zwänge. Sie nehmen ab, wenn die Schuldgefühle nachlassen oder auch wenn die libidinöse Spannung nachläßt. So mag der Pflastersteinzwang mit dem Aufgeben der Onanie einmal schwinden, das anderemal fortbestehen, während andere Symptome sich vermindern. Eine befriedigende Erklärung ist aber das Onanieverbot nicht.

Das Formale des Zwanges läßt in ihm ein typisches Beispiel für jenen Mechanismus erkennen, den Freud in „Hemmung, Symptom und Angst“ als Isolierung beschrieben hat. Die Trennung der Pflastersteine gibt reichlich Gelegenheit, mit den so isolierten Steinen Gedanken zu verbinden und die Isolierung als solche und symbolisch zu betätigen und hervorzuheben. Daß die Isolierung nicht nur der formalen Reinheit des Ge-

dankens dient, sondern auch einen magischen Sinn hat, wurde von Freud hervorgehoben. Einen solchen besonderen magischen Sinn hat auch der uns beschäftigende Zwang. Das konnte ich an einem Manne „mit hundert Zwängen" deutlich erkennen, und ich glaube, daß der bei ihm gefundene Inhalt des Zwanges von allgemeiner Bedeutung ist.

Dieser Kranke war ununterbrochen dem Fugenzwange unterworfen. Die Fuge war eine von vielen analogen Anhaltspunkten, an denen der Kranke seine einander störenden Doppelgedanken erledigte. Jeder Laternenpfahl, Baum, Stab der Parkgitter, jede Telegraphenstange, jede senkrechte Linie in dem Bild der Häuserreihe, aber auch jeder Schmutzfleck am Pflaster, jeder Streifen am Teppich und Zimmerboden mußte eingerahmt und erledigt werden, im Notfalle nur mit dem Blicke, lieber mit dem Fuße. Isolierungszwänge auf Schritt und Tritt, und wenn dies durch Fahren vermieden wurde, in schwindelnder Geschwindigkeit von Blick zu Blick. Die Isolierungszwänge an senkrechten Gegenständen hatten ein viel komplizierteres Zeremoniell, das zu beschreiben ich hier nicht Raum habe. Die Pflasterfugenzwänge waren ein relativ einfaches „ins Auge fassen", welches das richtige Setzen des Fußes begleiten mußte. Dieser Zwang hatte eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich, in der sein Verfahren abgekürzt wurde, er aber immer größere Verallgemeinerung erfuhr. Die Analyse konnte die Bedeutung des ursprünglichen Zwanges vollkommen aufklären. Von dieser Aufklärung teile ich hier nur das Wesentliche mit.

Der ursprünglich viel kompliziertere Zwang war zu Beginn der Pubertät vor einem bestimmten Hause zum erstenmal aufgetreten. Der Patient meinte, daß nirgend sonst in der Stadt ein so schönes quaderhaftes Pflaster als eben dort war. Und dort begann ein kompliziertes Geh-Zeremoniell, welches den Knaben mehrmals täglich auf diesem häufig gemachten Wege zum Gespött der Kameraden machte. Er ging dort nicht einfach weiter, sondern trat, wie ein Kiebitz hüpfend, in die Mitte des nächsten großen Pflastersteines. Dabei mußte er mit der rechten Hand erst die Mitte des Unterschenkels und dann die des Oberschenkels berühren, wobei er den Überzieher zur Seite schob. Zur gleichen Zeit war auch ein anderer Zwang aufgetreten, welcher später in die allgemeine zwanghafte Empfindlichkeit gegenüber allen Gegenständen, die sich längs dem Wege abgrenzten, einmündete. Auch dieser Zwang ist ein ungemein häufiger, die entsprechende Gewohnheit ist ganz allgemein verbreitet. Der Knabe mußte jede hervorragende Distel oder sonstige Blume am Wiesenrande mit Stock oder Hand abschlagen. Ein König hat in grauer Vorzeit den Befehl zur Tötung der „Prominenten" durch dieses Symbol seinem Getreuen übermittelt. So haben wir die sadistische Wurzel des zwanghaften Verlangens gegenüber den

Dingen, die längs dem Wege ragten, gefunden. Von Tötungsideen, die aber stark widersprochen waren, war der Knabe damals sehr erfüllt.

Zur gleichen Zeit war auch die Kastrationsangst durch Erlebnisse in der Schule und zu Hause neu belebt. Ich verfolge aber diese Wurzel der Zwänge hier nicht weiter. Eine ungewöhnliche Überschätzung der Dankbarkeit für die Zeugung durch den Vater war eine der Reaktionen auf die Kastrationsangst.

Kehren wir zur ursprünglichen Gestalt des Pflasterfugenzwanges, zum beschriebenen Hüpfzwange zurück. Der Sinn der Handbewegungen wurde aus vielen verwandten Symptomen verständlich. Eine Menge von Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen dienten der symbolischen Beruhigung, daß man dem Tode und der Kastration in einer geschützten Ecke entgehen könne. Eine solche Schutzecke mußte der Kranke stets gegenwärtig haben. Die isolierende Umrahmung des gebeugten Knies durch die Berührungen mit der Hand stellten sehr schematisch einen solchen Schutz dar. Für diesen Kranken war die ganze Welt geteilt in gefährdende, offene Örtlichkeiten und in wohlige, geschlossene, geschützte. Die offenen führten — wie bei einem der von Jones beschriebenen Fälle — in wirklicher oder phantasierter Verlängerung zum Friedhof, die geschlossenen in ein Zimmer der Kindheitswohnung, in welcher er noch nicht von dem erschütternden Konflikte, der sich an ein bestimmtes Ereignis knüpfte, verstört worden war. Im fünften Lebensjahre hatte er nämlich seinen Vater durch einen an und für sich harmlosen Erstickungsanfall ohnmächtig zusammenbrechen sehen. Von da an war er mit dem Tode des Vaters dauernd beschäftigt.

Der schützende Winkel, die Nische, hatte auch die Bedeutung der Mutterbrust und noch mehr des warmen Körpers der Schwester, an welche mehrere geheime Erlebnisse ihn banden. Für ihn war die Sexualität stets der Gegensatz des Todes, erstere war mit dem Komplex des Winkels ganz verknüpft. Die Handbewegung stellte magisch das Zeichen dar, welches Schutz, Geburt, Mutter, Liebe im Gegensatz zum Tode und zum Vater ihm sichern sollte. Auch in dem Emporhüpfen lag ein Unmöglichmachen der Todesdrohung; weg von der Erde, vom Grabe! Es hatte noch eine zweite Bedeutung, die wir als gegen den Tod gerichtet später hervorheben werden.

Weshalb mußte aber diese, den Tod verneinende Zwangshandlung gerade in dieser Straße zuerst auftreten? Erst nach jahrelanger Analyse hoben sich aus dem Gedächtnis die Erlebnisse, die in dieser Straße, in welcher der Hüpfzwang entstanden war, erfolgt waren. In dieser Straße stießen die Wohnungen der Reichsten mit denen der Ärmsten zusammen. An der Grenze der Quartiere von Armut und Glanz begann das schöne Pflaster. In diesem Haus hatte sich ein Mann, der sonst keine Rolle im

Leben des Knaben gespielt hatte, umgebracht, wahrscheinlich aufgehängt. Das Motiv des Selbstmordes konnte vom Kranken lange nicht erinnert werden. Aber in späteren Jahren waren viele Selbstmorde und schwere Unglücksfälle unter den Freunden und auch Verwandten des Kranken vorgekommen und lange hatte sich die Analyse nur mit der Ambivalenz zwischen Genugtuung über den Tod der Betreffenden und der schreckhaften Angst vor der Plötzlichkeit dieser Todesfälle zu beschäftigen gehabt.

Der Knabe hatte vom siebenten Lebensjahre an ein besonderes Interesse für Geschichte. Die Geschichte war für ihn eine einzige Reihe von Hinrichtungen, von Stürzen aus der Höhe der machtvollsten, reichsten und anscheinend völlig gesicherten glanzvollen Gestalten. Sein ganzes Leben lang dachte dieser Patient nur in diesen Kontrasten, vor allem an die Möglichkeit, daß der aufrecht gehende, herrschende, glückliche Mensch plötzlich dahingestreckt sein konnte. Rationell durch den Inhalt der Geschichtsbücher erklärt, unbewußt durch den Ödipuskomplex begründet, war es der Tod mächtiger Männer, der ihn ständig beschäftigte. Lange Zeit hatte der Patient keine Ahnung davon, wie schwere Haßregungen, wie schwere Todeswünsche seit frühester Kindheit der tatsächlich machtvollen und prächtigen Gestalt des Vaters galten. Mit dem Fortschreiten der Analyse wurde dies völlig bewußt und gleichzeitig hörte das Problem des Sturzes des Mächtigen und des plötzlichen Sterbenkönnens auf, den Geist des Kranken ständig zu beschäftigen, ihn bei der Arbeit aufzuhalten und ihm das Lesen von Büchern und Zeitungen zu erschweren.

Es gehört nun zu den komischen Dingen, die die Psychoanalyse mitunter bringt, daß der Selbstmörder in der Straße, von der ich sprach, gerade *Sturz* geheißen hatte. Selbstverständlich wissen wir ja, daß unabhängig von solchen oberflächlichen Zusammenhängen die neurotischen Mechanismen ablaufen, und nur der Zeitpunkt und der Ort der Etablierung des Zwanges dadurch determiniert wird.

Wir sehen jetzt, daß der unbewußte Todeswunsch und der Wunsch, die Todesmöglichkeit abzuwehren, wie bei den meisten Zwangsneurotikern auch in diesem Falle die Bedeutung des Zwanges war. Wie ist es aber möglich, daß die Straßenfuge diese Bedeutung bekommt?

Wir müssen uns eine fast unglaubliche Komplexempfindlichkeit vorstellen, um den Sachverhalt, wie ihn unser Kranker zeigte, zu glauben. Für ihn bedeutet *jede* Linie, die zwei Objekte scheidet, also auch die Pflasterfuge, an und für sich das Aufhören von etwas und das Anfangen von etwas Neuem: Tod und Geburt, oder in unsrem Falle Tod und Zeugung.

Nun vertragen solche schwere Zwangskranke nicht die leiseste Andeutung, daß etwas aufhöre und etwas beginne, auch wenn der neue Beginn

nichts Schreckendes beginnen läßt. Diese Kranken assoziieren mit jedem neuen Beginn stets das Ende des Vorangegangenen; so kränkt sie jedes Aufhören und freut sie kein Anfang, denn jedes Aufhören ist ein Todessymbol, jedes Aufhören weckt im Unbewußten den unerträglichen und mit dem Talion des eigenen Todes bedrohten Wunsch, daß der Vater sterbe. Unerträglich ist es für diese Kranken, sich als geistigen Parrizida zu fühlen. Um ja nie die Tatsächlichkeit, den Vater tot zu wollen, in sich aufkommen zu lassen, wird nach dem uns wohlbekannten phobischen Mechanismus der Zwangsneurose alles gescheut, was an den Tod mahnt. Aber der Sadismus in der Triebkonstitution und der verdrängte Wunsch treiben immer wieder den Kranken, gleichsam tastend dem Todeskomplex sich zu nähern. Die gesamte Intensität des Ödipuskonfliktes, soweit sie den Vater betrifft, wird so aufgeteilt auf unendlich viele kleine Gedanken, auf Vorstellungen vom Tode und dann auf in diese wieder ungeschehen machende oder die Gedankennähe schon büßende apotropäische zweite Phasen der Zwangshandlungen.

Nun kann ich die zweite Bedeutung des Hüpfens erklären: Wie alle ausgebildeten Zwangshandlungen, unterlag es besonders minutiösen Bedingungen, die erfüllt werden müssen, damit der Zwang befriedigend ausfällt. So mußte das Hüpfen mit einem bestimmten symmetrischen Schwung ohne Gefühl von Absicht, wie selbstverständlich in einer Kurve durch die Luft die beiden Pflastersteine miteinander verbinden; das einfache Gehen ist abgesetzt und eckig, es wird wie ein Zickzack empfunden. Das Eckige bedeutet hier im Gegensatz zur runden, konkaven Nische ein Absetzen, ein Trennen, also wieder ein Todessymbol. Das Hüpfen, das mit einem Schwunge die beiden Steine verbindet, hebt die Trennungslinie auf. Es ist eine zwanghafte Aufhebung der Todesmöglichkeit auf Schritt und Tritt.

Ich fasse daher zusammen: Dieser häufigste aller Zwänge bekommt seine Bedeutung dadurch, daß für das Unbewußte des Zwangsneurotikers jedes Ende, jedes Getrenntsein den Tod, in letzter Linie den gewollten Tod des Vaters bedeutet.

Obgleich wir aus der Lebensgeschichte des Kranken erst die Bedeutung seiner Zwänge erfahren konnten, ist doch der wesentliche Mechanismus der, daß die Pflasterfugen eine tiefe symbolische Bedeutung haben. Gerade darum ist dieser Zwang für die Kranken subjektiv ganz inhaltslos. Symbole können nämlich übersetzt und verstanden, aber vom normalen Geiste nicht in ihrem tiefsten Zusammenhange erkannt werden, weil sie, wie besonders Jones ausführte, nur dann Symbole sind, wenn ihre Quelle unbewußt ist.

Das Gewissen und die Wiederholung

Von

August Stärcke

den Dolder, Holland

§ I. Zu den mißlichsten, am wenigsten zugänglichen und für uns Psychiater rätselhaftesten Erscheinungen gehört das Halluzinieren. Wir werden nie etwas davon verstehen, wenn wir nicht annehmen, daß jedermann fortwährend halluziniert, diese halluzinierten Bilder jedoch durch die grellen Projektionen der Sinnesorgane überschattet werden, wie das Sternenlicht am Tage. Es bleibt dann das Problem: Durch welche Kraft sind die Halluzinationen bei einzelnen Personen so resistent, daß sie sich inmitten der Sinnesempfindungen behaupten? Das wäre möglich *a)* durch Abblendung der Sinnesreize, z. B. durch Narzißmus, *b)* durch besondere Intensität der Kraft oder der Kräfte, die sich in die Halluzinationen ergießen.

Ad b) Auf halluzinierte Befehle können Personen angegriffen oder kann Selbstmord verübt werden, ohne daß irgendeine logische Einwendung etwas dagegen vermöchte. Die Stimmen bringen oft ein Schuldgefühl zum Ausdruck, äußern Vorwürfe oder Beschimpfungen, wie sie das Gewissen hätte äußern können, und die halluzinierten Befehle werden daraufhin mit der Kraft und der moralischen Satisfaktion des Pflichtgefühles ausgeführt. Es scheint, daß das Gewissen zur treibenden Kraft der Halluzinationen zumindest einen wichtigen Beitrag liefert. Daß die halluzinierten Befehle so oft antisozial gerichtet sind, während man sonst dem Gewissen eine prosoziale Rolle zuschreibt, läßt sich nicht ohne weiteres aus der These erklären, Halluzinationen und Gewissen seien beide Nachwirkungen des Ödipuskomplexes oder der ersten Objektbindungen überhaupt.

Auf den folgenden Seiten wird der Versuch unternommen, einige Einsichten Freuds über das Gewissen auf anderen Wegen erneut zu begründen und damit eine weitere Brücke zu schlagen von Freud zu Semon, bzw. zu Pawlow, vielleicht auch den Ansichten Freuds — und sei es nur in Anwendung seiner eigenen Grundsätze — hie und da etwas Neues hinzuzufügen.

§ 2. Das Gewissen ist die innerliche Freiheitsschranke. Man wäre frei, seine Handlungen den äußeren Umständen anzupassen, wenn man darin nicht durch zwei Fesseln oder Vorschriften verhindert oder beschränkt wäre, nämlich durch die Gewohnheiten und durch das Gewissen. Den Gewohnheiten kann man sich teilweise entringen; man nennt diese Fähigkeit „Intelligenz“. Intelligenz ist die Fähigkeit zu zweckmäßiger Abweichung von einer Gewohnheit.

Dem Gewissen kann die Intelligenz viel weniger anhaben. Sogar einer sonst großen Intelligenz gelingt es nicht leicht, das Gewissen zu beseitigen. Man könnte also die Unterstellung versuchen, das Gewissen sei Vertreter von sehr alten oder sehr tief eingeprägten Gewohnheiten. Das stimmt zwar gut mit dem analytischen Ergebnis, aber man stößt auf den Widerspruch, daß bisweilen auch sehr alte Gewohnheiten vom Gewissen gehemmt werden, auch solche, die sicher einem väterlichen Gebote entsprangen. (Wenn z. B. ein Mädchen aus orthodox gläubiger Familie, das später kritisch geworden ist, nicht mehr die Hände zum Gebete falten will, weil ihr Gewissen ihr verbietet, einen Glauben zu heucheln, den sie nicht mehr besitzt.)

§ 3. Das Gewissen ist ein Organ des Ichs; das Ich definieren wir: die hemmende Kraft oder Kräfte, welche die Teile der Person zu einer funktionellen Einheit zusammenbinden. Freud sagt (Ich und Es, Ges. Schr., Bd. VI, S. 368): „Das Ich ist der durch den direkten Einfluß der Außenwelt unter Vermittlung von *W-Bw* veränderte Teil des Es, gewissermaßen eine Fortsetzung der Oberflächendifferenzierung. Es bemüht sich auch, den Einfluß der Außenwelt auf das Es und seine Absichten zur Geltung zu bringen, ist bestrebt, das Realitätsprinzip an die Stelle des Lustprinzips zu setzen.“ Als sonstige Ichorgane nennt Freud: die Zensur, die wahrscheinlich auch als Widerstand auftritt, und die Realitätsprüfung. Wenn man will, kann man das Gewissen als einen nach innen gerichteten Zweig dieses Organes der Realitätsprüfung betrachten, der zur Aufgabe hat, unsere Taten und Gedanken mit einem Ichideal zu vergleichen.

Soweit gibt es genügend Motive, um den Teil des Individuums, der das Ichideal und das damit operierende Gewissen umfaßt, als Über-Ich vom Ich begrifflich zu trennen. Seine Funktion ist das Zusammenbinden von Individuen zu Einheiten höherer Ordnung (soziale Organisationen, als einfachste die aus zwei Personen bestehende Organisation Mutter-Kind.)

Übrigens beschränken außer dem Gewissen noch andere Faktoren die Anpassungsfähigkeit. Wir nannten die Gewohnheiten und können sie zur Wiederholungstendenz (Mneme) überhaupt erweitern, die das

ganze System von Erinnerung und Vorstellung einschließt und die wir im Formativen als Erblichkeit wiederfinden. Auch die Erblichkeit beschränkt unsere Entwicklungsmöglichkeiten bis zu einer bestimmten Breite.

Das Gewissen ist also nicht der, sondern einer der inneren, die Anpassung beschränkenden Faktoren.

§ 4. Der Gewissenskonflikt. Nicht jeder Konflikt von Pflichten ist ein Gewissenskonflikt. Erst wenn das Ich sich mit der vorschreibenden Autorität identifiziert hat, wird eine Pflicht zur Gewissenspflicht. Auf drei verschiedene Weisen kann das Gewissen in einen inneren Konflikt einbezogen werden. Von jeder ein Beispiel.

Ein Arzt wird während des Krieges von seiner reichen Klientel um Karten für Weißbrot belagert. Was leichter, als eine solche Verordnung zu geben, aber sein Gewissen verbietet ihm diese opportunistische, allzusehr der Aktualität angepaßte Haltung und verlangt von ihm, daß er die Erfüllung derartiger Wünsche verweigere. Das ist kein Gewissenskonflikt im engeren Sinne. Hier hat man es mit der normalen Funktion des Gewissens zu tun, das als Ganzes mit egoistischen und libidinösen Tendenzen in Konflikt kommt.

Ein echter Gewissenskonflikt liegt vor, wenn eine Gewissensanforderung einer anderen absolut oder relativ widerspricht. Der Bahnwächter aus unserem Schulbuch, der sein eigenes Kind zwischen den Schienen spielen sieht im selben Augenblick, in dem er für den heransausenden Zug eine Weiche umstellen soll, ist ein uns vertrautes Beispiel. In unserem Schulbuch entscheidet er sich für die Berufspflicht und sieht seine Bürgertugend belohnt: der Zug wird rechtzeitig zum Stehen gebracht und sein Kind bleibt unversehrt. Aber der Konflikt braucht nicht immer so auszugehen. Der Arzt, der das Berufsgeheimnis auch dann bewahrt, wenn es der Syphilis oder Schwindsucht eines Mannes gilt, der seine Tochter heiraten will, kann nicht auf ein solches Wunder rechnen, und die Stellungnahme seines Gewissens wird offenbar geteilt sein.

Die dritte Art von Gewissenskonflikten tritt dadurch auf, daß das Gewissen bei dem einen anders spricht als bei dem anderen. Eine Identifizierung gibt bei einem den Ausschlag, eine andere beim Zweiten. So kann der Arzt, der auch dem Richter gegenüber sich auf seine berufliche Schweigepflicht beruft, mit dem Juristen in Konflikt kommen, für den andere Gewissenspflichten gelten. Hier entsteht ein äußerlicher Konflikt zwischen Personen, der zu ihren eigenen Gewissenskämpfen noch hinzukommt. Denn auch der Arzt vernimmt die Gewissensstimme, die Sprechen gebietet, und kann sich bisweilen nur durch ein Schweigedogma vor Zweifel

sichern; umgekehrt wertet der Jurist die Schweigepflicht des Arztes vollkommen, sobald er nur selber Patient ist.

Bei dieser Art von Konflikten stellt sich oft heraus, daß die miteinander kämpfenden Pflichten zu verschiedenen sozialen Organisationen gehören. Der behandelnde Arzt, der die Schweigepflicht auch dem Kontrollarzt gegenüber aufrecht hält, dient der alten Organisation der Medizin, die das Heilen und den Kranken allein berücksichtigt. Der Kontrollarzt vertritt eine neuere medizinische Organisation, die das Vorbeugen voranstellt und im allgemeinen den Gesunden dem Kranken vorzieht. In diesem wie in anderen Fällen zeigt sich, daß ein Teil oder eine Schicht des Gewissens mit einer bestimmten Stufe der sozialen Entwicklung zusammenhängt, eine andere Schicht mit einer anderen Stufe.

Die einfachste gesellschaftliche Organisation ist die von Mutter und Kind, die zweite Stufe ist die primitive Familie. So ist auch soziologisch der Kern des Gewissens eine Nachwirkung des elterlichen Zwanges. Die vielleicht ältere Organisation des Liebespaares steht noch mit einem Bein in der infraindividuellen Stufenreihe. Das Gewissen scheint geschichtet, wie Sandstein, und die Stufen liegen oft diskordant.

§ 5. Es ist merkwürdig, wie auch beim Gewissen die allgemeine Regel zutrifft, daß das Neue sich nicht aus der höchsten, d. h. zeitlich letzten Bildung entwickelt, sondern aus einem zurückgebliebenen niedrigeren Teil. Jede Entwicklungslinie ist eine Sackgasse; das Neue entsprießt dann wieder einer Knospe, die tiefer, bisweilen viel tiefer lag. Nicht längs dem Wege der Evolution, sondern längs dem der Revolution bewegt sich die Entwicklung. Nur aus einem zeitweiligen Chaos wird die Erneuerung geboren. Was sich weiterentwickeln wird, muß erst auf dem Wege der Regression gewesen sein. Wir wollen diese Regel als das „Gesetz der Retrogenese" bezeichnen.

In der ontogenetischen und phylogenetischen Entwicklung des Gewissens sehen wir das Gesetz der Retrogenese bestätigt. Ein Beispiel: Während des Dreyfus-Prozesses stellte es sich bekanntlich heraus, daß einige hochgestellte Offiziere falsches Zeugnis abgelegt hatten, um andere Vorgesetzte zu decken. Es durfte kein Fehler begangen worden sein. Angeblich, um nur die Autorität zu retten, gingen sie so weit, einen Unschuldigen, oder wenigstens einen, dessen Schuld nicht bewiesen war, im Bagno zu lassen. Das geschah nicht nur aus Egoismus oder aus Eitelkeit, sondern auch — wie sie glaubten — im Interesse des Staates. Diesen Standpunkt habe ich noch kürzlich von einem jungen Juristen verteidigen hören. — Es ist eine unangenehme Wahrheit, daß Regierende, wenn sie ein simples Gewissen

besäßen, bald in dieselben Schwierigkeiten geraten würden, wie der Bürger, der *„In His Steps“* treten wollte.

Jede neue soziale Organisation fordert eine Neuorientierung in bezug auf Gut und Böse. Die Gesellschaft wählt jedesmal aus den verfügbaren „Es“-Faktoren die brauchbarsten zur Konstruktion der neuen Schicht des Gewissens. Was in der Familie gut hieß und als solches im Gewissen festgelegt wurde, ist im größeren Verbande nicht mehr gut. Die geschmeidigen Organisatoren, die geschäftstüchtigen Helden sind oft Menschen mit unentwickeltem Gewissen; die Frauen, die selten ein Gewissen besitzen — sie erkennen lieber eine Autorität in der Außenwelt an — oder deren Gewissen anders als beim Manne orientiert ist, haben sich auffällig leicht den neuen Verhältnissen angepaßt; die höchsten Staatsbeamten sind selten als Individuen die größten Charaktere (Vgl. Ibsen, Stützen der Gesellschaft).

Fast jedes individuelle Laster hat seine sozial brauchbare Seite. Umgekehrt stammen die am meisten vorgeschrittenen Gesellschaften (U. S. A., New-Zealand) zum großen Teile von Bürgern ab, die aus ihrem Heimatlande als wenig brauchbar ausgewandert waren. Freud sagt (Massenpsychologie und Ichanalyse, Ges. Schr., VI, S. 322): „Was man dann später in der Gesellschaft als Gemeingeist, *esprit de corps* usw., wirksam findet, verleugnet nicht seine Abkunft vom ursprünglichen Neid. Keiner soll sich hervortun wollen, jeder das gleiche sein und haben. Soziale Gerechtigkeit will bedeuten, daß man sich selbst vieles versagt, damit auch die anderen darauf verzichten müssen . . .“

Daher gerät ein Individuum jedesmal, wenn es in seiner Ontogenese eine gesellschaftliche Entwicklung wiederholt, in Gewissenskonflikt. Er soll etwas als unbrauchbar fortwerfen, was ihm ein Teil seines Selbst geworden war, er soll dies für Prinzipien eintauschen, die er zuvor zu verurteilen gelernt hatte.

Mit Recht wird daher jeder wichtige Schritt in der sozialen Ontogenese durch ein Fest gefeiert, wir wir sie in den Pubertätsriten am schönsten entwickelt sehen. Feiern, die die antimoralischen (Orgien) oder heteromoralischen (Feste) Phasen vertreten, die der neuen Kristallisation notwendigerweise vorangehen müssen. Ein Fest ist ein Zeitraum, in dem etwas Verbotenes zur Pflicht wird. Die älteren Kristalle müssen sich erst auflösen. Feste sind wie kurzdauernde Psychosen, und einige wirkliche Psychosefälle können als pathologische Übertreibungen dieser Pubertätsriten, als mißlungene „Feste“ betrachtet werden.

In ergreifendster Weise hat der große Hebbel in seiner „Agnes Bernauer“ (1851) einen derartigen dramatischen Konflikt gestaltet. Agnes,

ein einfaches Bürgermädchen aus Augsburg, Tochter eines Baders, die wegen ihrer Schönheit und Tugend „der Engel von Augsburg“ genannt wurde, erregt die Liebe des jungen zukünftigen Herzogs Albrecht. Nach anfänglichem Widerstande kommt es zu einer geheimen Heirat, jedoch gegen den Willen des herzoglichen Vaters, der für seinen Sohn schon eine Heirat geplant hatte, die alte Fehden aus dem Wege räumen sollte. Dem alten Herzog Ernst bleibt keine Wahl. Er fühlt die Tragik des Königtums: Ein Fürst soll sein menschliches Gefühl für das Wohl seines Staates opfern. Agnes ist für Bayern gefährlich, darum soll sie sterben. Ein eigens für diesen Zweck ernanntes Gericht verurteilt sie, und man ertränkt sie in der Donau. Nur einem Genius, wie Hebbel, konnte es gelingen, diese fürstliche Missetat, die man unentrinnbar nähern fühlt und deren bloße Möglichkeit einen mit kaltem Entsetzen erfüllt, nicht nur erträglich zu machen, sondern sogar für alle an der Tragödie Beteiligten Liebe zu erwecken, sie als Mitopfer, als vom Schicksal Mitgetroffene darzustellen. Agnes wird aus keinem anderen Grunde getötet, als weil sie schön und tugendhaft ist. Schönheit und alle menschlichen Vorzüge bringen Unglück, sind staatsfeindlich; das ist die unerbittliche Wahrheit, die Hebbel uns vorhält. Die Tragik der Schönheit, wie er selbst es sagt, ist das Grundmotiv seiner Tragödie. Der alte Herzog spricht im Namen des Rechts, und daß diese Rede nicht wie ein Shawscher Sarkasmus anmutet, konnte auch nur einem Hebbel glücken. Albrecht darf nicht in Wut und Rache sterben, er soll leben und Herzog von Bayern werden, so verlangt es sein Vater im Namen von Recht und Reich, während er ihm den Stab überreicht, der ihn zum Richter seines Vaters macht: „Du bist nicht wie ein anderer, der die Gerechtigkeit dadurch versöhnen kann, daß er ihrem Schwert reuig den Hals darbietet, von dir verlangt sie das Gegenteil!“ Es ist eine vollständige Umkehrung des Rechtsgefühls, die zwar als notwendig annehmbar gemacht wird, aber auf ganz primitiven und kriminellen Trieben fußt. Denn was tut Herzog Ernst eigentlich, wenn man von allen schönen Reden und Seelenkämpfen absieht? Er läßt die Ehefrau seines Sohnes entführen, tötet sie und entfesselt einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm, wobei dann freilich diese Urmissetat einigermaßen idealisiert wird und das Drama mit einer Selbstbestrafung des Herzogs (er tritt ab und geht in ein Kloster) endet. Dadurch wird die, individuell betrachtet, schwerste Missetat staatsbrauchbar, und das Gewissen muß, diskordant folgen. Außer Hebbel hätte das wohl keiner vollbracht. „Agnes Bernauer war für mich die Morgenröte des Staatserlebens und von dieser Wahrheit: der Mensch muß untergehen, soll die Gesellschaft leben.“

Das Gewissen ist also geschichtet; es ist die Nachwirkung von früher erlebten sozialen Pflichten. Jede soziale Stufe hat ihr Sediment hinterlassen, auf der orthophrenen[1] Stufe vor allem Eltern, Familie und Horde (Superorganismen), auf der metaphrenen[1] Stufe der Staat (Supersuperorganismus), daneben auch jede Nebenorganisation: das Liebespaar, die Vereinigung.

Die auch für das Gewissen gefundene Gültigkeit des Gesetzes der Retrogenese nötigt uns zu einer Abänderung des benutzten Analogiebildes. Wir sprachen von Sandstein; die rezenten Bildungen des Gewissens wachsen aber nicht aus der oberen, sondern aus einer anderen, längst überdeckten Schicht. Sie durchbrechen die Deckschicht und breiten sich darüber wie ein vulkanischer Magmastrom aus, der aus längst vergessenem Schacht heraufquillt und sich zur Lavadecke ausbreitet. Das Antisoziale von gestern wird zum Teil das Soziale von morgen, und das Ethische von jetzt, das morgen altmodisch und morgen abends antisozial sein wird, mag übermorgen teilweise wieder zur sozialen Macht heranwachsen.

Unsere Annahme geht also dahin, daß eine geschichtete Struktur von mnemischen Niederschlägen aus allen sozialen Entwicklungsstufen zusammen das „Ichideal" bildet, mit dem eine gewisse Macht, Gewissen genannt, das „Ich" zu vergleichen hat, und es fragt sich, ob diese Auffassung nicht in zweifacher Hinsicht vereinfacht werden kann. Wenn ein mnemischer Niederschlag an sich wirkungsfähig ist, kann das Zusammenspiel der mnemischen Stufen sehr gut alle Wirkungen des Über-Ichs erklären. Das Ichideal, nach dem man zu streben meint, ist das jedesmal von der sozialen Umgebung anders beleuchtete und dadurch anders gestaltete Bild der introjizierten Reizvergangenheit; es liegt hinter uns und lockt nicht, sondern treibt. Auch das Gewissen wird mit der mnemischen Struktur selbst identisch und der Unterschied zwischen beiden (Gewissen und Ichideal) ein Unterschied in der Entwicklungsstufe der Selbstbeobachtung. Die veränderlichen äußeren Umstände bringen bald die eine, bald die andere Schicht der mnemischen Niederschläge zur Wirksamkeit. Das „Ich" kann ein Teil derselben Struktur sein, nur ist die prägende Autorität hier das Sinnesorgan. Es ist der mnemische Niederschlag der Organisationsstufe: das Individuum.

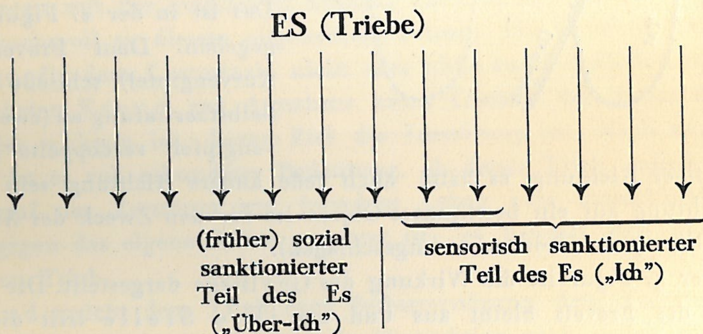
1) Orthophrenie nannte ich in meinem blauen Büchlein (1921) den Geisteszustand des Individuums, das von der Familie oder Horde ein Teil ist; der Produktionszwang hat noch einen guten genitalen Rest und richtet sich auf das Erzeugen von Kindern. Metaphrenie ist der Geisteszustand des Individuums im modernen Staate; der Produktionszwang ist mehr anal und auf das Erzeugen von Gütern verschoben.

Die Wirkung der Außenwelt ist dabei nur selektiv zu denken, die Gesellschaft erlaubt die Wirkung gewisser Schichten des Es und verbietet andere. Die genügend *häufige*, genügend *intensive*, in *empfänglicher Periode* erfolgte *gesellschaftliche Belohnung* eines *Es-Faktors* stempelt ihn zur *Über-Ich-Schicht* und gibt ihm der *sensorischen Ablehnung* gegenüber *Resistenz* (eventuell kann er sich *halluzinatorisch behaupten*). Damit wird er aber keineswegs dem Es entzogen. Vielmehr wird er den speziellen Ton- oder Farbreizreflexen vergleichbar, die in *Pawlows* Versuchen durch genügend häufige Wiederholung und genügend intensive Belohnung zu bedingten Reflexen geworden sind, d. h. entfernte Effekte an sich gezogen haben. Der kategorische Imperativ des Gewissens ist der unveränderte Imperativ der Triebe.

Man könnte das Schema anstatt so:

ÜBER-ICH
(mnemische Niederschläge aus sozialen Stufen)
ICH
(id. aus der individuellen Stufe)
ES
(id. aus infraindividuellen Stufen)

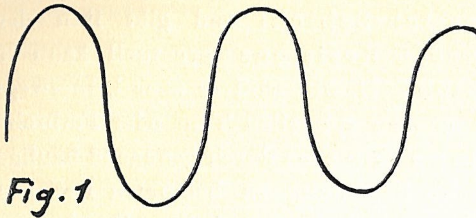
vielleicht besser so schreiben:



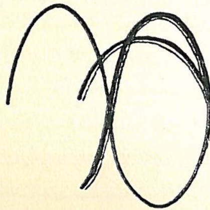
§ 6. Von den dem Gewissen zugeschriebenen Funktionen: Selbstkritik, ethische Hemmung, Schuldgefühl, Reue, Selbstbestrafung, haben wir bis jetzt nur die Hemmungsfunktionen betrachtet und sagten, das Gewissen sei eine hemmende Macht. Die Hemmung wird aber oft, vielleicht immer, aktiv ausgeübt, sei es durch direkten aktiven Widerstand, sei es durch Ableitung der Erregung auf konkurrierende Triebe.

Wir möchten jetzt die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von Tatsachen lenken, die ich meines visuellen Typus wegen bildlich zu schematisieren

versucht habe. Die Erfahrung lehrt bekanntlich, daß jede Tat, jede Bewegung, wenn sie nicht gehemmt wird, rhythmisch wiederkehrt. Die einmalige Tat ist eigentlich immer eine gedämpfte Serie. Diesen Tatbestand soll die 1. Figur darstellen. Man sieht da eine gedämpfte Sinuskurve, die einen Sehnenreflex vorstellen mag, aber auch, etwas abstrakter, eine Missetat mit ihrer Wiederholungstendenz, im allgemeinen eine motorische Aktion mit ihren Wiederholungen.


Fig. 1

Eine zweite Tatsachenreihe betrifft die Selbstbestrafung. Hier wird ebenso wie bei der Bestrafung von anderen das Jus talionis bevorzugt, das heißt, daß die Bestrafung, wenn nicht genau vorgeschrieben, leicht dem Frevel gleicht, nur mit dem Unterschied, daß sie gegen die Person des Frevlers gerichtet ist. Das ist in der 2. Figur wiedergegeben. Dem Frevel (erster Kurvengipfel) schließt sich die Selbstbestrafung an (zweiter Kurvengipfel, verdoppelte Linie in rückläufiger Richtung; es hätte auch jede andere Richtung sein können. Die Richtung auf ein bestimmtes Objekt ist für den Zweck der Abbildung in die Ebene der Zeitkurve umgeschlagen).


Fig. 2

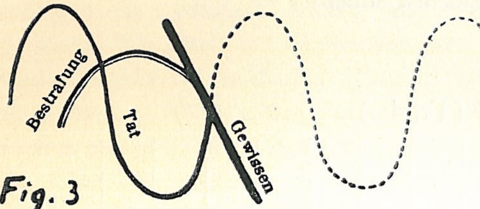


Fig. 3

In der 3. Figur ist die Wirkung des Gewissens dargestellt. Die Wiederholung des Frevels bleibt aus und an ihre Stelle tritt die Selbstbestrafung. Zusammen wird das in der Formel ausgedrückt: Das Gewissen ist die Macht, welche die Wiederholung der Handlung durch bloße Richtungsänderung in Selbstbestrafung und Reue umwandelt.

Der vorstehende Aufsatz schien mir durch seine Richtung auf das Normale geeignet, um unserem verehrten Jubilar, der so viel zur Analyse des Normalen beigetragen hat, ein Zeichen meiner Dankbarkeit zu geben.

Strafbedürfnis und Todestrieb

Von

Franz Alexander

Berlin

Das Problem des Strafbedürfnisses führt uns zu den merkwürdigsten Seiten des menschlichen Seelenlebens. Es führt uns zu jenen für eine rationalistische Psychologie unverständlichen Handlungen, die den handelnden Menschen selbst schädigen, ihm Schmerz und Unlust zufügen, eine deutliche selbstzerstörende Absicht verraten. Diese Handlungen erscheinen dem gewöhnlichen Denken paradox, weil man aus Selbsterkenntnis und aus der Beobachtung von anderen gewohnt ist, anzunehmen, daß die Handlungen im allgemeinen ausgeführt werden, um Unlust zu vermeiden oder um Lust zu gewinnen. Handlungen und auch andere seelische Äußerungen mit der manifesten Absicht, um Leid aufzusuchen, erscheinen widerspruchsvoll zu diesem allgemeinen Prinzip. Die Untersuchung solcher Vorgänge, die dem Lustprinzip nicht oder nicht ausschließlich unterworfen sind, führten Freud zur Annahme eines Triebes, der in der Richtung des Todes wirksam ist, dessen Ziel die Zerstörung ist. Nach seiner Auffassung ist es von sekundärer Bedeutung, ob dieser Trieb sadistisch nach außen auf das Zerstören von fremdem Leben oder masochistisch nach innen gegen das eigene Selbst gerichtet ist; es handelt sich immer um denselben Trieb.

Freud spricht dem Trieb nach Selbstzerstörung, dem Todestrieb, eine primäre Bedeutung zu und leitet die Destruktion nach außen von diesem primären Todestrieb ab. Andere Forscher, wie z. B. Jones[1] und Reich,[2] meinen hingegen, die selbstzerstörenden Äußerungen der Menschen von der Nach-innen-Wendung des ursprünglich nach außen gerichteten Destruktionstriebes ableiten zu können: den Masochismus aus dem Sadismus und nicht umgekehrt. Diese zweite Auffassung verzichtet auf den Begriff des Todestriebes und begnügt sich mit der Annahme eines

1) Jones, Ursprung und Aufbau des Über-Ichs. Diese Zeitschr., Bd. XII. 1926.
2) Reich, Strafbedürfnis und neurotischer Prozeß. Diese Zeitschr., Bd. XIII. 1927.

Destruktionstriebes, der sich unter Umständen auch nach innen wenden kann.

Ein großer Teil der seelischen Vorgänge mit selbstzerstörender Absicht läßt sich jedenfalls, seitdem Freud die Melancholie verstanden hat, aus nach innen gewendeten Aggressionen, die ursprünglich einem äußeren Objekt galten und erst später sich gegen das eigene Selbst wandten, erklären. Die nachfolgenden Ausführungen sollen einige jener Umstände beleuchten, die außer den sekundär nach innen gewandten Destruktionstendenzen für die Existenz des primären Todestriebes sprechen.

Untersuchen wir zunächst wie weit man ohne jede triebtheoretische Annahme auf rein psychologischem Wege die mannigfaltigen Äußerungen selbstzerstörender oder selbstschädigender Tendenzen verstehen kann.

Diese Tendenzen erscheinen uns wahrhaftig in den mannigfaltigsten Äußerungen. Wenn wir von dem Selbstmord ausgehen und zu anderen Erscheinungen übergehen, bei denen die Selbstzerstörung weniger deutlich, vielleicht durch andere Tendenzen gemildert, hervortritt, so läßt sich eine Skala feststellen mit einer immer kleiner werdenden Wirksamkeit der Selbstzerstörung. Besonders deutlich und stark erscheint diese Tendenz bei dem moralischen Masochisten und bei dem Melancholiker, deren Existenz durch sie immer gefährdet erscheint. Rein phänomenologisch macht der Verbrecher aus Schuldgefühl, der mit Absicht, wenn auch mit einer unbewußten Absicht, sich ins Gefängnis bringt, einen ähnlichen Eindruck. Doch dieser stellt bereits einen besonderen gutmütigen Typ des moralischen Masochisten dar, bei dem das Bedürfnis nach Bestrafung offenbar der Vermeidung von Unlust dient. Sowohl die Tat selbst wie die Strafe befreit ihn von Gewissensangst, sie bedeuten eine Entlastung für ihn, einen ökonomischen Gewinn in der Lust-Unlust-Bilanz. Sie sehen bei diesem manifest selbstschädigenden Verhalten deutlich das Wirken des Lustprinzips, das Bestreben nach Vermeidung von Unlust. Natürlich noch deutlicher tritt das Lustprinzip bei der masochistischen Perversion in Erscheinung, bei der die Bestrafung oder das Leiden mit Lust verknüpft ist. Hier erscheint die Strafszene oder der zugefügte Schmerz mehr oder weniger als eine Komödie, ja, in gewissen Fällen nur als eine Vorbedingung des normal ausgeführten Sexualaktes. An einem Falle ist es mir gelungen, Freuds Annahme zu bestätigen, daß es sich bei der masochistischen Perversion um die Erotisierung derselben selbstzerstörenden Tendenzen handelt, die das Leben der moralischen Masochisten so ernstlich gefährden.[1] Die Sexualisierung dieser gegen das eigene Selbst gerichteten Aggressionen macht sie weniger gefährlich, neutralisiert ihre destruktive Wirksamkeit.

1) Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit. Int. PsA. Verlag 1927.

Neben diesen ausgesprochenen Äußerungen des gegen das eigene Selbst gerichteten Destruktionstriebes kennen wir aus dem alltäglichen Leben eine große Reihe von menschlichen Handlungen und Verhalten, die im Aufsuchen von leidvollen Situationen bestehen. Ja, so ein Verhalten ist sogar bei jedem Menschen fast in jedem Augenblick feststellbar. Wir haben von Freud die Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip kennen gelernt. Das Wesen dieser Entwicklung besteht darin, daß man imstande ist, im Interesse eines zukünftigen und gesicherten Lustgewinnes oder der Vermeidung einer größeren Unlust zeitweilig nicht nur Triebspannungen zu erdulden, sondern sogar unlustvolle, leidvolle Situationen direkt aufzusuchen. So handelt man zum Beispiel, wenn man sich der schmerzhaften Operation der Zahnbehandlung unterwirft, um sich dadurch zukünftige, noch größere Schmerzen zu ersparen.

Man wird vielleicht einwenden, daß man kein Recht habe, ein solches rationelles Aufsuchen von Leid, das offenbar im Interesse des eigenen Selbst steht, mit den früher beschriebenen selbstzerstörenden Tendenzen oder Vorgängen zu vergleichen. Die Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip steht ja in dem eigensten Interesse des Individuums, während die früher beschriebenen Vorgänge gegen sein Interesse gerichtet sind. Es läßt sich aber leicht zeigen, daß wir aus der Entwicklung des Lustprinzips zum Realitätsprinzip den Übergang zu den früher erwähnten paradoxen selbstschädigenden Handlungen finden und so das Strafbedürfnis, diese komplizierte Beziehung zwischen Ich und Über-Ich, leichter verstehen werden können.

Das Realitätsprinzip nannte Freud ein durch die Realitätsprüfung verbessertes Lustprinzip. Es bedeutet eine sinnvoll organisierte Leitung des Trieblebens, deren Leitmotiv darin besteht, am Ende per Saldo das Lustkonto nach Möglichkeit zu vergrößern, das Unlustkonto nach Möglichkeit zu vermindern. Dies wird dadurch erreicht, daß das Ich mit Hilfe seiner Realitätsprüfung die äußeren Gegebenheiten und Möglichkeiten mit den Triebansprüchen konfrontiert. In dieser seiner Funktion ist das Ich teilweise ein Vertreter der Realität, wenn er auch im tiefsten mit den Triebansprüchen des Es fühlt. Es hat sich *nolens volens* unter dem Druck der mächtigeren Realität mit dieser teilweise identifiziert und verlangt nun seinerseits von dem Triebleben die Berücksichtigung dieses übermächtigen Machtfaktors. Wenn es also selbsttätig Leidenssituationen aufsucht, so tut es dies im Interesse eines zukünftigen Lustgewinnes oder wenigstens einer kleineren Unlust. So entsteht das Ich aus dem Es als dessen Differenzierungsprodukt dadurch, daß es sich mit der äußeren Realität identifiziert, aber nur deshalb, um dadurch eine vollständigere Befriedigung der Triebansprüche zu

erzielen. Die entwicklungsgeschichtlich jüngere Differenzierung des Über-Ichs aus dem Ich bedeutet aber einen ganz ähnlichen Vorgang, eine Identifizierung mit einem speziellen Teil der Realität: mit den sozialen Anforderungen. Die Beziehungen des Über-Ichs zum Ich bilden eine parallele Erscheinung zu den Beziehungen des Ichs zur Realität. Wie das Ich aus dem Es dadurch entstand, daß der seelische Apparat wenigstens in einem der Realität zugewendeten Teile die Eigenheiten der Außenwelt anerkannte, das heißt dieser ähnlich wurde, so entstand das Über-Ich aus dem Ich durch die Identifizierung mit den sozialen Anforderungen.

Es ist nun weiter nicht verwunderlich, wenn das Ich dem inneren Vertreter der sozialen Anforderungen, dem Über-Ich gegenüber dieselben Methoden zur Anwendung bringt, die es der äußeren Realität gegenüber sonst zu verwenden gelernt hatte. Es gibt dem Über-Ich, wo es nötig ist, ebenso nach wie der äußeren Realität, nimmt, wenn nötig, Leid auf sich, um dadurch auf einer anderen Stelle die Triebansprüche siegreich durchzusetzen. Aber auf denselben Prinzipien beruht auch die Beziehung des Kindes zu den Erziehern, die sich den Triebansprüchen des Kindes gegenüber ebenso verhalten wie die unpersönliche Realität. Sie fügen dem Kind Unlust zu, wenn es nicht folgt, und belohnen es mit Lustprämien, wenn es die nötigen Triebverzichte leistet. Es ist also nur selbstverständlich, daß das Verhalten des Ichs zum Über-Ich denselben Grundsätzen entspricht, die seinen Beziehungen zu der äußeren unpersönlichen Realität und zu den Erziehern zugrunde lagen.

Das Verhalten des Ichs dem Über-Ich gegenüber entspricht also dem Realitätsprinzip. Wenn das Ich dem Über-Ich nachgibt, selbst wenn es sich vom Über-Ich bestrafen läßt, geschieht dies im Allgemeinen in der Absicht, am Ende das Lust-Konto in die Lust-Unlust-Bilanz zu vergrößern. Am besten können wir dieses Verhalten bei den pathologischen Zuständen studieren, bei denen Ich und Über-Ich scharf gegenüberstehen und das Über-Ich einen Fremdkörper im Ich bildet. In diesen Fällen muß das Ich den Anforderungen seines Über-Ichs genau so wie der äußeren Realität nachgeben und Triebeinschränkungen, ja, sogar direktes Leiden auf sich nehmen, um dadurch gewisse Triebbefriedigungen zu erreichen. Das merkwürdige Prinzip, durch Leiden das Recht zur Triebbefriedigung zu erkaufen, stammt aus der Zeit der Entwicklung von Lustprinzip zum Realitätsprinzip. Hier gilt noch ohne jede moralische Rationalisierung das Gesetz, daß Lust nur durch zeitweiliges Erdulden von Unlust zu erreichen ist. Die gleichgültige Realität kümmert sich nicht um unsere Triebansprüche, und so müssen wir mit ihren Eigenschaften rechnen. Diese Eigenheiten sind jedoch leider nur zu oft so, daß, wenn wir etwas

genießen wollen, es Opfer kostet, und dieses Opfer besteht immer in Unlust. Wenn der Tourist die schöne Aussicht von der Bergspitze genießen will, so muß er sich zuerst schwitzend hinaufarbeiten, ja, er muß sogar seinen Rucksack voll bepacken, um oben nicht zu frieren und die Aussicht nicht hungrig genießen zu müssen. Und so ist jeder Genuß auf Erden an einen vollbepackten Rucksack geknüpft. Diesen Satz hat das Ich gründlich und früh genug gelernt, um ihn nie mehr vergessen zu können. Es ist nur zu verständlich, wenn das Ich in seinem Kampf nach Lustbefriedigungen auch dem hemmenden Über-Ich, diesem verinnerlichten Stück der Realität, immer wieder das Leiden und das Verzichten als Gegenleistung für Lust anbietet, wie es dies während der ganzen Entwicklung von dem Lustprinzip zum Realitätsprinzip gelernt hatte. Das Strafbedürfnis ist demnach eine anthropomorphe Form des Realitätsprinzips.

Es ist nicht verwunderlich, wenn wir das Realitätsprinzip in dieser anthropomorphen, ich möchte sagen kriminalistischen Form, daß die Strafe die Sünde sühnt und zu neuen Lustbefriedigungen berechtigt, nicht sofort nach ihrer Herkunft agnosziert haben. Man sucht gerne nach einer eindrucksvollen Situation der Kindheit, welche für diese Verknüpfung verantwortlich sein mag.

Aber ich glaube nicht, daß man diese merkwürdige kausale Verknüpfung von Lust und Unlust aus einer einzigen Situation erklären kann, also zum Beispiel aus der Situation des Kindes während der Säugeperiode, die nach Radós Untersuchungen bei der Melancholie eine besondere Bedeutung zu haben scheint. Wie wichtig auch die Erfahrung, daß auf Hunger immer die Sättigung folgt, sein mag, hat die affektive Verknüpfung, daß Lust auf Unlust und umgekehrt Unlust auf Lust folgt, eine breitere Basis. Sie wird durch die gesamte Entwicklung des seelischen Apparates von dem Lustprinzip zum Realitätsprinzip gestützt. Ja, dieser Zusammenhang zwischen Lust und Unlust bildet die Grundlage des Realitätsprinzips, das wieder die Grundlage der Ichbildung ist. Gerade durch die Annahme dieses Prinzips ist aus dem Es das Ich entstanden. Von dem Augenblick der Geburt an macht der seelische Apparat ständig die schmerzhafte Erfahrung, daß die Welt nicht mehr so genau den subjektiven Ansprüchen entsprechend geschaffen ist, wie der Mutterleib es war. Die Säugesituation ist vielleicht noch den intrauterinen Zuständen am ähnlichsten. Je unabhängiger aber das Kind von der Mutter wird, um so mehr lernt es, daß der Weg zur Lust über Dulden, Verzichten und Leiden führt. Während es in der Säugeperiode das Verzichten in der Form von Hunger nur passiv erduldet, lernt es später, daß es das Leiden oft aktiv aufsuchen muß, um zur Lust zu gelangen. Und dieses aktive Aufsuchen von Leiden aus taktischen Gründen, das uns

manchmal so paradox erscheint, ist das Bezeichnende für das Ich in seinen Beziehungen zu der Realität und zum Über-Ich.[1]

Ich habe diese Verhältnisse, die ich an anderer Stelle bereits angedeutet habe, diesmal deshalb so ausführlich dargestellt, weil es mir vorgeworfen wurde, daß ich diese so tief verankerte Eigenschaft des seelischen Apparates, Lust ohne Unlust nicht ertragen zu können, zwar konstatiert habe, aber mit einer kausalen Erklärung der Tatsache schuldig geblieben wäre.

Wir haben damit eine große Reihe von seelischen Vorgängen, die eine gegen die eigene Person schädigende Absicht verraten, auf das Lustprinzip zurückführen können. Wir brauchen demnach nicht sofort bei jeder Handlung oder bei jedem Verhalten des Menschen, das ihm scheinbar irrationell Schmerzen und andere Formen der Unlust verursacht, an masochistische Befriedigung oder gar an die zerstörende Wirkung des Todestriebes denken, da wir gesehen haben, daß sogar das Strafbedürfnis im Dienste der Triebbefriedigungen steht. Es ist dabei gleichgültig, ob das Leiden im Interesse der Realitätsanpassung auf sich genommen wird oder dazu dient, um die die Befriedigung hemmende Wirkung des Über-Ichs damit abzubauen. Unsere erste Frage bei solchen paradox erscheinenden selbstschädigenden Tendenzen muß immer sein, ob sie nicht einen solchen rationellen Sinn haben könnten. Es ist nicht immer leicht, besonders bei den verwickelten innerpsychischen Beziehungen zwischen Ich und Über-Ich, den ökonomischen Sinn solcher Vorgänge zu erraten, das heißt zu besagen, in welcher Weise das scheinbar selbstschädigende Verhalten, die Befriedigung des Strafbedürfnisses, am Ende doch den Triebbefriedigungen dient oder die Verminderung von Unlust gewährt. Ich habe es versucht, diesen Gesichtspunkt bei den Neurosen durchzuführen und zu zeigen, daß das neurotische Leiden die allgemeine Bedingung der neurotischen Triebbefriedigungen ist. Es fragt sich nun, wie weit man mit diesem Gesichtspunkt kommt. Die Untersuchung der Neurosen zeigte, daß das neurotische Leiden neben dieser seiner ökonomisch-rationellen Rolle, die im Dienste der Befriedigungen steht, meistens *an sich* auch eine feminin-masochistische oder passiv-homosexuelle Befriedigung bedeutet. Und je mehr eine Neurose fortschreitet, um so mehr wird das Leiden zum Selbstzweck. *Freud* drückte dies so aus, daß das Ich bestrebt ist, sich der Neurose anzupassen.[2]

1) Mit Recht meint *Ferenczi* in einem Artikel, dessen Gedankengang sich in manchen Punkten mit dem unsrigen trifft, daß man dem seelischen Apparat die Fähigkeit zusprechen muß, Lust- und Unlustquantitäten abzuschätzen. (Eine psychische „*Rechenmaschine*".) S. *Ferenczi*, Das Problem der Unlustbejahung. Diese Zeitschr., Bd. XII, 1926.

2) *Freud*, Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI.

Diese Bereitschaft des Ichs, aus dem ihm zunächst aufgezwungenen Leiden eine Befriedigung zu machen, dieses masochistisch auszuwerten, muß uns aber bedenklich machen. Damit kommt ja ein neues Prinzip in den sonst so rationellen Ablauf der seelischen Vorgänge. Jedenfalls hat das so zum Selbstzweck und zur Befriedigung gewordene Leiden seine ursprüngliche Rolle geändert. Wenn wir den Bergsteiger auch auf eine solche Bergspitze seine schwere Last hinaufschleppen sehen, die mit einem gut eingerichteten Restaurant eingerichtet sind, — und man sieht viele solche Bergsteiger, — so müssen wir uns wohl sagen, daß hier der Rucksack seine ursprüngliche Bestimmung wesentlich verändert hat. Während er bei einem verlassenen Berg zum Zwecke der Unlustvermeidung hinauf geschleppt wrrd, dient er in diesem Falle anscheinend bloß dazu, um das Hinaufklettern zu erschweren. Sollen wir in solch einem Falle sofort an eine, wenn auch harmlose Äußerung des Todestriebes denken? Derjenige, der die Mentalität des Bergsteigers kennt, wird bald erraten, daß es sich hier zunächst um die Befriedigung der Ansprüche des Touristen-Über-Ichs handelt, möglichst unabhängig von jeder Hilfe, fest auf eigenen Füßen zu stehen und den Naturkräften zu trotzen. Es handelt sich also eigentlich um eine narzißtische Befriedigung, wobei der primitive Körper-Narzißmus des Ichs zugunsten des höheren moralischen Narzißmus des Über-Ichs vernachlässigt wird, um eine Verlegung des Selbstgefühls vom Ich auf das Über-Ich, um eine Akzentverschiebung innerhalb des seelischen Apparates, nicht ganz unähnlich dem von Freud beschriebenen Vorgang bei dem Humor.[1] Nur daß bei dem Humor das Über-Ich in seiner vergebenden, überlegenen, wohlwollenden Eigenschaft besetzt wird, während bei diesem spartanischen Verhalten die Härte, die Zucht des Über-Ichs zur Geltung kommt. Wenn auch die beiden Vorgänge formal und topisch-dynamisch einem ähnlichen Prinzip gehorchen, so ist ihr seelischer Inhalt polar entgegengesetzt. Diese spartanische Mentalität wirkt ja zum Verzweifeln trocken, d. h. humorlos, sie bildet inhaltlich den direkten Gegensatz zum Humor. Sie entstammt auch aus einer entgegengesetzten Situation. Während man sich mit dem Humor über eine verzweifelte Situation hinwegtröstet, sucht der Spartaner diese Leidenssituation mutwillig und unnütz auf. Mit dem Humor täuscht man sich eine in der Situation nicht vorhandene Überlegenheit vor, während bei der spartanisch-puritanischen Einstellung man eine Überlegenheit zur Schau trägt, die in dieser Situation vollständig überflüssig ist. Der Tourist, der neben der Zahnradbahn schwer belastet schnaufend klettert, tut so, als ob er in einer

1) Freud: Der Humor. Ges. Schr., Bd. XI.

Wildnis wäre. Beide Reaktionen sind paradox und der objektiven Situation nicht entsprechend. Einmal unterschätzt man den Ernst der Situation, das andere Mal faßt man sie ernster als nötig auf. Bei dem Humor steht man lachend unter dem Galgen, während man hier blinden Alarm schlägt. Im Humor setzt sich das Lebensprinzip trotz der verzweifelten Lage durch, läßt sich nicht unterkriegen und überkompensiert die äußere Gefahr, während bei der spartanischen Reaktion eine nicht vorhandene Gefahr vorgetäuscht wird. Hier kommt das Todesprinzip, wenn auch nur spielerisch, zum Vorschein.

Ich gebe gerne zu, daß es sich in dem untersuchten Falle um die Befriedigung eines narzißtisch gefärbten Über-Ich-Anspruchs handelt. Offenbar gilt für den Bergsteiger das Gefühl des Könnens mehr, als ihn die körperliche Unlust schmerzt. Er handelt nach dem Lustprinzip. Es fragt sich nur, warum er diese unsinnig wirkende Art der Befriedigung wählt, die mit dem Ertragen eines unnützen Leidens verknüpft ist. Ein masochistisches Entgegenkommen des Ichs mag für die Wahl dieser eigenartigen Befriedigung allein maßgebend sein. In dieser masochistischen Bereitschaft des Ichs suchen wir bereits umsonst nach einem rationalen Moment; das Leiden ist Selbstzweck geworden.

Noch deutlicher wird uns das Wirken dieses von dem rationalen Lustprinzip unabhängigen Faktors, wenn wir unseren Bergsteiger auf einer gefährlichen Felsenpartie erblicken, wo er sein Leben ernsten Gefahren aussetzt. Die narzißtische Befriedigung der eigenen Leistungsfähigkeit mag zwar dabei noch immer eine gewisse Rolle spielen, doch wird niemand den von dieser narzißtischen Befriedigung vollständig unabhängigen Drang übersehen, mit dem Tode zu spielen, sich der ernsten Lebensgefahr auszusetzen. Hier vermuten wir etwas, wie die Vorlust des Todestriebes.

Sind solche Beobachtungen wie die merkwürdige Affinität mancher Menschen zur Gefahrsituation oder die Tatsache der masochistischen Bereitschaft des Ichs, das auch ohne taktische Zwecke das Leiden als Selbstzweck sucht, zwingend, um einen primären endogenen Todestrieb anzunehmen? Soviel geht aus den bisherigen Überlegungen eindeutig hervor, daß das rationelle Prinzip, Leiden zu erdulden zum Zwecke der Vermeidung größerer Unlust oder der Lustgewinnung, auch bei solchen Vorgängen wirksam ist, bei denen man leicht eine masochistische Befriedigung oder die selbstzerstörende Wirkung des Todestriebes annehmen würde. Unabhängig davon, ob es sich um den Widerstand der äußeren Realität oder um die Hemmungen des Über-Ichs handelt, das Ich ist imstande, aktive Einschränkungen und Leiden zeitweilig auf sich zu nehmen, um diese Widerstände und Hemmungen am Ende besser überwinden zu können. Das Ich

bedient sich bei diesen Einschränkungen des Trieblebens der aggressiven oder destruktiven Kräfte, die an dem Widerstand der Realität gescheitert sind und nun gegen das eigene Triebleben zurückgewendet werden. Dem mächtigeren Feind muß man wenigstens zeitweilig oder an gewissen Stellen nachgeben, den blinden Trieben muß jedoch diese taktische Einsicht mit Gewalt beigebracht werden. Es ändert nichts an diesem dynamischen Bild, daß das notgedrungen auf sich genommene Leiden sekundär erotisiert wird, daß das Ich zu dem bösen Spiel eine gute Miene macht und versucht, diesen mühevollen Kampf lustvoll zu gestalten. Freuds Auffassung über die Triebmischung erlaubt die Vorstellung der Beimischung von erotischen Quantitäten selbst zu destruktiven Vorgängen, die dann die masochistische Lust erklären sollen.[1]

Die Tatsache der masochistischen Lust allein beweist also nicht die endogene Natur dieser Selbstzerstörungsvorgänge. Diese stammen ja jedenfalls zum Teil und, wie manche meinen, vollständig von den rückgewendeten, ursprünglich nach außen gerichteten destruktiven Bestrebungen. Bedenklich stimmen uns allerdings Fälle, bei denen dieses masochistische Bedürfnis des Ichs eine überragende Rolle spielt, wo man nicht den Eindruck gewinnt, daß das Leiden nur aus taktischen Gründen aufgesucht wird, sondern selbst ein primärer Faktor zu sein scheint. Eine eindeutige Beantwortung der Frage nach dem Vorhandensein eines primären Todestriebes läßt sich jedoch auf dem Wege der direkten klinischen Beobachtung nicht erzielen. Dieser, selbst wenn er vorhanden wäre, ist ja immer mit sekundär rückgewendeten Destruktionstendenzen gemischt und für ihre Unterscheidung steht uns kein qualitatives diagnostisches Verfahren zur Verfügung. Vielleicht bringt uns jedoch eine ökonomische Überlegung näher zur Lösung dieses Problems.

Wir stellen uns das verbesserte Lustprinzip, das Realitätsprinzip, so vor, daß der seelische Apparat nur das gerade notwendige Quantum an Selbsteinschränkungen und Leiden auf sich nimmt, gerade nur soviel, als zur Erreichung der Triebbefriedigungen unbedingt nötig ist. Wenn der äußere Druck oder Widerstand der Realität gegenüber unseren Triebbefriedigungen keinen inneren Bundesgenossen in Form eines Todestriebes hat, so müßten diese von außen aufgezwungenen Selbstbeeinträchtigungen gerade nur so groß sein, wie der Widerstand der Realität es erfordert. Wenn aber ein konstanter endogener Faktor wie der Todestrieb vorhanden wäre, dann müßte seine Wirkung darin zum Ausdruck kommen, daß die von außen aufgezwungenen Selbstbeeinträchtigungen

1) Freud: Das ökonomische Prinzip als Masochismus, Gesammelte Schriften, Bd. V

größer ausfallen, als das Realitätsprinzip es erfordert. Das würde soviel bedeuten, daß der Mensch nicht nur an der Reibung gegen den Widerstand der Realität stirbt, sondern daß diese Reibung eine endogene Unterstützung in dem Todestrieb erhält, der seinerseits wieder in dem Widerstand der Realität einen Bundesgenossen begrüßt, weil dieser sein Todeswerk unterstützt. Ein ausschließlich dem Lustprinzip und lediglich von dem Lebenswillen beherrschtes Ich müßte sich so benehmen, wie eine Regierung, die, von dem äußeren mächtigeren Feind gezwungen, gewisse Verbrecher, die aus rein nationalistischen, patriotischen Motiven gehandelt haben, zwar pro forma bestraft, aber nicht ein wenig mehr wie es gerade nötig ist, um den äußeren Schein zu bewahren. In dem Augenblick aber, wo sie weiter geht, schneidet sie sich schon ins eigene Fleisch. Wenn wir mit einem Gegner verhandeln und uns objektiv auf seinen Standpunkt stellen, so verraten wir unser eigenes Interesse. Wenn das Ich die Anforderungen der Realität in größerem Maße berücksichtigt, als es im Interese der Triebbefriedigung nötig ist, verrät es die Interessen seines Es. Wenn das Ich aus seiner Realitätsprüfung einen Selbstzweck macht und sie nicht lediglich in den Dienst der Triebansprüche stellt, wenn es nach der objektiven Wahrheit sucht, so verläßt er seine ursprüngliche Zugehörigkeit zu dem Triebleben und stellt sich auf die Seite der Realität. Die Philosophie der jungen, lebensfrischen amerikanischen Nation will in ihrer pragmatischen Auffassung keine andere Wahrheit kennen, als solch eine pragmatische Wahrheit, die im Dienste der Triebansprüche steht. Zu viel Wissen kann ebenso schädlich sein wie zu wenig Wissen. Das Zuvielwissen bedeutet eine Hemmung und lähmt die Angriffslust des Es.

Dieses Kräftespiel zwischen Lebenstrieb und Destruktion kann man in der Entwicklung der Wissenschaften schön beobachten. Jede wissenschaftliche Theorie ist zunächst nur eine grobe Annäherung, eine notdürftige, provisorische Kampfstellung in dem Kampfe für die Beherrschung der Tatsachen. Die Tatsachen und die diese vertretende Verneinung zwingt uns die Theorie zu ergänzen, zu vervollständigen. Und so wächst organisch unter dem beiderseitigen Druck von Verneinung des die Realität vertretenden Ichs und der Bejahung des eroberungslustigen Es organisch die wissenschaftliche Theorie. Käme jedoch das Nein zu früh, würde der Forscher am Anfang die ganze Anzahl der verneinenden Tatsachen kennen, die man am Ende weiß, so würde er nie den Mut zur Theoriebildung gehabt haben, er wäre unter der Wucht der Tatsachen mutlos zusammengebrochen. Andererseits aber hätte man ohne seine Kühnheit nie die Tatsachen erkannt, die sich später gegen ihn wenden. Man kennt nur zu gut die

beiden Typen von Wissenschaftlern, die in ihrem Aufbau von der optimalen Triebmischung des Lebens- und des Todestriebes nach der einen Seite abweichen. Man kennt den meistens jungen Romantiker, bei dem die Bejahung überwiegt, und den Kritiker, den die Härte der Tatsachen schon mutlos defaitistisch gemacht hat. Beide allein wären im Kampfe für die Wahrheit nicht lebensfähig. Jedoch der Kritiker, der unabhängig von dem eigenen Trieb, die Realität zu beherrschen, die absolute Wahrheit sucht, reicht bereits seine Hand dem Tode. Daß ihm dieser Todespakt nicht gelingt, ist nur dem Irrtum der Romantiker zu verdanken.

„Nur der Irrtum ist das Leben,
Und die Wahrheit ist der Tod."

Doch nicht nur in seiner Realitätsprüfung zeigt das Ich die Tendenz, sich mit der Außenwelt in einem stärkeren Maße zu verbünden, wie es im Interesse des Trieblebens nötig wäre. Wir sehen, daß sein sozial angepaßter Teil, das Über-Ich, imstande ist, die Interessen der Gemeinschaft gegenüber den Interessen des Trieblebens unter Umständen bis zur Vernichtung des eigenen Lebens zu vertreten. Natürlich besteht die Frage wieder darin, ob diese Identifizierung mit der sozialen Realität stärker ist, als es das Interesse des Individuums unbedingt erfordert. Daß das Individuum gegenüber der Gemeinschaft der schwächere Teil ist, der sich gewisse Einschränkungen gefallen lassen muß und daß sein Über-Ich, wenn es diese notwendigen Einschränkungen fordert, zunächst den Interessen des Individuums dient, ist ja offenbar. Stellt sich hier aber heraus, daß das Über-Ich zwar zu dem System des seelischen Apparates gehörend in manchen Fällen renegatenhafter Weise in stärkerem Masse die Interessen der Gemeinschaft vertritt, als die des Individuums, und bereit ist, den Interessen der Gemeinschaft zu opfern, so scheint das für das Vorhandensein des Todestriebes zu sprechen.

Der Forscherdrang nach der absoluten Wahrheit und die Selbstaufopferung des Individuums für die Gemeinschaft weisen, wenn auch nur als Indizienbeweise, auf das Vorhandensein des Todestriebes hin. Es läßt sich gegen diese Indizienbeweise aber leicht einwenden, daß in diesen Fällen der seelische Apparat durch die starken Objektbindungen zu der Realität beziehungsweise zu den Mitmenschen an narzißtischer Libido stark verarme und deshalb dem feindlichen Druck der Außenwelt und seiner eigenen zurückgewendeten Aggressionen leichter unterliege. Er liebt dann die Außenwelt mehr als sich selbst und darum wird seine Widerstandskraft kleiner. Ein Beweis für den Todestrieb wäre auch das nicht. Während Eros in der Form von sublimierter Objekt-Libido in die Außen-

welt herausströmt und die Menschen miteinander zur Gesellschaft verbindet, liefert er den inneren Schauplatz des seelischen Apparates in einem höheren Maße der Wirkung des zurückgewendeten Destruktionstriebes aus, der sich nun stärker gegen die ursprünglichen Triebansprüche wenden und auf diesem Umwege die Gesellschaftsbildung fördern kann. Ob dieser Vorgang von einem primären Todestrieb unterstützt wird, der, gleichgerichtet mit dem Widerstand der Außenwelt, das Individuum zur Gesellschaftsbildung gefügiger macht, ist wieder eine Frage der Quantitäten. Wir haben mit vier Größen zu rechnen: mit dem Widerstand der Realität, mit der Menge der zurückgewendeten Aggressionen und mit der relativen Menge der narzißtischen und der Objektlibido. Nur wenn die Gleichung zwischen diesen vier Größen nicht aufginge, wenn die selbstzerstörende Wirkung der durch den Widerstand der Außenwelt und durch die Objektbindungen gehemmten und zurückgewendeten destruktiven Kräfte größer wäre, als man nach der Berechnung erwartete, wobei auch die neutralisierende Wirkung der narzißtischen Libido berücksichtigt werden müßte, dann wäre erst die Wirkung des Todestriebes einwandfrei bewiesen. Wenn es sich zeigt, daß der Mensch sich in manchen Fällen in einem stärkeren Maße gegen sich wendet, als es der Druck der Realität und seine Liebe zur Außenwelt erfordern, so spricht das eindeutig für ein endogenes Selbstzerstörungsmoment. Wegen der Unmöglichkeit, psychologische Größen zu messen, fangen wir an zu zweifeln, das Problem des Todestriebes je empirisch lösen zu können.

Soviel läßt sich aber behaupten, daß die Wendung des Destruktionstriebes gegen die eigene Person zwei Faktoren bedingen: der Widerstand der Realität und die Objektliebe, und zwar die letztere dann, wenn man einen Teil der Realität — wie der Wissenschaftler die Wahrheit — mehr liebt als sich selbst. Durch die Objektliebe wird das geliebte Stück der Realität in den erweiterten Kreis des Narzißmus aufgenommen und so schleichen sich auch die feindlichen zerstörenden Absichten des introjizierten Stückes der Realität in den seelischen Apparat hinein. Das Über-Ich des kleinen Sohnes, das auf Grund der narzißtischen Identifizierung mit dem Vater entsteht, enthält auch die hemmenden Eigenschaften des Vaters. Wenn der Sohn dem Vater gleichen will, so muß er auch seine hemmenden Eigenschaften, seine Verbote, annehmen. Und so macht das Kind wahrhaftig ein schlechtes Geschäft: die Vorteile der Identifizierung bedeuten eine Versprechung für die Zukunft, — „wenn er groß sein wird", — die Hemmungen treten aber sofort in Wirkung. Jede Identifizierung mit der Realität ist eine gefährliche Angelegenheit, man nimmt dabei in sich auch

den Widerstand, ja sogar die feindlichen Tendenzen der Realität mit auf. Damit wird eine gegen den seelischen Apparat gerichtete Tendenz der Außenwelt verinnerlicht.

Auf ähnliche Weise entstand aber der von Freud supponierte Todestrieb schon bei der Bildung des ersten lebenden Moleküls aus den Zerfallsbestrebungen jener chemischen Verbindungen, die, von dem wachsenden lebenden Molekül aufgenommen, einverleibt wurden. Bei seinem Wachstum nimmt das lebende Molekül ständig explosive, mit Zerfallstendenzen geladene Verbindungen auf, ebenso wie der seelische Apparat mit jedem Identifizierungsakt Zerstörungstendenzen von außen annimmt. Die lebende Substanz benützt die beim Zerfall entstehenden Energien zum weiteren Aufbau, doch am Ende beim Tode siegen die Zerfallsbestrebungen und das biologische Molekül löst sich in seine Bestandteile auf. Es stirbt keinesfalls allein unter dem äußeren Druck der Realität, sondern an den Zerfallsbestrebungen seiner eigenen Bestandteile. Ähnlich wie der Flüssigkeitstropfen, den die Biologen gerne als das Vorbild oder gar als die Vorstufe des lebenden Moleküls untersuchen, nicht nur unter der Wirkung der Schwerkraft, sondern auf Grund seiner endogenen Oberflächenspannung, die nach Verkleinerung der Oberfläche strebt, zerreißt.

Ich bin mir dessen bewußt, daß die psychologische Seite meiner Beweisführung nur den Wert des Indizienbeweises hat. Der an dem Widerstand der Realität gebrochene und zurückgewendete Destruktionstrieb und der fragliche Todestrieb wirken ja in derselben Richtung, und so ist ihre Unterscheidung unmöglich. Der einzige exakte Beweis wäre, wie gesagt, zu zeigen, daß die Selbstzerstörungen manchmal intensiver sind, als es der Widerstand der Realität und die Objektliebe erfordern, daß man aus dem Gegendruck der Realität die Intensität jedes beobachteten Selbstzerstörungsvorganges nicht erklären kann, ohne eine endogene, in derselben Richtung wirkende Kraft, den Todestrieb, anzunehmen. Dasselbe in der Sprache der Psychologie ausgedrückt: es wäre nachzuweisen, daß der Sadismus des Über-Ichs, der ja der innere Vertreter des dynamischen Druckes der Realität auf das Triebleben darstellt, ohne einen primären Masochismus des Ichs nicht ausreicht, um den Selbstmord und manche andere Selbstzerstörungsvorgänge zu erklären. Wir besitzen in der Psychologie keine Wage, und werden eine solche nie besitzen. Wir sind, wenn die Biologie uns nicht hilft, auf Schätzungen angewiesen. Allerdings sprechen diese Schätzungen für das Vorhandensein des Todestriebes.

Wenn wir die schweren Selbstangriffe des Melancholikers beobachten, so können wir zwar diese häufig nach der beschriebenen kausalen Verknüpfung von Lust und Unlust als eine taktische Vorbereitung des

manischen Durchbruchs auffassen, als Versuche, das Über-Ich zu entwaffnen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß manche Melancholien von keiner manischen Phase abgelöst werden und daß manche Melancholiker den Selbstmord tatsächlich ausführen. Auch die so hartnäckigen Involutionsmelancholien des hohen Alters erscheinen uns nicht als solch psychologisch bedingte Vorbereitungen der manischen Phase. Bei diesen beherrscht die in hohem Alter gesteigerte Wirkung des endogenen Todestriebes das Bild.

Die biologische Überlegung erfordert aber eindeutig die Annahme des Todestriebes. Seit Beginn des Lebens sind im hochkomplizierten biologischen Molekül die Zerfallsbestrebungen seiner Bestandteile wirksam. Diese bilden den Kern der Selbstzerstörungstendenzen, auf die die späteren des Ichs und des Über-Ichs aufgelagert sind. Es ist dann bloß eine Frage der Konvention, von welchem Punkte an man von einem Todestrieb spricht.

Die Streitfrage nach einem endogenen Todestrieb erinnert mich an die Erörterungen, ob die österreichisch-ungarische Monarchie an dem Druck des äußeren Feindes oder an den Zerfallsbestrebungen ihrer vielen inhomogenen Teile zugrunde gegangen ist. Die Antwort, daß beide Faktoren wirksam waren, ist niemandem zweifelhaft. Der Bestand des seelischen Apparates, genau wie eines Staates, ist um so mehr gefährdet, je komplexer er ist, d. h., je mehr Identifizierungen er ohne organische Zusammenfassung der Identifizierungsprodukte vollzogen hat.

Die psychologische Erfahrung zeigt, daß das Über-Ich, dieses letzte Produkt der Identifizierung mit der Realität, das noch nicht organisch ins Ich aufgenommen ist und, hochgeladen mit den Aggressionen der Außenwelt, seine Zugehörigkeit zu der äußeren Realität noch in so starkem Maße verrät, die größte Gefahrenquelle für den Bestand des seelischen Apparates bedeutet. Das Über-Ich ist der am wenigsten solidarische Teil des seelischen Apparates. Aber auch das Ich stellt ein solches Identifizierungsprodukt dar, das aus dem Es durch seine partielle Identifizierung mit der Realität entstand, und das den Widerstand der Realität gegenüber dem Es teilweise in sich aufgenommen hatte. Dieser verinnerlichte Widerstand zeigt sich als der primäre Masochismus des Ichs. Noch tiefer liegen die biologischen Zerfallsbestrebungen des Körpers und wirken seit Anfang des Lebens.

Die Oberflächenspannung, die das Wachstum des Flüssigkeitstropfens hemmt und diesen zerreißt, die Auflösung des biologischen Moleküls in seine Bestandteile während der dissimilatorischen Phase des Stoffwechselprozesses, die Selbstzerstörung des seelischen Apparates, der Zerfall der

Staaten und Kulturen, sind alle Äußerungen desselben regressiven dynamischen Prinzips, das dem Wachstum, dem Leben, der Bildung höherer dynamischen Einheiten als Trägheitsmoment entgegenwirkt, und das wir alle in seiner biologischen Erscheinungsform als Todestrieb so gerne vergessen oder verleugnen möchten.

Absperrungsmechanismen in der Neurose und ihre Beziehung zur Schizophrenie

(Vortrag in der medizinischen Gesellschaft „L'Evolution Psychiatrique" in Paris)

Von

R. Laforgue

Paris

Wir wissen, daß man im Rahmen der Schizophrenie eine ganze Anzahl klinischer, oft von einander bedeutend abweichender Fälle unterbringt, deren Pathogenese trotz vieler Theorien noch dunkel bleibt. Wir wissen ferner, daß alle diese Krankheitszustände durch eine mehr oder minder ausgesprochene Dissoziation der psychischen Tätigkeit des Individuums gekennzeichnet sind. Diese Dissoziation kann mit auditiven, visuellen und sensoriellen Halluzinationen, mit der Inkohärenz der Sprache (Wortsalat), mit den Symptomen eines geistigen Automatismus (*Automatisme mental*) einhergehen. Es ist wohl nicht nötig, weiter auf die klinische Darstellung der Schizophrenie einzugehen, wie wir sie durch die Arbeiten Bleulers und seiner Schüler kennen gelernt haben. Der Zweck dieser Untersuchung ist vielmehr, Ihnen die verschiedenen psychoanalytischen Auffassungen zu unterbreiten, die einige Seiten dieser Zustände etwas näher beleuchten und für die Technik der Behandlung einige Richtlinien geben können. Bevor wir uns aber dem eigentlichen Gegenstand zuwenden, möchten wir noch daran erinnern, daß die Psychoanalyse sich vielleicht nur an psychogene Symptome heranwagen kann. Dadurch wird das Gebiet unserer Forschungen beträchtlich eingeschränkt, denn wir haben allen Grund zur Annahme, daß die Untersuchung gewisser schizophrener Zustände mit den Problemen der Vererbung, ja, vielleicht sogar mit denen der Infektionskrankheiten in Beziehung steht. Leider sind wir gezwungen, alle diese Themen unberücksichtigt zu lassen. Wir können uns weder über die Frage der Vererbung[1], noch über die der Infektionskrankheiten und ihren Einfluß auf das Werden der Schizophrenie auslassen und ziehen es vor, nur

---

1) Siehe Kretschmer: „Körperbau und Charakter".

die Probleme zu behandeln, welche unserem Verständnis im allgemeinen und der Psychoanalyse im speziellen am zugänglichsten sind. Wir kennen alle die von Freud im Jahre 1911 veröffentlichte Arbeit über den Fall Schreber. Der Meister streift dort alle wichtigen Fragen, vor welche sich derjenige gestellt sieht, der die Schizophrenie psychoanalytisch ergründen möchte. Freud versucht, in dieser Arbeit zu zeigen, wie die Dissoziation Schrebers durch eine Fixierung der Libido auf einer frühinfantilen Stufe seiner Entwicklung bedingt sein könnte und wie diese Fixierung trotz aller Anpassungsversuche des Patienten anscheinend nie aufgegeben wurde und eine Regression seiner Libidoorganisation zur Folge hatte. Diese Regression könnte in der Praxis allerdings noch durch andere Faktoren verursacht sein. Die Anpassung, von der das soziale Leben die Übersetzung ist, stellt das Produkt zweier Faktoren dar. Der erste Faktor ist das Individuum selber, der zweite das, was man als Umwelt zu bezeichnen pflegt, die äußere Welt, die Lebensumstände usw. Nun kann man ohne weiteres feststellen, und zwar selbst bei normalen Individuen, daß sich fast jedesmal in ihnen eine mehr oder minder bedeutende Tendenz zur Regression bemerkbar macht, wenn sie im Leben mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Um sich für das erlittene Unglück zu entschädigen, wendet sich die Libido des Individuums affektiven Situationen der Kindheit zu, an die sich die Erinnerung erlebten Glückes knüpft. In Wirklichkeit scheint mir das Problem allerdings komplexer zu sein, als es nach dieser Formulierung aussieht. Was bedeutet ein im Leben erlittener Mißerfolg? Er kann selber das Resultat zahlreicher Faktoren sein, und wir haben allen Grund anzunehmen, daß es vor allem die durch den Kranken in neurotischer Weise heraufbeschworenen Mißerfolge sind, welche ihn am unfehlbarsten zu einer Regression verurteilen, da sie der Libido keinen anderen Weg offen lassen. Es gilt daher die Mechanismen dieser Mißerfolge gründlich zu untersuchen, scheinen sie doch die Sperre zu bilden, an der sich die lebendigen Kräfte des Patienten machtlos brechen.

Ich möchte nicht behaupten, daß diese Sperren die Ursache der Schizophrenie sind, die vielmehr das Resultat einer Anlage im Patienten zu sein scheinen, von der wir allerdings nicht sagen können, inwieweit sie vererbt oder erworben werden kann. Wir möchten aber ein besonderes Gewicht auf die bedeutsame Rolle legen, welche diese Sperren im ökonomischen System der Libido einer schizophrenen Psyche spielen. Diese Sperren werden zu Mauern, die Mauern zu Gefängnissen. Ich möchte ferner bemerken, daß die Erforschung dieser progressiven, für die Entwicklung des Patienten so folgenreichen Isolierung mir ohne die Psychoanalyse nicht möglich scheint, ebensowenig wie ihre Behandlung, die man

versuchen soll; denn sind diese Sperren einmal durchbrochen, so ist für das Leben des Patienten die Gelegenheit geschaffen, in einer normaleren Richtung auszuströmen. Die Untersuchung des affektiven Mechanismus, welcher dieser Vermauerung zugrunde liegt, erfordert spezielle, an unserer Beobachtungsgabe vorzunehmende Korrektive. Erst nach einer langwierigen und allmählichen Erziehung ist es unserem geistigen Apparat möglich, uns über unsern Untersuchungsgegenstand objektive Daten zu liefern.

Die Vermauerung, von der die Rede war, wirkt sich beim Kranken in der Praxis durch den absoluten Zwang aus, immer wieder dieselbe affektive Situation zu reproduzieren, deren Gefangener er ist, wobei es dem Kranken unmöglich ist, zu verstehen, was in ihm vorgeht, und den Folgen zu entgehen. So kommt es z. B. vor, daß ein Mann trotz glänzender Studien regelmäßig in den Examen durchfällt, trotz sichtlicher Herzensqualitäten es fertig bringt, sich mit seinen Freunden zu entzweien, gezwungen ist, eine Frau zu heiraten, die er nicht lieben kann, und sich so von Zeit zu Zeit immer wieder eine Gelegenheit schafft, unglücklich zu sein, und als ein Unverstandener, ein Gescheiterter das Leben zu fristen. Er wird schließlich ganz zurückgezogen leben und den Eindruck eines Sonderlings machen, wobei er fest überzeugt ist, verraten und verachtet zu sein. Eine gründliche Analyse könnte zeigen, daß die Situation, in der er sich versetzt sieht, das Resultat einer unbewußten Tendenz ist, die ihn unter Zuhilfenahme von Rationalisationen dazu bringt, sich von der Umwelt zurückzuziehen und sich allen möglichen Grübeleien hinzugeben, dies alles um so unausweichlicher, als der Patient sich im Rechte glaubt, der Wirklichkeit zu grollen und sie zu strafen.

Wir können leicht verstehen, daß dieser Prozeß der Verbarrikadierung sich in mehr oder weniger intensiver Weise vollzieht und der Kranke sich mehr oder weniger weit von der Realität entfernen kann. Ist eine gewisse Grenze überschritten, so befinden wir uns wahrscheinlich auf dem Gebiete der Schizophrenie. Die Rationalisationen mögen sich dann in Halluzinationen verwandeln, und der Patient steht diesen ebenso machtlos gegenüber wie zuvor seinen Rationalisierungen. Wir glauben deshalb, die wahnhafte Idee bis zur morbiden Rationalisierung zurückverfolgen zu können, eine Rationalisierung, die sich teilweise mit der obenerwähnten prälogischen deckt und der wir alle zum Opfer fallen können, allerdings mit der mehr oder minder großen Möglichkeit, sie zu korrigieren. Wir müssen also in diesem fortschreitenden Prozesse irgend einen Punkt annehmen, diesseits dessen man die Psychose erkennen kann und wo der Kontaktverlust mit der Realität stattgefunden hat.

Eine psychoanalytische Untersuchung dieser Absperrung deckt uns oft eine spezielle affektive Situation auf, wo der Kompromiß zwischen den verschiedenen affektiven Tendenzen der Person sich in der Richtung der Selbstbestrafung, des Masochismus, der Selbstzerstörung auswirkt. Das Gefühl der bewußten wie der unbewußten Befriedigung ist weder an einen normalen Erfolg gebunden, noch auf sexuellem Gebiet an den normalen Akt, d. h. beim Mann an die sexuelle Besitznahme der Frau, bei dieser an die sexuelle Hingabe an den Mann, sondern an eine Schlagephantasie.[1] Je nach den Patienten kann sich diese auf verschiedene Arten ausdrücken. Die Situation kann in der Phantasie erlebt und genossen werden und dem Patienten bewußt sein, oder aber mittels neurotischer Reaktionen erlebt werden, deren Sinn und Tragweite ihm entgehen, die aber dennoch unbewußt zur Befriedigung führen können und nach der „Krise" ein Gefühl der Entspannung zu hinterlassen vermögen. Im ersten Falle nehmen die Phantasien gewöhnlich folgende Form an: Ein Patient masturbiert und gibt sich dabei der Vorstellung hin, wie ein anderer Mann einen Knaben schlägt. Im allgemeinen sind diese Phantasien äußerst kompliziert. Ich möchte hier ein Beispiel etwas näher ausführen: Ein Kapitän stellt einen Schiffsjungen ein, der meistens der Kranke selber ist. Der Kapitän bestimmt, daß allein die Vorgesetzten unter der Mannschaft das Recht haben, zu strafen. Die Strafe kann ferner nur mit Peitschen einer bestimmten Machart vollzogen werden. Die zu bestrafenden Knaben müssen stets eine bestimmte Lage einnehmen. Während der Züchtigung darf das Opfer sechs Seufzer ausstoßen, aber nicht einen einzigen darüber. Sobald die Zahl sechs überschritten ist, muß die Strafe von vorne begonnen werden. Der Kapitän wohnt der Züchtigung bei, um zu kontrollieren, ob sich alles nach den strengen Regeln vollzieht, die aus dieser Zeremonie beinahe die Karikatur eines Ritualaktes machen. Die sexuelle Befriedigung stellt sich ein, wenn der Knabe etwa nach fünfzig wohlgezählten Schlägen den 6. Seufzer ausstößt. Im Augenblicke des 50. Schlages und des 6. Seufzers erfolgt der Orgasmus.

Diese Phantasie ist noch relativ einfach im Vergleich mit den meisten anderen, die die Patienten entwickeln. Solche Phantasien enthalten für jede neue Masturbation andere Hauptpersonen, aber im Grunde spielt sich alles jeweils mit derselben Genauigkeit ab, sowohl mit Bezug auf die soziale Rangordnung der vorgestellten Personen, die innezuhaltenden Anweisungen, die Einzelheiten der verwendeten Gegenstände, die Haltungen, die Ausrufe, in vielen Fällen sogar die Namensgebung. Wir sind Männern

1) Siehe Freud „Ein Kind wird geschlagen". Ges. Schriften, Bd. V.

begegnet, die jeden Tag Stunden damit verbracht haben, solche Phantasien zu erfinden, wobei sie zwei-, drei-, viermal oder mehr onanierten.

Bei der Frau kann das Thema folgendes sein: Ich bin ein Sträfling in einer Gefängniszelle und den Schlägen eines Wärters ausgesetzt, oder ich bin eine Prostituierte, welche von einem Manne geschlagen wird, etwa von einem Matrosen oder einem Soldaten, der während des Krieges die Frauen eines Klosters vergewaltigt hat. Die sexuelle Befriedigung ist während der Masturbation an die Vorstellung von Schlägen gebunden, welche die Kranke selbst zu ertragen hat oder in der Phantasie irgend jemanden ertragen läßt. Immerhin scheinen mir diese Phantasien bei den Frauen nicht so häufig wie bei den Männern zu sein. Wahrscheinlich wirken sie sich weit mehr in den Symptomen aus, wie dies übrigens für eine ganze Kategorie von Kranken (Männern und Frauen) gilt, bei welchen die Erzielung masochistischer Wollust nicht bewußt, sondern mittels verschiedener Rationalisierungen angestrebt wird, die den Patienten je nachdem in unbewußt gezüchtete Krankheiten (sehr oft die Tuberkulose) treiben oder ihm Mißerfolge im sozialen Leben zuziehen, um ihn so praktisch die Rolle des Geschlagenen oder des Sträflings spielen zu lassen.

Wir hätten es in diesen Fällen mit einer speziellen psychischen Reaktion zu tun, die nicht notwendigerweise zu einem völligen Realitätsverlust zu führen braucht. Der neurotische Lustgewinn kann durch psychische oder auch körperliche Leiden erzielt werden. Auf dem Gebiete der psychischen Leiden müssen wir zwischen Individuen mit kriminellen Reaktionen unterscheiden, und solchen, die in der Richtung neurotischer oder psychotischer Situationen sich entwickeln. Schon lange hat Freud den Begriff der Flucht in die Krankheit unserer Auffassung geläufig gemacht, und wir dürfen annehmen, daß der Prozeß der Absperrung, wie er in der Schizophrenie beobachtet werden kann, nur eine unter den vielen Fluchtmöglichkeiten verkörpert, über welche der Patient verfügt. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht sehr interessant zu untersuchen, was für einen Einfluß ein schmerzhaftes Leiden auf eine schizophrene Psyche auszuüben vermag. In ihrer Eigenschaft als Schmerzensquelle und vielleicht als Möglichkeit der Bestrafung dürfte sie den Kranken davon entheben, dieses seiner Psyche anscheinend unerläßliche Element im Wahnsinn zu suchen.

Wie dem auch sei, unsere Aufgabe ist es, zu erforschen, inwiefern dieser Absperrungsprozeß für die Psyche ein Mittel der Flucht bedeutet und worin der Gewinn dieses Vorganges besteht. Wir sehen uns vor das merkwürdige Problem gestellt, weshalb der Patient, nur um gewissen, oft ganz banalen Situationen auszuweichen, sich zwingt, Bahnen einzuschlagen, die seine ganze Existenz kompromittieren können. Wir haben es da oft

mit wirklich paradoxen Situationen zu tun, wie es Freud in seiner Arbeit über „die Ausnahmen“[1] geschildert hat. Weiß man nicht, welche wichtige ökonomische Rolle das Strafbedürfnis im System dieser Gestörten spielt, so ist es unmöglich, der Situation gerecht zu werden. Diese Kranken scheinen unfähig zu sein, ihr Schuldbewußtsein normal abzureagieren, wozu offenbar eine spezielle psychische Kapazität erforderlich ist. Sie versuchen, dem Schuldgefühl zu entgehen, und zwar, ohne sich dessen bewußt zu sein, indem sie sich in einem von ihnen, ebenfalls unbewußt aufgestellten Selbstbestrafungssystem verlieren. Damit erleichtern sie ihr Schuldbewußtsein oder schütteln es völlig ab, um so, nachdem sie, ohne es zu ahnen, schon ein Fegefeuer durchgemacht haben, bei einem Zustand der Verstumpfung anzulangen, der durch das Freibleiben von Schuldbewußtsein für sie beinahe schon das Glück bedeuten mag, ein Glück der Unempfindlichkeit, des Nirwana, der Indifferenz, der schizophrenen Affektlosigkeit. Dieses gewöhnlich unbewußte Schuldgefühl steht im allgemeinen zu dem Ödipuskomplex in engster Beziehung, der in den meisten Fällen ebenfalls nicht bewußt wird. Eine Ausnahme machen vielleicht die Kranken, die sich durch eine Unzahl von Leiden das Recht erworben haben mögen, sich den Ödipuswunsch bewußt in der Phantasie zu erfüllen: so der Sohn, der sich den Sexualakt mit seiner Mutter oder einer Mutterimago begehen sieht. Diese enge Verknüpfung des Schuldgefühls mit dem Ödipuskomplex ist der Grund dafür, daß die Provozierung der Strafe nicht bloß dazu dient, mit dem Schuldgefühl fertig zu werden, sondern auch um, nachdem dieses einmal ausgeschaltet und der Weg für den Sexualdrang freigelegt ist, das Recht zu erwerben, sei es durch die Masturbation, sei es durch Äquivalente die Ödipussituation zu erleben.

Um diese Mechanismen zu illustrieren, führe ich hier ein Beispiel an: Es handelt sich um einen ungefähr 45 jährigen Kranken, der sich in einer Analysenstunde mit folgenden Einfällen einstellt. „Sie raten mir, Herr Doktor, meinen Gedanken am Abend vor dem Einschlafen freien Lauf zu lassen und ebenso am Morgen, wenn ich aufwache, aber Sie wissen nicht, welchen Gefahren Sie mich aussetzen. Anstatt mich am Abend meinen Phantasien hinzugeben, bin ich gezwungen zu lesen, um dann ohne Übergang aus dem wachen Zustande in einen bleiernen Schlaf zu versinken. Am Morgen stürze ich mich sogleich nach dem Aufwachen auf die Zeitungen. Wissen Sie, was für Gefahren ich beim freien Phantasieren ausgesetzt bin? Die Gedanken stellen sich ein, aber mit ihnen ein unwiderstehliches Bedürfnis, sie zu notieren, um sie Ihnen mitteilen zu

1) Freud. Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit: I) Die Ausnahmen (Ges. Schriften, Bd. X. S. 288 ff).

können, um mich vor Ihnen zu rechtfertigen. Aber nicht nur das, ich habe dazu noch das Bedürfnis, mich zu quälen, um zu wissen, ob ich nichts vergessen habe, ob es sich wirklich um diesen oder jenen Gedanken, dieses oder jenes Gefühl handelt, ob ich sie auch wirklich getreu übersetzt habe usw. Diese Qual ist mit unerträglichen Angstgefühlen verbunden, was mich dazu drängt, Ihnen zu telephonieren, obgleich Sie es mir verboten haben, wie Sie mir auch verboten haben, Notizen zu machen. Das Resultat ist, daß Sie mich Handlungen begehen lassen, die ich für strafwürdig halte, obwohl sie wiederum meiner Ansicht nach uns einen beträchtlichen Schritt vorwärts bringen könnten und uns gestatten würden, dem Ziele näher zu kommen, dem ich, wie Sie wissen, alles geopfert habe. Sie werden mir erwidern, daß ich keine Notizen zu nehmen brauche, nicht zu telephonieren habe, aber ich fühle intuitiv, daß Sie im Irrtum sind. Handelt es sich nicht um diese Qualen, so sind es andere. Ich fühle meine Organe sich loslösen, mein Herz sich brechen. Ich bin einem schonungslosen Gemetzel ausgesetzt, habe hundert Pulsschläge; in der Straße fürchte ich zusammenzusinken, einen Anfall zu haben, und Sie wissen, wie unerträglich mir dieser Zustand ist. In solchen Augenblicken ist es für mich ein Ding der Unmöglichkeit, an etwas anderes zu denken. Nur meine Schmerzen zählen. Für alles andere ist der Zugang verschlossen."

Was geht in diesem Kranken vor? Spontan zu denken, ist für ihn äquivalent mit einem Schöpfungsakt, oder besser gesagt, mit einem Entleerungsakt. Es ist ihm unmöglich, dies fertigzubringen, ohne diese Entleerung zu beschauen. Das ganze Interesse, welches er als Kind für die Funktionen der Entleerung bei seiner Mutter empfunden hat, überträgt er auf diese ihm eigene Handlungsweise. Dieses Interesse wird aber vom Über-Ich verurteilt und provoziert ein intensives Schuldgefühl, demgegenüber der Kranke zu Selbstbestrafungsmechanismen Zuflucht nimmt, um so das Recht zu erwerben, seine Erzeugnisse beschauen zu dürfen. Aber da diese Selbstbestrafung dem Kranken nicht genügt, fühlt er sich dazu gezwungen, eine Handlung zu begehen, die er als strafwürdig betrachtet, z. B. mich telephonisch zu sprechen, was den Alarmrufen gleichkommt, die er in seiner Kindheit ausstieß, wenn er seinen Stuhl ins Bett entleert hatte, was ihm stets eine Züchtigung einbrachte, die er wiederum unbewußt von seinem Vater zu erhalten wünschte und die er jetzt vom Analytiker erwartet. Darauf stellt sich bei unserem Patienten das Bedürfnis ein, seine Organe zu beschauen und zu befühlen. Natürlich haben diese Organe auch hier eine Umwandlung erfahren, — es handelt sich um das Herz usw., — aber die Vorstellung ist deswegen nicht weniger intensiv, und der Kranke gesteht, daß für ihn nichts anderes mehr in Frage kommt als das Herz, das sich loslöst,

sein Puls, der zu schnell schlägt. Die Psychoanalyse gestattet uns, in diesem Geständnis einen Ausdruck seiner Begierde für die Sexualorgane der Mutter zu sehen, mit denen er sich eins fühlt. Nehmen wir diesem Patienten die Möglichkeiten zu leiden, so entziehen wir ihm im gleichen Augenblicke das Recht, seine Ödipuswünsche auf seine Weise zu verwirklichen. Wir berauben ihn seines großen Allmachtgefühles, welches ihm seine Wollust verleiht. Wir zwingen ihn, das Schuldgefühl auf sich zu nehmen, und vor allem das der Verantwortlichkeit seinem Vater gegenüber. Darüber, daß wir ihm die Möglichkeit, sich zu bestrafen, entzogen und ihn davon geheilt haben, wird er sich beklagen, sowie auch darüber, daß wir sein Genie, seine Entfaltungsmöglichkeiten verringert haben. Sein unbegrenztes Selbstvertrauen, das ihm erlaubte, sich Gott gleich zu dünken, haben wir durch den Strafentzug ebenfalls stark vermindert, wenn nicht völlig geraubt. Dies mag erklären, warum der Patient so sehr an seinen Nöten festhält, seien sie nun psychoneurotischer oder anderer Natur. Sie erlauben ihm, ungehemmt, ohne Schuldgefühle zu handeln; alles, was ihn normalerweise aufhalten könnte, wird ihm nicht bewußt, so daß er selbst dann noch an sich glauben kann, wenn seine Handlungen dem gesunden Menschenverstand entgegenlaufen und schon wahnhaften Ausdruck annehmen. Dadurch wird uns auch verständlich, warum diese Personen so oft gar keine Selbstkritik zu üben vermögen, warum sie auch keine Lust nach Heilung empfinden, da die Heilung für sie zum Verluste ihrer schönsten Illusionen wird.

Bei einem von uns behandelten Schizophrenen kam das Straf- und Absperrungsbedürfnis auf folgende Weise zum Ausdruck: „Eine lange Analyse hatte seinen Zustand dermaßen modifiziert, daß er mich während einiger Tage sichtlich als seine Amme behandelte. Sobald ich die Anstalt betrat, wo er interniert war, lief er mir mit offenen Armen entgegen und verlangte, seinem Körpergewichte zum Trotz, auf die Arme genommen zu werden. Während mehrerer Sitzungen wollte er seinen Kopf auf meine Brust legen (wie um zu saugen). Dabei entwickelte er äußerst intensive Angstgefühle. Diese nahmen nach einigen Tagen in dem Maße zu, daß er nicht mehr gehen konnte und mich oder seinen Wärter beständig um sich haben wollte. Ich erlaubte ihm, während einiger Tage den Kopf in der Weise auf mich zu legen, wie er wünschte; er senkte ihn auf meine Schulter und bemerkte: „Möchten Sie mir nicht Milch und Medizin geben, um mich nicht sterben zu lassen, auch einen Priester, um zu beichten?“ Das Verlangen nach Milch und Medizin ist sehr bezeichnend. Charakteristisch ist auch das Reuegefühl, das im Bedürfnis, einen Priester zu sehen, zum Ausdruck kommt und dem Patienten durch seine Begierden eingeflößt wird. Von diesem Augenblicke an ist in seinem Verhalten der Umwelt gegenüber eine entschiedene Wandlung wahrzunehmen, insbesondere in bezug auf den Wärter, den er von nun an mit „mein Freund“ anredet. Während mehrerer Tage ging ich auf seinen

Wunsch nach Milch und Medizin nicht ein. Er reagierte darauf, indem er Papier zu kauen begann, und zwar mit Vorliebe das, worauf ich ihm gewöhnlich die Erklärungen schrieb; ja er kam dazu, Kieselsteine zu verschlucken, Erde, Manschettenknöpfe usw. Im Laufe einer Sitzung wollte er sogar meinen Bleistift aufessen und verschlang in der Tat die Hälfte einer von mir angerauchten Zigarette. Die Folge davon war eine solche Magenverstimmung, daß er mir in einer Stunde alles wieder herausgab. Während dieser ganzen Zeit sprach der Patient nicht mehr mit mir. Aber der Sachverhalt war so klar, daß ich mich entschloß, ihm eines Tages Rahmkaramels, eine Flasche Likör und Kuchen mitzubringen. Sie hätten seine Freude sehen sollen. Im Handumdrehen hatte er das Papier (weiß wie die Milch) mit den Karamels und den Kuchen verzehrt. Was den Likör anbetrifft, so rationierte er denselben mit einer unglaublichen Sorgfalt. Er nahm übrigens nie davon, wenn ich nicht auch ein wenig davon getrunken hätte (in einem andern Glase als dem seinigen, das er aber immer selbst füllen wollte). Von diesem Zeitpunkt an nahm die Analyse, die während der Zeit seines Schweigens und seiner Papiergier nicht vom Flecke gekommen war, einen normaleren Verlauf. Ich wußte bald, warum der Patient den Likör rationierte: „Ich darf jetzt Karamels essen und auch die Nahrung der Anstalt, ohne deshalb zu riskieren, etwas Böses zu begehen. (Ich hatte ihm durch die Anstalt regelmäßig Milch verabreichen lassen.) Um rein zu bleiben, mache ich eine Läuterung durch und nehme nie zu viel Likör. Würden Sie mir drei Deziliter Lebertran mitbringen? Er ist unangenehm zu nehmen und reizt zum Erbrechen; man riecht schlecht und wird ein ekliges, schmutziges Wesen. Auf diese Weise unterziehe ich mich einem Fegefeuer, um meine Sünden abzubüßen. Niemand wird dann das Recht besitzen, mich zu enthaupten, mich vom Eiffelturm herunterzustürzen, um aus mir eine *„gueule cassée“* zu machen. Ist meine Lösung nicht genial? Stellen Sie sich vor, was mein Gehirn für Arbeit leisten mußte, um allen diesen Gefahren entgehen und eines schönen Todes sterben zu können.“ Ich begriff schließlich, daß beim Kranken Hunger und Essen sexualisiert (orales Stadium) waren und für ihn zur Sünde wurden, zum Verbrechen, welches sein mit dem Ödipuskomplex eng verbundenes Schuldbewußtsein immer wieder aktivierte, ein Schuldbewußtsein verbunden mit Kastrationsangst. Um den Gewissensbissen und der Angst zu entgehen, schien der Patient ein kompliziertes System der Selbstbestrafung und der Selbstdemütigung erfunden zu haben. Jeden Augenblick schlug er sich am Körper, am Kopfe, verrenkte die Glieder. Er untersagte sich zu denken, auf den Abort zu gehen, verwundete sich mit schneidenden Instrumenten, trank seinen Harn und beschmierte sein Zimmer mit seinen Exkrementen.[1]

Welches sind nun die Ursachen dieser Veranlagung zur psychoneurotischen Absperrung? Die Beziehung, welche zwischen dem Schuldgefühl und dem Ödipuskomplex besteht, ist ein Beweis dafür, daß wir es in diesen Fällen mit psychischen Dispositionen zu tun haben, die in die erste

1) Vgl. La Pratique Psychanalytique, in „Revue française de Psychanalyse“, Bd. II, 1928.

Kindheit des Patienten zurückgreifen und die sich, nachdem sie einmal festgelegt waren, nicht mehr geändert haben. Allem Anschein nach haben wir es also mit einer infantilen Psyche zu tun, die gezwungen war, sich mit einer peinlichen Realität abzufinden, und zwar zu einer Zeit, wo das Kind das Gewicht der mit der Realität verbundenen Gewissensbisse noch nicht vertragen konnte und die Gewohnheit angenommen hatte, sie mittels Selbstbestrafung abzufertigen. Wir sind berechtigt, diese Theorie gutzuheißen, denn trotz zahlreicher Schwierigkeiten, welche die Behandlung dieser Fälle mit sich bringt, sehen wir dennoch manche unserer erwachsenen Kranken so weit kommen, daß sie fähig werden, sich der Selbstbestrafung zu entwöhnen, die Schuld auf sich zu nehmen, die Verantwortung zu tragen und sich einem normalen Zustande anzunähern.

Wenn wir nun nach den Umständen fragen, wann die Realität als peinlich empfunden wird, so finden wir besonders häufig folgende.

Ein geistig frühreifes Kind, das von seinen Eltern verwöhnt wird, hat eines Tages Gelegenheit, einen Sexualakt zu beobachten. Diesem folgt die Schwangerschaft der Mutter und die Geburt eines Geschwisterchens, das es seiner privilegierten Lage, welche es bis jetzt eingenommen hat, beraubt. Das bloße Beobachten des elterlichen Sexualaktes kann, wie wir wissen, zu schwerwiegenden Folgen Anlaß geben, und zwar deshalb, weil das Kind seine zu frühzeitig erweckten Gefühle nicht befriedigen kann. Es bleiben ihm nur infantile Möglichkeiten offen, nämlich sich in der Phantasie die beiden Rollen spielen zu lassen, die des Vaters und die der Mutter. Diese Spaltung der Persönlichkeit, an die sich das Kind so gewöhnt, kann eine ganze Anzahl von Folgen nach sich ziehen, unter andern zur Fixierung der sexuellen Befriedigung an diese Bedingungen führen, sich passiv und aktiv zugleich zu sehen und zu fühlen. Es müssen dann exklusive Gelegenheiten ausfindig gemacht werden, wo diese Situation durch die Phantasie oder bestimmte Rationalisierungen reproduziert werden kann. Zu letzteren gehört z. B. die Manie der Selbstanalyse, die von diesem Standpunkte aus eine Manie ist, sich in Situationen zu sehen, die mit sexueller Befriedigung in Verbindung stehen. Es handelt sich also darum, die Bedingungen des Ödipuskomplexes zu reproduzieren, wobei das Schuldbewußtsein durch Strafe befriedigt werden muß. Dieses Schuldgefühl wird begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Kind auf seine Eltern angewiesen ist und ihrer Liebe bedarf, daß es furchtbaren Nöten ausgesetzt ist, sobald es dieser Liebe verlustig zu gehen scheint und es fürchten muß, ihrer nicht mehr würdig zu sein. Ein Erwachsener kann allenfalls darauf verzichten, für ein Kind sind diese Konflikte Prüfungen, die es sich nicht erklären kann. Niemand unter seiner Umgebung versteht es.

Die, welche ihm helfen könnten, tun oft alles, um seine Lage noch schlimmer zu gestalten. Die ungeheure Summe von Sadismus und Haß, die sich daraus ergibt, kann nicht auf normalem Wege erledigt werden und strömt in Form eines Masochismus aufs Individuum zurück, wird vom Über-Ich verdrängt, das, um diese Verdrängung noch zu verschärfen, nichts unterläßt, um den Brandherd abzusperren. Man sieht deshalb auch in der Praxis, wie schwer es diesen Patienten fällt, ihren Haß auf normale Weise nach außen abzulenken, denn nur auf diese Weise wird es ihnen möglich, auch ihrer Liebe freie Bahn zu schaffen und den normalen Kontakt mit der Umwelt wieder zu finden. Es gibt sicherlich noch andere Ursachen, die dazu beitragen können, ähnliche Situationen hervorzurufen und ein Individuum darin festzuhalten.

Melanie Klein und Ernest Jones haben das große Verdienst, sich eingehend mit dem Studium dieser Konflikte der frühinfantilen Epoche befaßt zu haben. Was sie uns bisher über diese Konflikte und ihren Einfluß auf die Bildung des Über-Ichs berichtet haben, ist von höchstem Interesse. Wir selber haben mit Pichon und Codet betont, welch wichtige Rolle die Entwöhnungskonflikte zu spielen scheinen. So haben wir uns dazu berechtigt geglaubt, die Schizonoia mit den Störungen dieser Periode der Kindheit in engste Beziehung zu setzen. Nichts hindert uns ferner anzunehmen, daß ein Kind je nach der erblichen Belastung, dem Gesundheitszustand und je nach den Eltern mehr oder weniger gut für diese Prüfungen gewappnet sein kann. Wir glauben, daß das Geburtstrauma ebenfalls im Kinde diese oder jene Reaktionsweise, z. B. der Angst gegenüber, bedingen kann. Aber damit haben wir das Gebiet der Hypothese betreten.

Zum Schlusse möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch auf eine besondere Beziehung lenken, die zwischen der infantilen Psyche und ihrer Art zu reagieren einerseits und der Psyche der Eltern anderseits besteht. Es scheint mir unmöglich, die Schizoneurosen und -psychosen zu verstehen, wenn man diese Kranken nur als Individuen betrachtet; man durchschaut sie viel leichter, wenn man ihre Beziehungen mit der Umwelt berücksichtigt. Ich habe noch keinen einzigen Schizophrenen behandelt, bei dem ich es nicht mit einer Umgebung zu tun gehabt hätte, die am Leiden des Patienten nicht mitschuldig gewesen wäre. Es ist mir in mehreren Fällen gelungen, den Zustand des Kranken soweit zu bessern, daß es möglich wurde, von der Internierung abzulassen. Solange man praktisch sicher war, daß die Psychoanalyse wie alle vorher unternommenen Behandlungen scheitern würde, ließ mich die Familie ruhig gewähren; bei den ersten Anzeichen einer fühlbaren Besserung aber stellte sich sofort eine Reaktion seitens der Eltern ein, die zur Folge hatte, daß entweder die Behandlung unterbrochen wurde

oder daß absolut mit dem Patienten nicht weiter zu kommen war. In einzelnen Fällen war das Kind geradezu eine Waffe in den Händen der Eltern, die sich gegenseitig bekämpften. Ich mußte den Eindruck erhalten, daß der Einfluß einer unausgeglichenen Mutter sehr viel dazu beiträgt, ein System der Absperrung zu schaffen, die den Patienten den Kontakt mit der Realität vollständig verlieren lassen kann.

Man hat deshalb bisweilen das Gefühl, als ob der Kampf, dem die gesunden Kräfte der Schizophrenen zum Opfer fallen, nur die Verlängerung eines andern Kampfes sei, nämlich desjenigen, der sich zwischen den beiden Eltern überhaupt abspielt, mit der Besonderheit, daß hier das weibliche Prinzip über das männliche die Oberhand gewonnen hätte und dem Keime, dem Kinde, jeglichen Zugang zum Leben verweigern würde. Stellt dieser Kampf schon denjenigen zwischen väterlicher und mütterlicher Chromosome dar? Es ist denkbar; aber ich glaube nicht, daß es notwendig ist, soweit zurückzugreifen, und schließe die Möglichkeit nicht aus, daß ein von solchen Eltern adoptiertes Kind dasselbe Schicksal erlitten hätte. Ich habe allerdings nicht Gelegenheit gehabt, ein solches Experiment zu beobachten, aus dem einfachen Grunde, weil es schwer zu verwirklichen wäre, denn solche Mütter akzeptieren das Kind nicht, es sei denn, sie werden dazu gezwungen. Sie gehören oft in die Kategorie der *„fausses victimes“*, die ich in einer andern Arbeit geschildert habe,[1] und ziehen es gewöhnlich vor, sich gleich dem Manne wissenschaftlich oder geschäftlich zu betätigen. Sie erzielen hier übrigens sehr oft außergewöhnliche Erfolge. Ich habe Gelegenheit gehabt, solche Frauen zu analysieren. Die Wirkung ihrer Analyse auf ihre Kinder war vielleicht noch stärker als die auf sie selber. Um von der Schizophrenie bedrohte Kinder zu pflegen, sollte man sich daher in den ersten Altersjahren mit ihnen beschäftigen können und in vielen Fällen vorher die Eltern behandelt haben.

Von diesem Standpunkte aus behandelt, würden demnach eine Reihe schizophrener Symptome sich mit unserem gewöhnlichen Erfahrungsmaterial in Beziehung bringen lassen und könnten aus dem Strafbedürfnis heraus erklärt werden, das insbesondere in den Absperrungsmechanismen seine Befriedigung suchen würde und diese in der psychischen Absperrung sowie in der Internierung in einem Asyl reichlich zu finden Gelegenheit hätte. Eine Behandlung dieser Schizophrenen müßte demnach den Entzug der Strafmöglichkeiten anstreben und so allmählich der Tendenz, die Internierung zu erzwingen, den Boden entziehen, um schließlich nach diesem Entzug den Kranken zur Aufnahme des Kampfes mit den Schuld- und

1) La pratique psychanalytique. A. a. O.

Minderwertigkeitsgefühlen zu veranlassen. Die Operation ist gewiß keine leichte, aber in einer ganzen Reihe von Fällen schien sie uns gar nicht unmöglich und führte zu weitgehenden Besserungen und Heilungen. Wir müssen allerdings noch mehr Erfahrungen sammeln, um uns über Dauererfolge der Behandlung bei Schizophrenen optimistisch äußern zu dürfen.

Die Flucht in die Realität

Von

N. Searl

London

Phantasien sind immer besser oder schlechter als die Realität — wohl eine Binsenwahrheit.

Dennoch könnten wir uns fragen, weshalb wir dazu neigen, wenn wir von ihnen sprechen, zuerst an die „Besser-als-die-Realität", den Tagtraum-Typ, zu denken — ich hoffe durch diese Behauptung meine Kollegen nicht ins Unrecht zu setzen. Wir können uns auch fragen, warum in diesem Gedankenreich, wo das Lustprinzip uneingeschränkt herrscht,[1] Angstphantasien die große Rolle spielen sollten, wie es tatsächlich der Fall ist. Die „Tagtraum"-Phantasie sagt: „Dies ist, was ich wünsche." Aber bei dem des „Schlechter-als-die-Realität"-Typ gibt es keine so einfache Formulierung. Diese Phantasien sind unter gar keinen Umständen das, was „ich" wünsche: Sie sind unzweideutig das, was „ich" nicht wünsche. Wenn sie sich in der Realität abspielten, würde „ich" ernstlich geschädigt werden oder würde überhaupt aufhören zu existieren.

Ich möchte einige Lösungsversuche vorschlagen:

1) Sie sind verkleidete Kastrationsphantasien. Aber dies ist offensichtlich keine Lösung und stellt uns sogar vor ein weiteres Problem: Warum sollte man eine Schreckphantasie durch eine noch schlimmere ersetzen? Ich denke insbesondere an Phantasien vom Gefressenwerden, vom Verbrennen, von völliger Zerstörung.

2) Sie zeigen unzweifelhaft einen masochistischen Faktor. Der kleine Hans z. B. gibt durch seine Furcht, vom Pferd gebissen zu werden, seinen Wunsch nach einem sexuellen Biß vom Vater Ausdruck. Aber das erklärt durchaus nicht, warum der „erogene Masochismus" im Ich die Angst auslöst, nicht etwa bloß verletzt, sondern auch völlig zerstört zu werden. Die Erwähnung des „erogenen Masochismus" erinnert uns indessen daran, daß

1) Freud, Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Ges. Schriften, Bd. V.

es auch einen Faktor des „moralischen Masochismus" gibt: der kleine Hans denkt, daß sein Vater ihn wegen seiner eigenen bösen Wünsche gegen ihn beißen wolle.[1] Daher ist unsere nächste Annahme:

3) Daß in diesen Phantasien der Masochismus des Es durch den Sadismus des Über-Ich verstärkt ist;[2] und

4) Daß der erste Phantasietyp der Grund des zweiten ist. D. h. ein Wunsch, der einer „Besser-als-die-Realität"-Phantasie entspringt, läuft Gefahr, in eine „Schlechter-als-die-Realität"-Phantasie überzugehen. Die beiden Phantasietypen sind keineswegs völlig getrennt und die Analytiker denken mit Recht zuerst an die Wunschphantasien, da das, was wir jetzt Bestrafungsphantasie nennen können, als Folge einer Wunschphantasie sekundär ist.

Tatsächlich können wir sagen, daß Phantasien immer zwiefältig sind, genau wie Kinderspiele; das Spielen einer Wunschsituation — etwa einen Omnibus zu machen und Kondukteur zu spielen — ist immer verbunden mit irgend einer Angstsituation, z. B. daß man nicht imstande sein werde, aus dem Omnibus wieder herauszukommen, ihn nicht rechtzeitig zum Stehen zu bringen, daß der Omnibus den Phantasierenden überfahren könnte usw.

Nun ist es klar, daß wir diese Bestrafungssituationen mit demselben Rechte als Phantasien bezeichnen können, wie die Wunschsituationen, mit denen sie verknüpft sind. Die eine ist der Realität, d. h. der materiellen Realität, so ferne wie die andere; es braucht kaum betont zu werden, daß beide gleiche psychische Realität haben. Der kleine Schaffner, der den Körper seiner Mutter mit dessen Ausgängen und Eingängen zu besitzen und zu beherrschen wünscht, wünscht dies freilich „wirklich". Er schwebt aber in keiner „realen" Gefahr, in ihrem Innern eingesperrt (aufgegessen oder kastriert), von ihr zum gefährlichen Geschlechtsakt gezwungen oder von ihr oder dem Vater für seine unartigen Wünsche getötet zu werden, obgleich er sich „wirklich" in dieser Gefahr fühlt. Unsere Hauptschwierigkeit liegt nicht hier, sie liegt vielmehr darin, zu verstehen, wie es zustande kam, daß das Reich der Phantasie, das eigens zur Beibehaltung des Lustprinzips der Kompetenz der Realitätsprüfung entzogen worden ist, in gleicher Weise den Straftendenzen des Über-Ichs wie der Lustabsicht des Es zugänglich sein sollte. Man kann vielleicht, wie oben bemerkt, eine Erklärung in der Tatsache suchen, daß der Masochismus des Es eine gewisse Aktionsbasis für den Sadismus des Über-Ichs schafft. Aber dies kann keine erschöpfende Erklärung sein. Das

1) Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr., Bd. VIII.
2) Freud, Das ökonomische Problem des Masochismus. Ges. Schr., Bd. V.

durch die erwähnten Angstsituationen unterbrochene Spiel wird nämlich nach der Aufklärung der Strafmechanismen fröhlich wieder aufgenommen: „Du hast Angst, daß dir dies oder jenes passieren wird, weil du wünscht, dies oder jenes deiner Mutter anzutun." Also muß der Sadismus des Über-Ichs und nicht der Masochismus des Es die Hauptrolle spielen. Warum sollte aber das Über-Ich derart in der Phantasie vorherrschen?

Ernest Jones hat mit seiner hervorragenden Begabung für kritische Untersuchung und Darstellung auf die schwachen oder zweifelhaften Stellen in unserer Kenntnis der Über-Ich-Struktur hingewiesen.[1] Es war eine anregende Untersuchung, und es ist nur angebracht, daß ein kleines und vielleicht etwas indirektes Ergebnis der dort gegebenen Anregung in dieser Festnummer für Ernest Jones seinen Platz findet. Die Stelle, auf die ich mich besonders beziehe, ist die Frage der doppelten Relation des Über-Ichs zur äußeren Realität und zum Es. „Das Ich ist der durch den direkten Einfluß der Außenwelt . . . veränderte Teil des Es" und „Das Über-Ich ist eine Differenzierung innerhalb des Ichs",[2] das ebenfalls unter dem Einfluß der realen Außenwelt entstanden ist. Einerseits lesen wir, daß das Über-Ich dem Es nähersteht als das Ich, daß es unabhängig vom Ich ist und ihm Forderungen des Es vermittelt, obgleich das Es das Ich auch direkt beeinflussen kann.[3] Andererseits gewinnt das Über-Ich gerade durch seine Beziehung zur realen Außenwelt, deren Anforderungen es vertritt, die Macht, auf das Ich einzuwirken.[4] Der volle Sachverhalt ist also der, daß das Über-Ich „in noch nicht durchschauter Verknüpfung Einflüsse aus dem Es wie aus der Außenwelt in sich vereinigt" und durch seine Anforderungen beim Ich zur Geltung bringt.

Darin liegt auch die Antwort auf unsere Fragen. Die wunscherfüllende Funktion der Phantasie ist noch in Bestrafungsphantasien wirksam, weil das Über-Ich an den Lusttendenzen des Es festhält und mit Vergnügen die sadistische Rolle, das Ich zu bedrohen und in Schrecken zu setzen, spielt — oder besser gesagt, indem es dies tut, seinen Sadismus befriedigt. Wenn dies stark hervortritt, so ist es offenbar, daß sozusagen eine Überflutung des Über-Ichs aus libidinösen Quellen des Es stattgefunden haben muß. Es wäre verlockend, diese Frage weiter zu verfolgen, aber das würde den Umfang meines Aufsatzes überschreiten. Ich muß mich hier damit begnügen, den Boden für die Untersuchungen, die wohl bald gemacht werden müssen, einigermaßen zu ebnen.

1) Jones, Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs. Diese Zeitschrift, Bd. XII (1926).
2) Freud, Das Ich und das Es, S. 27, 31.
3) Freud, a. a. O., S. 43, 61, 67, 72.
4) Ges. Schriften, Bd. V, S. 419, 421.

Der Punkt, zu dem wir jetzt gelangt sind, ist folgender: In der primären Wunschphantasie leitet das Es seine Lust von der inneren anstatt von der äußeren Welt ab; in der sekundären, d. h. dabei auftauchenden Bestrafungsphantasie erhält das Es seine Lust indirekt vom Über-Ich, indem es dessen Sadismus gegen das Ich richtet — wieder gegen die innere statt gegen die Außenwelt. So steht also die äußere Realität in der Mitte zwischen den beiden Phantasietypen, wie dies mein einleitender Satz in etwas anderer Form besagt. Sie ist schlechter als diese und besser als jene. Aber die äußere Realität ist in ihren Ausmaßen nicht homogen. Sie ist für jedes Individuum zu verschiedenen Zeiten verschieden; sie ist sogar in ihren einzelnen Teilen selbst verschieden. D. h. zu verschiedenen Lebenszeiten und an verschiedenen Punkten desselben Lebens steht sie für jedes Individuum dem einen Typ der Phantasie näher und ist vom anderen Typ ferner. In der Zeit, da die äußere Realität sich am wenigsten der Lust- und am meisten der Bestrafungsphantasie nähert, wird gewöhnlich die Flucht des Neurotikers aus der Realität am deutlichsten. Dies ist zur Genüge bekannt und braucht nicht weiter betont zu werden. Gerade die entsprechende und kaum weniger wichtige Tatsache hat, wie mir scheint, zu wenig Aufmerksamkeit erweckt. Wo aus irgend einem Grunde die Bestrafungsphantasien sehr intensiv sind und die äußere Realität genügend Entgegenkommen zeigt, gibt es eine Flucht vor den Bestrafungsphantasien in die Realität. Aber da die Intensität der Bestrafungsphantasien in einem direkten Verhältnis zur Intensität der Wunschphantasien steht, so ist es unter günstigen Umständen möglich, die beiden Phänomene der Flucht aus der Realität und der Flucht in die Realität zusammen wirken zu sehen — abwechselnd oder ineinandergreifend. Das kann man im täglichen Leben erkennen; ich halte dies für eine wichtige Quelle des mannigfach begründeten Ambivalenzphänomens. Die Mutter kann beiden Phantasiesituationen gleich ferne stehen. Weder gibt sie sich sexuell dem Kinde, wie es die Mutter im Wunsche tun würde, noch auch bestraft sie das Kind für seinen Wunsch, sich an ihr zu rächen, in der drastischen Art, wie es die strenge Mutter der Bestrafungsphantasien tut. Von der Härte dieser Phantasien, in denen der Vater oder die Mutter das böse Kind schneidet, verbrennt oder aufißt, sind die ärgsten Strafmaßnahmen der realen Mutter weit entfernt. So scheint die Phantasie in einer Sekunde, mit einem ganz geringen Realitätswechsel, die ungeheure Veränderung von der begehrten Mutter zur schreckenerregenden Mutter durchzumachen. Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, ein Kind zu analysieren, das mit wohlüberlegter und langandauernder Grausamkeit behandelt wurde. Die weitgehendste Annäherung an die schrecklichen Phantasieeltern, die ich persönlich kenne, ist eine lange Entziehung der Liebe: vorübergehende, selbst strenge

Bestrafung — besonders wenn spontan — ist viel erträglicher. So wurde z. B. eine Patientin, die als Kind eine Zeitlang an einem einsamen Orte ohne Dienstmädchen lebte, einmal dadurch bestraft, daß Vater und Mutter mehrere Tage konsequent nicht mit ihr sprachen. Aber in ihren Bestrafungsphantasien sah sie sich auf ewig verlassen, aller Hilfe beraubt und Hungers sterbend. Sie hatte auch andere Phantasien, aber die am meisten angsterfüllte war diese, weil die Realität keine Zuflucht vor ihr gewährte: sie hatte eine Erzählung von der wirklichen Mißhandlung eines Kindes durch seine Mutter gehört, die sich unter ähnlichen Umständen abgespielt hatte, und ein zynischer Onkel hatte in ihrer Gegenwart gesagt, daß es jenem Kinde wahrscheinlich recht geschehen sei. Die Phantasie hatte eine solche psychische Realität, daß die Patientin in jeder Art Einsamkeit jahrelang äußerste Qualen empfand. Und doch reichte sogar hier die äußere Realität längst nicht an die Phantasie heran: weder Eltern noch Onkel waren Menschen, die etwas Derartiges getan hätten. Wenn sie nicht vom unbewußten Strafbedürfnis beherrscht worden wäre, hätte sie dies wohl wissen müssen.

Wir denken hier an eine bekannte Situation, in der Eltern und Pflegerinnen wirklich die Rolle der Realitätszuflucht aus der Phantasie spielen, besonders bei Kinderphobien und beim Pavor nocturnus. Sie sagen dem erschrockenen Kind: „Glaube mir, es wird dir nichts zuleide geschehen" — und es geschieht ihm wirklich nichts zuleide. „Es ist wirklich nichts, worüber du erschrecken müßtest!" — Und es ist wirklich nichts da. „Sei vernünftig, es ist alles ganz in Ordnung!" und vermöge der Liebe und des Verständnisses fühlt es sich wie durch einen Zauber „in Ordnung". Damit ist man natürlich noch längst nicht die begehrte Mutter im Sinne der Phantasie und die Hilfe muß ständig wiederholt werden, da der Zauber nicht anhält; die Angst ist besänftigt, nicht vertrieben. Dasselbe ergibt sich durch einen anderen Mechanismus, wenn man zornig das Kind zurechtweist. Dann kann die Angst vor dem Zorn der Eltern einen genügenden Beitrag zu den früheren Versuchen des Kindes, seine Angst zu meistern, liefern. Das Ich wird so ebenfalls in seiner Aufgabe unterstützt und findet in der Realität Hilfe. Diese Situation reproduzieren dann kindliche und erwachsene Patienten für sich selbst. Sie reden sich zu, nicht albern zu sein, sie könnten doch unmöglich etwas so Absurdes denken; oder sagen — vermittels des Projektionsmechanismus — dem Analytiker nicht so albern und kindisch zu sein. Manchmal schreien sie ihre Schrecken in wilden Wiederholungen heraus, in der Hoffnung, wie in der Kinderzeit in ihren eigenen Anstrengungen durch eine eindringliche ärgerliche Mahnung, sich nicht so närrisch zu benehmen, unterstützt zu werden. Ich habe mich jetzt daran gewöhnt, diese Mittelposition zwischen beiden Realitäten, der psychi-

schen und der äußeren, sowie zwischen den beiden Phantasiepositionen voll auszunützen. Ich sehe darin eine einzigartige analytische Möglichkeit, die Schwierigkeiten des Patienten zu lösen. Es gibt sowohl bei Kindern wie bei Erwachsenen Zeiten, in denen es nützlich ist, zu sagen: „Ja, es ist richtig, daß Sie es so empfinden, und doch ist es ebenfalls richtig, — wie man Ihnen zu sagen pflegte, wenn Sie Angst hatten, — daß wirklich nichts da ist, was Sie ängstigen müßte.“ Man übt damit die beruhigende Wirkung aus, die der elterliche Appell an den Wirklichkeitssinn zur Folge hatte, und gibt ferner die Versicherung der Gültigkeit der psychischen Realität, die keine Eltern geben können. Auf diese Art wird die Flucht in die Realität — die nötig ist, wenn Phantasien allzu angsterfüllt sind — eine Hilfe und kein Hindernis in der Analyse. Wenn so der Analytiker zwar nicht in Wirklichkeit zur Elternimago der sexuellen Wünsche wird, so wird er doch zu der noch wichtigeren Elternimago in seinem Verständnis in der Unterstützung des Ichs in seinem Kampf und entfernt sich weit von der Elternimago der Bestrafungsphantasien. Diese Tatsache macht es dem Patienten möglich, die Enttäuschung über die Nichterfüllung seiner sexuellen Wünsche auszuhalten. Was er braucht, ist die Erleichterung seiner Angst, und diese wird ihm zuteil, wenn sein schwaches Ich fühlt, daß ein anderes, die Gefahren kennendes Ich ihm beisteht. Diese Lage der Dinge tritt immer wieder mit größter Deutlichkeit bei Kinderspielen hervor. Während das fröhliche Spiel offensichtlich im Dienste der ichlibidinösen Phantasien steht und ein Versuch ist, die Realität zu leugnen oder zu ändern,[1] ist die Angst eine Folge von Bestrafungsphantasien, die mit den im Spiele auftretenden Wünschen des Es untrennbar verbunden sind. Gerade dort wird manchmal die äußerste Sorgfalt aufgewendet, damit das Spiel so „wirklich“ wie möglich sei. Diese Gelegenheiten ergeben sich gerade dann, wenn die Bestrafungsphantasien aufzutauchen drohen. Um zu dem Omnibusspiel zurückzukommen; gerade wenn des Kindes selbstgeschaffener Omnibus wunderbar funktioniert und ich mit ihm alles spiele, was es wünscht, gerade dann mag es gerne Sicherheit erhalten, daß ein „richtiger“ Omnibus es genau so macht, daß diese oder jene Einzelheit wie bei einem „wirklichen“ Omnibus ist usw. Dies geschieht nebenbei bemerkt nur dann so, wenn die Angst nicht zu groß ist; andernfalls kann alles vorkommen — nicht nur, daß das Kind einfach das Spiel zugunsten eines anderen aufgibt, bis dieselbe Situation wiederkehrt, sondern es kann sogar zu einem heftigen Ausbruch des Kindes kommen, da nichts das Gefühl der Realität der Bestrafungsphantasien beseitigen kann, wenn alles

1) Melanie Klein, Criminal Tendencies in Normal Children. British Journal of Medical Psychology. Vol. 2. P. p. 187, 188.

ringsherum dem Ich bedrohlich erscheint. Aber bei geringer Angst mag dieser Appell an die Realität zeitweise genügen, weil ja schließlich wirkliche Omnibusse nicht plötzlich mit einem durchgehen, oder einen nicht herauslassen, wenn man drin ist oder einen gar überfahren, es sei denn, daß man ihnen direkt in den Weg läuft. (Mit wachsender Erfahrung wartet man nicht die Hilfe dieses Appells an die Realität ab. Wo Anzeichen von Angst auftreten, muß man sie gleich deuten, wie Frau Klein oft gesagt hat, damit in anderer Form Freuds Ausspruch wiederholend, daß die Aufgabe des Analytikers die Analyse der Widerstände sei.)

Ich könnte viele Beispiele anführen, aber das eindrucksvollste ist das des dreijährigen Bunny. In meinem Zimmer steht ein elektrischer Ofen und lange Zeit hindurch wollte er gleich beim Eintreten ins Zimmer eine Erklärung dafür haben, auf welche Weise der Ofen funktioniere. Ich gab ihm immer eine einfache Erklärung, die ihn zu befriedigen schien. Als sein Spiel genügend klar wurde und sich die Gelegenheit dazu ergab, erklärte ich ihm seinen Wunsch zu wissen „Wie er funktionierte" als seinen Wunsch zu wissen, wie in der Nacht der Penis des Vaters in der Mutter arbeite. Diese Auslegung schien ihn zu befriedigen; dennoch stellte er ab und zu seine einleitende Frage. Sein eigenes Spiel zeigte später die Schwierigkeit ganz klar. Ich mußte der „strenge Vater" sein, und wenn Bunny zu mir sagte: „Ich nehme dir dein Feuer weg, ich nehme dir dein ganzes Feuer weg!", mußte der „strenge Vater" zu ihm sagen: „Was fällt dir ein!" und mußte einige scheinbar drohende Bewegungen gegen ihn machen. Ich war völlig vertraut mit der Rolle, die ich zu spielen hatte. Danach — das Spiel wurde bei zwei oder drei Gelegenheiten wiederholt — drehte Bunny den Ofen ganz oder teilweise aus oder goß Wasser darauf. Dann äußerte er den Wunsch, zu urinieren, nahm seinen Penis heraus und zeigte mir herausfordernd, daß er eine Erektion hatte. Nachdem das vorbei war, urinierte er mit Anzeichen von Angst und dem Wunsch, dies in der Richtung gegen mich zu tun. — Jetzt sehen wir die Situation schon klarer. Zuerst war der Es-Wunsch klar. Durch meine Erklärung der Funktionsart des Ofens wurde ich der Vater, von dem er die Erklärung wünschte, „wie es gemacht wird". Er wollte des Vaters „ganzes Feuer" wegnehmen und zerstören und die Strafphantasien wurden entsprechend intensiv: der Vater würde zu einem sehr gefährlichen Vater werden. Er spielte dieses Spiel, indem er sich in die Tiefen eines großen Sofas versteckte; ich war ziemlich weit von ihm entfernt. Er durfte zu mir kommen, aber ich nicht zu ihm. Später als seine Angst sich noch weiter verringert hatte, rückte er den Ofen an die Seite oder bat mich, es zu tun — „Vaters Feuer wegnehmen!" Dann verbrannte er einige

Stücke Papier und sagte, er sei ein strenger Vater, der den bösen Bunny verbrennt. Nun haben wir die ganze Bestrafungsphantasie — wenigstens den Teil, der den Vater betrifft. Er wollte des Vater „Feuer" wegnehmen, d. h. den heißen und erigierten Penis, und für sich selbst haben, was in seiner Phantasie geschah, wenn er selbst eine Erektion hatte; aber dieses „Feuer" konnte sich als gefährlich herausstellen und mußte zerstört, ausgelöscht oder fortgewaschen werden; ein wichtiges Moment beim Bettnässen. Weiterhin: nicht nur Vaters „Feuer", sondern auch Vater selbst könnte gefährlich werden. Der strenge Vater könnte ihn verbrennen und nicht einmal das Sofa der geliebten Mutter wäre dann eine sichere Zuflucht. Daher die Anfangsfragen nach wirklichen Erklärungen. Das „reale" Feuer wärmte nur den Raum angenehm. Er konnte es nach Belieben selbst ein- und ausschalten. Nach dessen Funktionieren sich zu erkundigen, war ganz ungefährlich. Es war längst nicht so gut wie das Feuer, das er sich wünschte, aber es war ungleich besser als das Feuer, vor dem er sich fürchtete. Ich wiederum war lange nicht so gut, wie der Vater, wie er ihn wünschte: ich sagte ihm nicht: „Ja, Bunny, das gehört ausschließlich und für immer dir; nimm es, zerbrich es, das ist ganz ungefährlich und wird dir keinerlei Unannehmlichkeiten machen." Aber ich war, selbst im ungünstigsten Falle, unendlich viel besser als der „gefürchtete" oder „strenge" Vater der Phantasie. Wir sehen eine ähnliche „Flucht in die Realität" in dem Spiel des „Wegnehmens" mit seiner genauen Reproduktion des ernstkomischen Vaters, dem realen Vater im Vergleich mit dem strengen Phantasievater, der ihn verbrennen will. Ich will natürlich nicht sagen, daß er in der Realität niemals einem strengeren Vater begegnet ist als diesem Spielvater. Aber in Bunnys Fall geschah es sicher nur selten. Es war hauptsächlich dieser Ton, den der Vater bei der Behandlung seines kleinen Sohnes anschlug, wenn dieser lästig wurde: ich halte es für höchst unwahrscheinlich, daß er seinen Vater jemals ernstlich böse oder auch nur mehr als ärgerlich gesehen hat. Ferner: in der Beantwortung seiner Fragen war ich, wie ein richtiger Analytiker, verständnisvoll und geduldig; im Spiel machte er mich drohend, wie ein Analytiker es niemals ist: wenn die Deutungen nicht ausreichten, um die Angst zu beschwichtigen und wirkliche Verbote nötig wurden, so erfolgten diese erst, nachdem das Kind gebeten wurde, „sich anders zu benehmen".

Dieser Teil des Spiels enthält also einige Elemente der Flucht aus der Realität, z. B. der Vater, der in Wirklichkeit viel strenger ist, aber die Flucht vor dem noch strengeren Vater der Phantasie und die Flucht zur Realität ist viel deutlicher. Nur in dem letzten Verbrennungsspiel ist keinerlei Flucht in die Realität enthalten, wenigstens was die Phantasie

anbelangt; das Kind kann die volle Schwere der Bestrafungsphantasie ertragen, allerdings mit einiger ungelöster Angst.

Das Moment der äußerst sorgfältigen Ausstattung des strengen Vaters im Spiel mit seinen wirklichen Worten, Tönen, Gesten usw. erscheint mir besonders interessant. Ich erinnere mich an Träume, in denen dem Träumer die außerordentliche Ähnlichkeit auffiel, die eine Traumperson in Sprache, Art, individuellen Zügen usw. mit der wirklichen Person hatte und wo die Erzählung des Traumes mit Ausrufen begleitet wurde, wie: „Aber das sieht ihm ähnlich!" oder: „Genau was er in Wirklichkeit gesagt hätte" oder „getan hätte". Ich bin überzeugt, daß dies ein Beweis derselben „Flucht in die Realität" weg von der Schreckenssituation der Phantasie ist.

Es ist natürlich ganz klar, daß eine solche „Flucht in die Realität" einen nach manchen Richtungen hin gut entwickelten Wirklichkeitssinn voraussetzt, und wirklich hatte der kleine Bunny — wie der kleine Hans — trotz all seiner ernsten Phobien ein in vielen Hinsichten gut entwickeltes Ich; er war sehr intelligent und machte im ganzen den Eindruck der Normalität. Man findet diesen Mechanismus keineswegs dort ausgeprägt, wo der Wirklichkeitssinn schwach ist, außer vielleicht im Sinne des Realitätsgefühls des eigenen Körpers. Ich meine damit, daß die Flucht in die physische Krankheit einige Elemente desselben Mechanismus enthalten mag. Man erinnere sich an das tröstliche Gefühl, daß der physische Schmerz oder die physische Krankheit im Gegensatz zu dem bedrückenden Schatten geistigen Leidens „wirklich" ist. Abgesehen von der Flucht in die äußere Realität (das Nicht-Ich), haben alle erwachsenen Patienten, bei denen dieser Mechanismus vorherrscht, ungewöhnlich gute Fähigkeiten; sie haben im wirklichen Leben einen großen Teil ihres Ehrgeizes realisiert und ihre Ängste sind genügend verdeckt, anscheinend sogar verschwunden, bis durch irgend eine Ursache der Mechanismus teilweise versagt. Nur die Analyse kann aufdecken, welche Rolle er im Leben erfolgreicher Menschen, die nie einen Zusammenbruch erlebt haben, spielt; aber man darf annehmen, daß er eine wichtige Rolle spielen muß. Man ist versucht, zu sagen, daß das Leben eine ungeheure Rationalisierung sein kann. Alle Rationalisierungen sind natürlich Beweis dieser selben Flucht in die Realität. Im großen und ganzen bin ich der Meinung von Kapp,[1] daß der Mensch sich auf der Flucht vor einem Reiz der Realität zuwendet, wenn diese Reize Schmerz oder Unbehagen durch innere Spannungen bedeuten: eine Binsenwahrheit; oder wenn der Reiz wegen der damit verbundenen masochistischen Phantasien gefährlich wird. Ich finde indessen

1) Exognosis': a paper read to the British Psychoanalytical Society in Nov. 1927 Summary in the Journal. Vol. IX, p. 277.

nicht, daß dies irgend welches Licht auf die philosophische Frage wirft, ob es eine unabhängige Realität gibt, in die man fliehen kann, oder aber ob „Sinnesäußerungen nur die Projektion der Kenntnis von den Vorgängen innerhalb unseres Körpers" sind.

Ein damit verknüpfter Gedankengang bringt uns zu dem letzten Halt der Psychotiker in der Realität in der Form von Worten und deren intensiver Besetzung beim Heilungsversuch.[1] Es sind schließlich „nur Worte" und daher ungefährlich. Die sublimierte Form davon ist, wie wir wissen, die Lust des Dichters an Worten, die für ihn Sachwert haben. Wenn mein sehr psychotischer siebenjähriger Patient anfing, an dem Sinn eines Wortes herumzutüfteln, wußte ich immer, daß ernste Schwierigkeiten bevorstanden, wenn ich ihn nicht durch Deutung von seiner Angst befreien konnte. Dies ist natürlich auch bei erwachsenen Kranken ein sehr nützliches Gefahrsignal.

Ich bin von der Wichtigkeit dieses Mechanismus bei anscheinend normalen, erfolgreichen Personen ausgegangen und plötzlich zu seiner kurzen Würdigung in den abnormsten Fällen gelangt. Dabei habe ich viele verlockende Fragen übergangen. Miß Sharpe gibt in einem Aufsatze über „Geschichte der Phantasie"[2] einen anziehenden und eingehenden Bericht über einen Fall von Psychose, in dem intensives Interesse hauptsächlich an dem Leben gewisser historischer Persönlichkeiten sich als ein Bollwerk gegen Schreckensphantasien erwies. Wir würden wirklich nicht irre gehen, wenn wir die Sublimierung im allgemeinen von diesem Standpunkt aus betrachteten, da sie nur dort möglich ist, wo die Realität nicht zu stark libidinös besetzt wird, d. h. wo sie Realität bleibt, sicher von den Gefahren der Phantasie. Selbstverständlich darf man Sublimierung nicht bloß als eine Flucht vor der Phantasie ansehen, da sie möglicherweise die Form der direkten Verwendung gerade dieser Phantasien annehmen kann (Kunst, auch Psychoanalyse in gewisser Hinsicht). Ferner erkennen wir, wie Sublimierungen um so sicherer und befriedigender werden, je geringer die Macht der Bestrafungsphantasien wird. Es wäre eine verlockende Aufgabe, die Abweichungen in verschiedenen Sublimierungstypen zu erforschen; d. h. wie weit die mit ihnen verbundene Angst verringert, weniger zwanghaft wird und sich der Fluchtcharakter vermindert. Es würde indessen eine große Arbeit erfordern, um dies ganze Gebiet zu erschöpfen.

Ich möchte zum Schluß zu der Frage des Realitätswertes der Worte zurückkehren. Ernest Jones hat vor einiger Zeit in einem interessanten Aufsatz die früheren Untersuchungen von Freud und Ferenczi, die

1) Freud, Das Unbewußte. Ges. Schr., Bd. V, S. 518.
2) Vorgetragen in der British Psychoanalytical Society. März 1929.

sich auf die Gefahren einer affektgeladenen Kinderstube und obszöner Worte im allgemeinen und auf ihre konsequente Vermeidung bezogen, weitergeführt. Jones gibt der Vermutung Ausdruck: „daß die Entwicklung des ausgesprochenen englischen Eigentumssinnes durch die besondere Natur der englischen Sprache gezüchtet wurde. Diese ist die Resultante des Erfolges, den vor einigen tausend Jahren ein normannischer Abenteurer hatte; dadurch bekam sie eine „doppelte Sprachschichte": ein urwüchsiges, robustes Angelsächsisch neben „verfeinertem" normannischem Französisch. Ich meine also, daß ein historischer Zufall den Engländern eine besondere Zuflucht vor der Phantasie durch die Möglichkeit, sich die Worte nach Belieben auszusuchen, verliehen hat.

Der Wunsch, der hinter diesem Phänomen verborgen ist, kann, wie mir scheint, als Wunsch betrachtet werden, Worte zu finden, die nichts als Worte sind, Dinge darzustellen, die nur reale Dinge sind: wiederum dieselbe Flucht in die Realität und fort von der Phantasie. Die Anwendung wissenschaftlicher Terminologie hat den Vorzug, daß sie die Möglichkeit affektfreier Diskussion fördert. Dennoch sind wir gewöhnt, von jeder Wissenschaft zu sagen, daß erst der sein Gebiet völlig beherrscht, der es in einfacher unwissenschaftlicher Sprache vortragen kann. Logischerweise: denn eine Sublimierung ist nur dort gelungen, wo sie frei von Angst ist, d. h., wenn z. B. die Anwendung wissenschaftlicher Terminologie nicht eine zwanghafte Flucht in die Realität ist. Dies ist natürlich auch auf unsere Wissenschaft anwendbar. Freuds „Vorlesungen" und manche Arbeiten von Jones und Abraham — um nur wenige herauszugreifen — sind hervorragende Dokumente der Ausdrucksfähigkeit in untechnischer Sprache. Es ist klar, daß für die Analyse — wie für jede andere Wissenschaft — der Gebrauch technischer Ausdrücke immer seine Vorteile haben muß und wird. Ich würde aber gerne noch über diese Behauptungen hinaus gehen: wir können diese Vorteile nicht erzielen, wenn wir nicht unsere Gedanken auch in Ausdrücken wiedergeben können, die nicht nur der Sprache Erwachsener, sondern auch der frühesten, intelligenten Kindersprache angepaßt sind. Und dies aus zwei Gründen: *1*) verwendet die Analyse — ungleich jeder anderen Wissenschaft — nicht nur erwachsene Intelligenz als Werkzeug, sondern auch den primitivsten Teil des Verstandes: das Unbewußte mit seinen infantilen Phantasien. Dies meine ich, wenn ich sage, sie ist nicht nur eine Wissenschaft, sondern auch eine Kunst. Da nun eines ihrer Werkzeuge das infantile Phantasieleben ist, muß es möglich sein, alle Theorien in einer — der frühesten infantilen Form angepaßten — Weise ausdrücken zu können. *2*) Da Psychoanalyse eine rein empirische Wissenschaft ist, können wir die Richtigkeit ihrer

Theorien erst bei deren Anwendung erkennen. Da unsere Theorien auf der Wichtigkeit der ersten Kindheitsjahre für die Entwicklung Erwachsener aufgebaut sind, so liegt ihr Prüfstein in der Möglichkeit der Formulierung für und in der Anwendung auf das kleine Kind. Damit beweisen wir nicht nur ihre Wahrheit durch ihre Wirkung, sondern wir beweisen auch uns selbst, daß es für uns keine Möglichkeit einer Flucht von der psychischen Realität in die Realität bloßen Sprachgebrauches gibt. Nur so ist es möglich, zu einer Verständigung über alle Fragen unserer Theorie zu gelangen.

Das kleine Kind weiß z. B. nicht, daß es ein Über-Ich aufbaut — die Eltern ins Ich aufnimmt. In Zeiten der Gefahr möchte es die liebenden und geliebten Eltern immer bei sich haben — ohne Furcht vor Trennung haben zu müssen. Gleichzeitig möchte es die ungütigen, strengen Eltern haßerfüllt zerstören, diese Eltern, die es den schrecklichen Gefahren unbefriedigter libidinöser Spannungen preisgeben. Daher kommt es, daß es in Allmachtsphantasien sowohl die liebenden, wie die strengen Eltern aufißt. Und siehe! Schon ist die ideale Liebe und Strenge in ihm und es hat sein Über-Ich.[1]

---

1) Seitdem Obiges geschrieben ist, habe ich Sándor Radós Bemerkungen über denselben Gegenstand in seinem Aufsatz „Das Problem der Melancholie“ gelesen. (Diese Zeitschrift, Band XIII [1927], S. 449/450.) Obgleich ich vielfach mit ihm übereinstimme, so bin ich doch darin anderer Meinung, daß das „Ich“ selbst bei einem sehr kleinen Kinde so unentwickelt sein soll, daß es glauben könne, es gäbe wirklich zwei getrennte Mutterpersonen, eine „liebe“ und eine „böse“ und daß nur die Erziehung dem Kinde verhilft, diese zu einer Person zu vereinigen. Als Bunny zweidreiviertel Jahre alt war, mag er mich wohl einmal für gut, das andere Mal für böse gehalten haben; aber niemals hat er wirklich gedacht, daß ich von einem Augenblick zum anderen zwei verschiedene Personen wäre. Für das Kind ist es vielmehr ein Problem, sich den rätselhaften Unterschied zu erklären, wie Dinge empfunden werden und wie sie in Wirklichkeit sind.

Ferner sind Dr. Radó und ich darüber verschiedener Ansicht, wann man diese wechselnden Einstellungen des Kindes schon als wirkliche Ambivalenz bezeichnen kann.

Die Furcht vor dem Tode

Vortrag auf dem X. Int. PsA. Kongreß in Innsbruck

Von

Mary Chadwick

London

Motto: Der Mensch fürchtet den Tod wie das Kind sich fürchtet, ins Dunkel zu gehen.
Francis Bacon.

Wenn wir die Äußerungsformen der Furcht vor dem Tode psychologisch untersuchen und den verschiedenen Verzweigungen, die diese weitverbreitete Form der Angst aufweist, ein sorgfältiges Studium widmen, so finden wir, daß sie gemeinsame Züge zeigen, die darauf hinweisen, daß ihr Ursprung in eines der frühesten Stadien menschlicher Entwicklung zu verlegen ist.

Eines der auffälligsten Phänomene dieser Furcht ist es, daß man sie häufig bei Menschen findet, für die keine unmittelbare oder ihnen bekannte Bedrohung ihres Lebens vorhanden ist, ja auch dort, wo die körperliche Gesundheit nichts zu wünschen übrig läßt; beruhigende Äußerungen, ärztliche Gutachten mildern diese Angst nur für allerkürzeste Zeit. Wir dürfen also unterscheiden zwischen der Furcht, die infolge einer wirklichen Lebensgefahr entsteht, und dem Angstgefühl, das von einer realen Verursachung unabhängig ist. Nur das letztere interessiert uns hier. Wir wollen versuchen, zu erklären, warum es so verbreitet ist und so schädliche Folgen hervorbringt. Die Sublimierung dieser Furcht ist die Grundlage aller medizinischen Wissenschaft, die wesentlich davon ausging, Gewalt über den Tod zu gewinnen und das Leben zu verlängern. Diese Form der Todesangst kann bei außerordentlich verschiedenen Menschentypen gefunden werden und bei beiden Geschlechtern. Sie ist allen Altersstufen gemeinsam, aber tritt unter bestimmten Umständen und in bestimmten Epochen stärker hervor. Sie ist beim neurotisch disponierten Kinde viel häufiger, als man gemeinhin annimmt, weil sich diese Kinder gerade über dies Thema infolge seiner Beziehung zu Schuld und Sünde nur

ungern äußern. Diese Zurückhaltung wird noch vergrößert durch die Ausbeutung der Angst bei der religiösen Erziehung der Jugend in fast allen Zeitaltern und bei fast allen Völkern, ausgenommen höchstens einige orientalische, bei denen die entgegengesetzte Tendenz, die Sehnsucht nach dem Tode, einen wichtigeren Platz einnimmt.

Freud hebt in seinem bedeutungsvollen Werke „Hemmung, Symptom und Angst"[1] hervor, daß die Angst grundsätzlich mit der Hilflosigkeit des Kindes zusammenhängt und daß eine ihrer frühesten Formen die Erkenntnis von der Abwesenheit der Mutter und die Angst, daß sie nicht wieder zurückkehren würde, sei, was die Furcht vor dem Tode biologisch mitenthält. Er weist auch auf die Tendenz hin, das unerträgliche Ereignis durch Zwischenschaltung einer augenblicklichen Leere zu isolieren, sobald die Angst ihren Höhepunkt erreicht; dadurch soll es als nicht geschehen hingestellt werden. Es handelt sich offenbar um eine Form plötzlichen Bewußtseinsverlustes, die der unter dem Namen „petit mal" bekannten verwandt ist. Diese Feststellungen verbunden mit den Handlungen und Gedanken des kleinen Kindes zu Zeiten von Unlust und in Beziehung gesetzt mit dem Erinnerungsmaterial dieser Frühzeit im späteren Leben, wie es sich sowohl durch Kinderanalyse wie durch direkte Beobachtung kranker und gesunder Kinder gewinnen läßt, all dies zusammengenommen wirft Licht auf die außerordentlich hoch zusammengesetzte Todesangst und ihr Gegenstück, den Wunsch nach dem Tode. Wir erkennen auf diese Weise ihre ursprüngliche Verbindung mit der Erkenntnis der Hilflosigkeit, die den primären Narzißmus der beginnenden Ichstruktur verwundet, und wir können feststellen, durch welche rudimentäre Kanäle das Kind zuerst die Existenz eines Ich und der Außenwelt kennen lernt und die Trennungslinie zwischen ihnen zu ziehen beginnt. Das Kind soll auch einige Kenntnis davon gewinnen, wie es dem Leben als unabhängiges Wesen gegenübertritt, es soll mit der Zeit entdecken, bis zu welchem Grad es mächtig ist und bis zu welchem Grad hilflos, wo es erfolgreich Einfluß nehmen kann und in welchen Fällen jede Anstrengung gegen den Widerstand der Außenwelt nutzlos ist.

Der Tod ist der Repräsentant jener Kräfte, über welche wir keine Gewalt haben, ein Riese, in dessen Hand wir schwach sind, dessen Ankunft jeden Augenblick stattfinden kann, aber dessen Aufforderung gehorcht werden muß; er ist unsichtbar und unberührbar und deshalb von einer Art des Unbekannten, die an und für sich schon Schrecken einjagt, so daß er in dieser Form immer gefürchtet werden muß. Hingegen kann

1) Ges. Schriften, Bd. XI.

der Tod gewünscht werden als ein selbstgesuchtes Ende und als ein Stück unserer Eigenmacht, als ein Akt unseres Willens, so wie die Erreichung des Nirwana durch den vollendeten Buddhisten, die mit Ausnahme der Dauer ganz ähnlich jenem leeren Moment ist, den das erschreckte Kind zwischenschaltet, um damit seine Angst zu erleichtern.

Die Todesangst ist in ihrer oberflächlichen Form verbunden mit bewußter Schuld durch die Einwirkung religiöser Lehren und erzieherischer Maßnahmen. Sie ist deutlich eine Begleiterscheinung des Ichideals und gewinnt deshalb einen hervorragenden Platz während des Heranwachsens, wo häufig der Versuch gemacht wird, Erleichterung in religiösen Übungen zu finden. Wir müssen der engen Verbindung eingedenk sein, die zwischen dem Schuldgefühl des Heranwachsenden und der Todesfurcht besteht.

Wir dürfen nicht übersehen, daß das Pubertätsschuldgefühl und die Todesangst durch die Pubertätsmasturbation mit einander verknüpft sind, die durch ihr Neuauftreten die Quelle starker Angstgefühle werden kann. Besonders Knaben erhalten überdies noch oft Warnungen, sei es nun mündlich oder durch kleine Bücher, die mit der Absicht geschrieben sind, das Schuldgefühl zu erwecken und den Leser davon zu überzeugen, daß es sich um eine schwere Sünde handelt, die den Tod der Seele sowohl als durch die Krankheiten, die sie hervorruft, den Tod des Leibes herbeiführt. Auch abgesehen von solchen Warnungen, finden wir den Knaben tieferschreckt durch seine ersten nächtlichen Ejakulationen, das Mädchen durch das Menstrualblut, wenn es diesbezüglich nicht vorher aufgeklärt worden ist. Beide Phänomene werden als Anzeichen von Krankheit oder bevorstehendem Tod aufgefaßt und erwecken Schuldgefühle, die sich wahrscheinlich auf ähnliche Reaktionen hinsichtlich der Onanie und Enuresis der frühen Kinderjahre gründen.

Von diesem Gesichtspunkt aus können wir die Bedeutung solcher Kindergewohnheiten für spätere neurotische Symptome verstehen und ihre Beziehung zu ausgesprochenen oder angedeuteten Drohungen, was uns zu einer anderen Seite der Todesangst bringt, die mit der Kastrationsangst eng verbunden ist. Diese ist so eng vereinigt mit der Todesangst, daß sie oft als deren Ursprung angesehen wurde. Wenn wir jedoch die kulturellen Konsequenzen der beiden in religiösen Institutionen oder strafrechtlichen Bestimmungen untersuchen, d. h. Opfertod und Verstümmlung, so finden wir, daß die letztere gewöhnlich als eine spätere Abschwächung der früheren Todesstrafe auftritt, was uns die Frage nahelegt, ob die Kastrationsangst nicht eine Folge der ursprünglichen Todesangst ist. Dieser Gedanke scheint auch mit dem gleichmäßigen Vorhandensein der Angst bei Männern und Frauen zu stimmen, sowohl wie mit ihrem besonderen Sinn

bei beiden Geschlechtern, so daß sie wie zwei Stämme aus derselben Wurzel wirken. Freud weist in seinem angeführten Werk deutlich darauf hin, wenn er feststellt, daß die Furcht, der die stärkste Dynamik im Leben der Frau zukommt, die Furcht vor dem Liebesverlust ist, welche als volles Äquivalent für des Mannes Furcht vor dem Verlust des Penis gelten kann. Wenn wir in diesem Sinn die Todesangst als eine Urangst auffassen, so finden wir, daß sie folgendermaßen symbolisiert werden kann:

I) Liebesverlust bedeutet Trennung von den Eltern, Verlust der Macht des Kindes über sie und die Vergrößerung ihrer Macht, des Kindes Zerstörung oder Tod zu verursachen.

II) Verlust des Penis, eine zweite Trennung von den Eltern, auch der Verlust der Fähigkeit, durch Koitus lebend zur Mutter zurückzukehren, aber die Möglichkeit, dies im selbstgesuchten Tod zu tun, der eine symbolische Wiedervereinigung bedeutet. Verlust der Kraft, keine Waffe, um mit ihr gegen den bewaffneten und stärkeren Vater zu kämpfen, der durch den gefürchteten und feindlichen Tod dargestellt wird. Nur die Selbstaufopferung des Kindes kann dem Vater die Macht nehmen, den Sohn zu töten. Sie kann auch den Verlust des eigenen Ich darstellen, das mit dem Penis identifiziert wird.

Demzufolge können wir zwei Formen der Todesvorstellung unterscheiden, den feindlichen oder gewaltsamen Tod, der die Söhne umbringt und die Aussetzung der Töchter verlangt, den unwillkommenen Vater-Tod und den ersehnten, sanften Mutter-Tod, die Regression zum pränatalen Stadium, das weder unbekannt noch gefürchtet ist.

Die Frau kann nicht wie der Mann den Ersatz einer symbolischen Rückkehr zur Mutter im Geschlechtsakt erlangen, selbst wenn sie diese wünschen sollte, sondern nur durch die Identifikation mit ihrem ungeborenen Kinde, wie dies von H. Deutsch ausgeführt worden ist. Doch nimmt der Todeswunsch der Frau bei der Ausführung des Selbstmordes oft die Form der Mutter-Regression an — Ertrinken oder Gaseinatmen. Am häufigsten finden wir aber den Todeswunsch und Selbstmordvorsatz bei Frauen, die vor kurzem den Vater, an den sie stark fixiert waren, verloren haben und nun nicht ohne ihn, alleingelassen mit der Mutter weiterleben wollen. In diesem Falle sehen wir den Inzestwunsch nach Vereinigung mit dem Vater im Grabe (der Mutter), der höchst kompliziert ist, da er die Feindseligkeit gegen die Mutter ebenso wie die Vereinigung mit ihr zeigt und gleichzeitig auch mit dem Vater. Das Mutter-Symbol, das Grab, kann gleichzeitig dazu dienen, die Schuld aufzuheben, während die Tat selbst der Tendenz entspringt, der Mutter zu entfliehen, der wahrscheinlich die stärkste Eifersucht galt.

Bezüglich der Angst vor dem Tode des feindlichen Vaters wollen wir einen Blick auf die primitiven Gebräuche werfen, da so viele Probleme psychologischer Entwicklung durch das Studium der Naturvölker gefördert wurden. Bisher wurde die Folge der Tatsache, daß der Urvater die heranwachsenden Söhne tötete, nicht genügend von der psa. Forschung gewürdigt als eine der Wurzeln der Angst, die bei Kindern sogleich auftritt, wenn sie dem Ärger ihrer Eltern begegnen.[1]

Der Vater bei den Primitiven konnte in seiner Wut das Kind vernichten; dies galt bei manchen Stämmen als selbstverständlich, bei anderen gab es besondere Strafandrohungen, die beweisen, daß diese Sitte einst vorherrschte, aber mit dem Fortschritt der Zivilisation abkam. Dennoch können auch heutigentags Eltern in ihrem Ärger Strafen und Drohungen anwenden, die mehr oder weniger direkt auf dieses Ziel hinweisen und das Kind dazu treiben, auszurufen: „Da will ich lieber fortgehen und mich umbringen." Die Eltern, die diese Worte hören, erklären oft, daß sie sich nicht daran erinnern können, durch welche Äußerungen dieselben heraufbeschworen worden sind — ein interessantes Beispiel von tendenziösem Vergessen. Dieselbe Vorstellung finden wir in den symbolischen Strafen, die in der modernen Kinderstube zur Anwendung kommen; die Verbannung, die den Tod ersetzt, besteht darin, daß das Kind hinausgeschickt wird, wo man es nicht sieht, oder in die Ecke gestellt, wo es die andern nicht sehen kann, oder sein Gesicht bedeckt, was dem Kind sowohl wie den Erziehern als ernstes Strafmittel imponiert. Man darf daran erinnern, daß in der Bibel mehreremal die Bedeckung des Gesichtes oder das Nichtmehrgesehenwerden als Darstellung des Todes benützt werden.

In alten Tagen war das Leben eines Kindes äußerst ungesichert. Der Vater hatte das Vorrecht, die Aussetzung nach der Geburt anzuordnen, und konnte auch in späteren Jahren einen Sohn oder eine Tochter töten, wenn es ihm notwendig erschien. Kinder konnten verkauft, gegessen oder verloren werden, was alles das Thema der Märchen bildet — die infolgedessen zu einem wichtigen Faktor wurden. Der ursprüngliche Zweck dieser Märchen war nicht nur die Unterhaltung der Kinder, denen es erzählt wurde. Es diente ebensosehr der Belehrung und Warnung, indem es die möglichen Folgen von verschiedenen Verhaltungsarten aufzeigte. Die guten und angenehmen Kinder wurden belohnt, die bösen, die kein Wohlgefallen erregten, bestraft; die Folge eines solchen Verhaltens war der Tod, wodurch dem

1) Mary Chadwick: Difficulties in Child Development. Ch. XII. Both Sides of the Oedipus Conflict. Allen and Unwin, London.

Kind hinreichend klar gezeigt wurde, daß das Streben danach, den Eltern zu gefallen, der Preis für deren Liebe und Schutz war, die allein das Leben garantieren konnten.

Aus den Märchen lernen wir, wie das Kind in diesen Urzeiten auf irgend eine Art verschwinden konnte, indem es hinausgetrieben wurde, im Walde verloren ging oder dem ersten besten Freier verheiratet wurde, mag es auch ein Riese oder Scheusal oder der Tod selbst gewesen sein. Wilde Tiere im Gebirge oder ein Ungeheuer konnten es zerreißen, wenn die Liebe der Eltern verwirkt war. So wurde Liebe und Leben in höchst wirkungsvoller Weise mit einander identisch, besonders für das Mädchen, deren Wert zu Hause von ihrer Nützlichkeit für die Mutter und ihrer Fähigkeit, dem Vater zu gefallen, abhing.

Von hier aus läßt sich verstehen, warum gerade die Frau von Kindheit auf lernt, daß es ihre Pflicht ist, zu gefallen, und daß der Verlust der Liebe den Verlust des Lebens bedeutet. Die Furcht vor dem Tode tritt so in enge Beziehung zu seinem Narzißmus, da die Schönheit die wichtigste Bürgschaft des Gefallens ist. Dies erklärt auch, warum die Furcht vor dem Tod in so enger Beziehung zur Menstruation steht, die gleichzeitig eine Beschränkung der Schönheit und der Nützlichkeit der Frau mit sich bringt und besonders bei unverheirateten Frauen eben deshalb von einer erhöhten Sehnsucht nach Liebe begleitet ist. Die Furcht vor dem Tode wird, wie wir bereits erwähnt haben, besonders stark während der Pubertät, die den Beginn des Sexuallebens des Erwachsenen bedeutet, in Verbindung mit der Schwangerschaft und Geburt und mit der Menopause, die für viele Frauen ein Vorbote des Todes ist und wie dieser gefürchtet wird.

Ein doppelter Faden zieht sich durch alle diese Formen der Todesfurcht: Machtverlust und Machtgewinn. Machtverlust als Furcht vor der Hilflosigkeit, deren Erscheinungsform die Verminderung der Macht ist, gerade dann, wenn diese angesichts des mächtigen Gegners am meisten gebraucht wird; eine andere Form der Hilflosigkeit ist die Unfähigkeit, dem wichtigen Liebesobjekte zu gefallen. Machtgewinn können wir im Todeswunsche beobachten. Im Tod flieht und überwindet man den Feind, der Tod wird als Gewinn unsterblicher Macht empfunden und manchmal für das ewige Leben gehalten.

Wir wollen uns nun zur frühen Kindheit wenden, um dort Fingerzeige zur Lösung dieses Rätsels zu finden, das nach wie vor den Doppelaspekt des „Vater-Todes“, feindlich von außen kommend, unfreiwillig und unvermeidlich, dagegen andererseits den des ersehnten „Mutter-Todes“ zeigt. Im Falle des Mädchens können beide Formen gleichermaßen feind-

lich und erwartet sein, da die Tochter die Eifersucht der Mutter fürchten und auch die Strafe des Vaters gewärtigen muß, falls es ihr nicht gelingen sollte, sein Gefallen zu erringen. Das kann Angst zur Folge haben und die quälende Furcht, zu mißfallen, die bei der Frau weit häufiger als beim Manne vorkommt; sie ist bereit, sich in jeder Weise zu opfern, um die Liebe eines anderen zu bewahren, sie entschuldigt sich für ihr bloßes Dasein. Sie fürchtet sich, Verpflichtungen einzugehen, obschon sie häufig versucht, sich andere zu verpflichten; wohl als Versuch, die ursprüngliche Lebensschuld vom Vater zurückzukaufen (dafür, daß er ihr zu leben erlaubte) oder um einen Rückhalt für die Zukunft zu haben; im Sinne einer Reserve, auf die sie zur Zeit schwindender Macht und des größten Bedürfnisses nach Liebe, zurückgreifen kann, wenn sie alt wird, ihre Schönheit welkt, und es immer schwerer wird, Gefallen zu erregen. Sehen wir Todesfurcht und Todeswunsch als die beiden Äußerungen des Bewußtwerdens der Hilflosigkeit und des Machtwunsches seitens des Kindes an, so bedingt dies eine Wertung der eigenen Person im Verhältnis zu einer Außenwelt, die sowohl wohlwollende, wie auch feindliche Wesen enthält, die beherrscht oder besänftigt werden können; ferner auch ein gewisses Maß des Begreifens jener Dinge, die die Außenwelt vom Ich unterscheiden. Mit einem Worte, eine Stufe der Ich-Entwicklung, die genügend scharf abgegrenzt ist, um auf einen Eingriff zu reagieren und um diesen mit der Furcht vor der Vernichtung des Ichs, sowie mit der Person zu assoziieren. In diesem Falle wäre man geneigt, anzunehmen, daß die Todesfurcht etwas später auftritt, als der Todeswunsch und dementsprechend wäre die Stufe des Todeswunsches eine noch tiefere Regression zum Pränatalen, wie dies andere Autoren auch gezeigt haben.

Auf Grund des Materials über Todesfurcht bei kleinen Kindern finden wir, daß diese unter folgenden Bedingungen erscheint:

1) als Folge des elterlichen Zornes, Drohungen und Bestrafungen, welche zur Äußerung führen „Lieber bringe ich mich um!"

2) als Folge von Todeswünschen gegen die Eltern, manchmal mit Schielen verbunden

3) als Folge von Einschränkungen körperlicher Natur bzw. verhinderter Muskeltätigkeit, welche dem Kinde den Schrei erpressen: „Du bringst mich um!"

4) als ein Korrelat der Furcht vor der Dunkelheit, oder der Furcht vor dem Erblinden, als Strafe für Todeswünsche oder Masturbation.

Verschiedene dieser Bedingungen der Todesangst sind wohl bekannt und häufig untersucht worden. In der gegenwärtigen Arbeit jedoch

möchte ich der dritten und vierten Bedingung besondere Aufmerksamkeit widmen. Die Einschränkungen körperlicher Natur, d.h. Beeinträchtigungen des kinästhetischen Gefühles, erregen heftige Reaktion und Angst im Kinde. Desgleichen die Verbindung von Blindheit mit Tod infolge der Beziehung zwischen den Begriffen des Sehvermögens und des Lebens, des Auges und des Ichs, bei englischen Kindern besonders determiniert durch den identischen Klang der Worte „*eye*" (Auge) als Sehorgan und „*I*" (ich) die eigene Person. Blindheit als Kastrationssymbol ist natürlich allgemein bekannt.

Jeder, der Kinder und Säuglinge gut kennt, weiß, daß die häufigsten Ursachen der Angst sind: Unfähigkeit sich zu bewegen, Festgehalten-Werden, Nicht-sehen-Können. Ein Säugling, dessen Häubchen, Decke oder Ärmel über Augen oder Hände gerutscht ist, schreit häufig in unverkennbarem Entsetzen auf und macht heftige Anstrengungen, um sich zu befreien.

Es scheint, daß Sehvermögen und Muskelgefühl, insbesondere aber das letztere, die beiden frühesten Träger des dämmernden Ichs sind. Beide stellen rudimentäre Mittel dar, durch welche das Kleinkind die Außenwelt subjektiv in einem recht großen Maße zu beherrschen lernt. Viele Säuglinge entdecken, daß sie ihre Allmacht durch das Sehvermögen ausüben können. Sie können dadurch Objekte nach Belieben und beliebig oft erscheinen und verschwinden lassen und werden Enttäuschung zeigen, wenn sie das nicht durchführen können. Sie unterliegen auch beträchtlicher Furcht infolge visueller Halluzinationen, die das Resultat visueller Projektionen sind. Diese können nicht willkürlich beherrscht werden, wie Forsyth in seiner Arbeit „The infantile Psyche" (The British Psychological Journal, April 1921), mit besonderer Berücksichtigung der visuellen Projektionen gezeigt hat. Die Kleinkinder kommen häufig infolgedessen zur Überzeugung, daß sie nicht nur die Objekte verschwinden lassen können, durch das Schließen der Augen, sondern daß ihre Augen tatsächlich das Gesehene erschaffen. Sie können durch dieses Verfahren Licht in Dunkel wandeln und sind erschreckt, weil sie nicht auch die Dunkelheit durch irgend eine entsprechende Methode bannen können. Dies wird häufig eine weitere Ursache für die Angst vor der Dunkelheit bilden und mag erklären, warum Francis Bacon in seinem „Essay on Death" den Vergleich verwendete „der Mensch fürchtet den Tod, wie das Kind sich fürchtet, ins Dunkel zu gehen." Verbunden mit dieser Angst der Kinder vor Gesichtseindrücken, die sie durch Schließen der Augen nichtexistent machen, findet man oft Material in den Assoziationen von Kindern und Erwachsenen, das zur Vermutung führt, das Geheimnis der

Urszene lasse sie dem Zeugnis ihrer Augen mißtrauen.[1] Das Thema der Subjektivität der Erscheinung gibt Kindern den Stoff zu endlosen Phantasien, ebenso auch die Identifizierung von Auge und Ich; schließlich kommen dazu noch die Phantasien über ihr winziges Spiegelbild, daß sie in den Augen anderer sehen. Beiläufig mag erwähnt werden, daß eine beliebte elterliche Antwort auf Kinderfragen über etwas Gesehenes, das die Eltern nicht anerkennen oder erklären wollen, lautet: „Das mußt Du geträumt haben." Das veranlaßt das Kind, dem Zeugnis seiner Augen eher zu mißtrauen, als der Aufrichtigkeit seiner Eltern. Das Kind kommt dann zur vorerwähnten Schlußfolgerung und spielt mit der Idee der Subjektivität der Erscheinung nach eigenem Gutdünken.

Ganz früh erkennen Kinder, daß der Tod ein Zustand der Unbeweglichkeit mit geschlossenen Augen ist. Das Erlöschen des Lebens und das Aufhören des Sehens bedeutet ihnen ewige Dunkelheit, welche auch die Bewegung hindert. Derselben Gleichung, Tod und Dunkelheit = geschlossene Augen, welche die Auslöschung des Ichs im Tode beinhaltet, scheint ein Glaube entsprochen zu haben, der bei den Ägyptern herrschte und sie veranlaßte, auf der Seite des Sarkophages zur Sicherung des ewigen Lebens das weitgeöffnete Auge aufzumalen.

Diese Idee des Erlöschens des Ichs ist die unerträglichste Komponente der Todesfurcht. Die größte Schwierigkeit für das Denken besteht in der Vorstellung eines negativen Zustandes, eines Zustandes des Nichtexistierens der Person oder der Diskontinuität der Existenz im Verhältnis zur Außenwelt. Dies beruht in gewissem Maße auf der frühen kindlichen Idee, daß Dinge, die man nicht sieht, zu existieren aufhören und daß die Objekte durch das Sehen erzeugt werden und subjektiv existieren. Eine der schwersten Ängste eines meiner Patienten war, daß die Welt fortdauern werde, auch wenn wir nicht mehr da sind, um sie zu sehen oder uns an ihr zu erfreuen. Er verband die Idee des Todes mit ewiger Finsternis und Isolierung, wo er weder irgend jemand sehen noch auch, falls er verloren ginge, gefunden werden könnte. Diese Vorstellung war in direkter Verbindung mit einer frühen Kindheitserinnerung: Seine Mutter war in einen Laden gegangen, und im Kinderwagen erwachend, entdeckte er sein Verlassensein.

Derartige Phantasien findet man häufig: es folgen hier die Phantasien zweier Patienten, deren Entwicklung durch den Tod des Vaters in früher Kindheit tief beeinflußt worden war. Beide glaubten, daß sie an seinem Tode mit schuld waren, und hatten das Gefühl, gewissermaßen auch tot zu sein, weil sie in den Augen oder Gedanken des Vaters ja nicht

1) Freud, „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose." Ges. Schriften Bd. VIII.

mehr existieren konnten. Der Vater des Mädchens hatte einmal gesagt: „In meinen Augen ist sie schön“ und „Sie hat nette Augen“, infolgedessen hatte ihre Schönheit aufgehört zu existieren, als er nicht mehr da war, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Der Junge wiederum identifizierte den toten Vater im Sarge mit dem Gehirn im eigenen Schädel. Er konnte nicht feststellen, wer größer sei, der Vater oder der Sohn. Er fühlte: wie der Vater in seinem Sohne weiterlebt, so sei er selbst als Teil seines Vaters nun tot und verwesend.

Wir haben festgestellt, daß das Kind seine Umgebung durch das Sehen bis zu einem gewissen Grad beherrschen kann; ebenso kann es durch Schließen der Augen die Isolierung oder Leere, welche unerwünschte Ereignisse auslöscht, erzeugen und tut das auch.[1] Die spontan geschlossenen Augen des Säuglings beherrschen dessen Universum teilweise und mögen in manchen Fällen eine rasche Regression zu augenblicklicher Bewußtlosigkeit, Symbol des Todes, veranlassen. Die Kehrseite dieser Selbstblendung zur Ausschließung unwillkommener Anblicke oder um unerwünschte Personen durch Verschwindenlassen symbolisch zu töten, ist die Verbannungsstrafe des schlimmen Kindes durch den zornigen Erwachsenen. Die damit verbundene Vorstellung der Blindheit ist die Masturbationsstrafe, d. h. Kastration, der „feindliche“ Tod, verhängt von fremden Mächten, welche das Kind aus dem Sichtbaren und aus dem Leben löschen. „Hebe dich hinweg und werde nicht mehr gesehen!“

Nun wollen wir zur Rolle zurückkehren, welche Einschränkungen körperlicher Natur in der Entstehung der Todesfurcht spielen. Das Kind lernt die Macht über sein eigenes Ich durch das Bewußtwerden der Lust an Muskelbewegung und Muskelerotik auf einer sehr frühen Stufe autoerotischer Libidoentwicklung schätzen. Erotisierung der Muskulatur kann auf diese Weise zu einer sehr hohen Besetzung führen. Das führt weiterhin zu einer entsprechend heftigen Reaktion auf körperliches Eingreifen der Außenwelt, wodurch Angst entsteht, die sich als Todesfurcht äußert und als Antwort auf Bewegungshemmung durch den Zugriff eines anderen den Schrei veranlaßt: „Laß los, du tötest mich.“ Derselbe Gedanke erscheint in der allgemeinen Verwendung des Ausdrucks „die eisige Hand des Todes“ oder „in den Klauen des Todes“ und erinnert an das Verhalten mancher Tiere, die, wenn man sie fängt, sofort alle Muskeln erschlaffen lassen und sich tot stellen; sie hoffen, ihr Gegner werde das Interesse an einem leblosen Gefangenen verlieren und ihn wegwerfen.

Bei Menschen, die sich vor der Narkose fürchten, zeigt sich dieser Haß

1) Freud, Hemmung, Symptom und Angst, Ges. Schr., Bd. XI.

und diese Furcht vor Einschränkungen körperlicher Natur und vor Angefaßtwerden in dem schmerzlichen Gefühle, die Herrschaft über Sinne und Muskeln zu verlieren. In dieser Einbuße der Herrschaft über die Motilität fühlen sie, daß der Besitz ihrer selbst, das Ich und das Über-Ich, bedroht sind. Sie werden sich einerseits gegen den Angriff des Chirurgen nicht verteidigen können, andererseits fürchten sie, „daß sie etwas Schreckliches tun könnten", einen Ausbruch der Es-Triebe, welcher das Über-Ich, welches durch das Narkotikum seine Herrschaft verloren hat, demütigen könnte. Diejenigen, die Patienten bei der Narkose oder beim Erwachen aus der Narkose zu beobachten Gelegenheit hatten, wissen, daß diese Befürchtungen nur allzuoft in der Realität zutreffen. Es ist keineswegs selten, daß der Patient wie um sein Leben kämpft, solange das Narkotikum nicht seine volle Wirkung erreicht hat, häufig ist der Schrei „Laßt mich los!", und man kennt Fälle, in denen der Patient sich losriß und einen entschlossenen Angriff auf den Narkotiseur ausführte. In einem dieser Fälle litt der Narkotiseur gleichfalls an einer wohlentwickelten Todesangst, floh aus dem Operationszimmer, sperrte die Türe ab, und wartete draußen schreckensvoll, indes der Patient alles zertrümmerte, was ihm unter die Hände fiel.

Dieselbe heftige Reaktion beim Angefaßtwerden findet sich bei Erwecken aus tiefem Schlaf; ferner beim bewußtlosen Patienten, der an den Folgen von Gehirnerschütterung, Meningitis oder irgendeinem anderen akuten zerebralen Prozeß leidet.

Alle werden sie eine weitgehende Verstörtheit oder Reizbarkeit an den Tag legen, wenn man sie berührt oder sie aufdeckt, eine Eigenschaft, die sie mit gewissen schwereren Psychosen teilen.

Ferenczi entwickelt in seiner schönen Arbeit „Psychoanalytische Betrachtungen über den Tic" (diese Zeitschrift, Bd. VII., 1921) die nahe Verbindung zwischen dieser Muskelinnervation und dem primären Narzißmus. Er verweist auf die charakteristische Reizbarkeit von Epileptikern und Schizophrenen, die auch abnorme Muskelbewegungen, wie Spasmus und leichenartige Rigidität, zeigen. Ferner betont er die Beziehungen zwischen der psychologischen Veranlassung der Tics und den Störungen der Ichentwicklung in Konflikten auf einer außerordentlich frühen Stufe.

Mit Bezug auf die Korrelation des primären Narzißmus und der Muskelerotik, der Bewußtlosigkeit als heilender Leere und des Phänomens der geschlossenen Augen als Todessymbol will ich diese Arbeit mit einigen Beispielen aus der Analyse einer meiner Patientinnen beschließen. Es handelt sich um ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, die seit ihrem siebenten Jahre an epileptiformen Attacken litt. Sie litt ferner an

rekurrierender Todesangst und zeigte eine interessante Symptomatik mit Bezug auf: geschlossene Augen, ihr Verhalten zu Vater und Mutter, Liebe zum Tanz als Muskelbewegung und außerordentliche Empfindlichkeit gegenüber jeder Störung ihrer Freiheit. Dazu kamen oben erwähnte Anfälle von Bewußtlosigkeit, die sowohl Epilepsie als auch Tod simulierten.

So oft sie irgendein unangenehmes Ereignis zu isolieren versuchte oder ungeschehen machen wollte, traten diese Erscheinungen auf. Sie schloß dann ihre Augen der Welt und wurde eine Zeitlang bewußtlos, bis der Zorn der Verwandten zärtlicher Besorgnis gewichen war. In ihrer Bewußtlosigkeit beschimpfte und schlug sie manchmal die Mutter, beschuldigte sie, daß sie sie töten wolle, und sagte, daß sie sich lieber umbringen wolle, da ihr gegenwärtiges Leben unerträglich sei. Sie hatte auch die Gewohnheit, „die Augen zu schließen gegenüber Personen", die sie unerträglich geärgert hatten, um sie sowohl aus ihrem Sehkreis wie aus dem Dasein zu verbannen, sie so endgültig zu vernichten, wie sie sich auch die Umwelt und sich selbst durch ihre Bewußtlosigkeitsattacke ausgelöscht hatte. Die erste dieser Attacken folgte charakteristischerweise einem Luftangriff, bei welchem sie befürchtete, umgebracht zu werden. Es war ein Angriff bei hellichtem Tag und sie machte gerade Einkäufe. Sie wußte nicht, wie sie nach Hause gekommen war; im Laufen verlor sie die Pakete aus dem Korb und deren Verlust kam ihr erst zum Bewußtsein, als sie ihn zu Hause entdeckte. Ihr Vater war Offizier in der indischen Armee; sie war ihm innig zugetan und er erwiderte dieses Gefühl, doch hatte sie ihn nicht mehr wiedergesehen, seitdem sie in ihrem dritten Jahre mit der Mutter aus Indien zurückgekehrt war. In diesem Falle scheint die Trennung vom geliebten Vater eine tiefe Amnesie für das vor diesem Zeitpunkt Erlebte veranlaßt zu haben, denn sie konnte zu Beginn der Analyse nichts von ihrem Leben in Indien noch von der Heimreise erinnern, außer dem, was ihr erzählt worden war. Sie hatte zahlreiche Phantasien über die Wiederkehr ihres Vaters zu ihrer Hochzeit und über die Geschenke, die er ihr mitbringen würde; eines von diesen sollte ein Brautschleier aus Spitzen sein, was an die interessante Symbolik alter Hochzeitsbräuche erinnert.

In den Symptomen dieses Mädchens erkennen wir den Todeswunsch, der sich in der wiederkehrenden zeitweiligen Abwendung von der Welt äußert; dann die Wendung zum „Mutter-Tod", die Angst vor der Mutter, die während der Anfälle gezeigte Feindseligkeit. Denn sie fühlte, daß die Mutter den Vater von ihr fernhielt und sie auch am Tanzen mit ihren Freunden hinderte. Zugleich aber fürchtete sie den Tod, sowohl von den feindlichen Soldaten wie auch von irgendeiner unbestimmten

Seite, besonders gegen Jahresschluß. Jedem Anfall ging der Schrei voraus: „Mutter, ich sterbe." Dies brachte die Mutter zu ihr, so daß das Mädchen ihr ohnmächtig in die Arme sinken konnte; aber während des Anfalles beschuldigte sie die Mutter häufig, sie umzubringen, und wünschte, sie möge weggehen.

In einer Arbeit von Forsyth, „Rudiments of Characterformation",[1] wird dieser Typ der Flucht in die Bewußtlosigkeit mit dem Streben der Frommen nach dem Nirwana verglichen. Diese Flucht begleitet der Ausdruck persönlicher Macht; das zeigt sich in den Krämpfen und epileptiformen Anfällen der Kleinkinder und Säuglinge, wenn diese in Wut gebracht werden oder das Gefühl ihrer vollkommenen Hilflosigkeit haben. Ebenso wies Alexander nach,[2] daß hier eine Verwandtschaft zwischen dem Trancezustand, den der Yoghi willkürlich erzeugt, und dem primären Narzißmus besteht. Hier wird die Herrschaft über das Selbst, über die feindliche Außenwelt und über den körperlichen Schmerz durch einen Zustand der Bewußtlosigkeit und der physischen Regungslosigkeit erreicht. Dies ist einerseits höchste Muskelbeherrschung, aber andererseits ein an den Tod grenzender Zustand, verwandt der Katalepsie, Katatonie und der vorgeschrittenen Dementia praecox.

Typischerweise findet man in den frühen Stadien der kindlichen Dementia praecox Todesangst, durch Behinderung körperlicher Natur verursachte Angstzustände, Muskelspasmen und Überbesetzung der Muskelerotik; das zeigt sich in wiederholten rhythmischen Bewegungen, deren Unterbrechung von außen meistens äußerste Gereiztheit oder Angst hervorruft. Wir finden in den charakteristischen Phantasien dieser Kinder nicht nur das Thema der Regression zu einem pränatalen Zustand der Regungslosigkeit, sondern auch jenes der gegen andere, meist gegen den Vater, gerichteten oder auch an der eigenen Person von einem Feinde erlittenen Gewalt; in anderen Worten, sowohl Todeswünsche wie Todesfurcht.

Bei Kindern mit einer hochentwickelten Todesfurcht und ebensolchen Todeswünschen findet man häufig ein magisches Ritual, das nicht nur den Tod jener Personen, die gefürchtet sind, bewirken soll, sondern auch Wiederbelebungszeremonien enthält, die die eigenen und die von anderen herrührenden Todeswünsche ungeschehen machen sollen. Im Prinzip bedeutet dies den Versuch, über den allmächtigen Tod zu herrschen, in ihren eigenen Händen die Vernichtung und die Wiederbelebung der zum Tode Verurteilten zu halten. Nach der Erreichung dieses Zieles forschen sie

1) „Psychoanalytical Review" 1921.
2) Der biologische Sinn psychologischer Vorgänge. Imago, Bd. IX, 1923.

nach weiteren Riten oder Phantasien der Zeugung und Selbstzeugung; mit anderen Worten, sie erstreben die Allmacht Gottes, der die Macht über Leben und Tod hat, wodurch sie mächtiger als die Eltern selbst werden.[1]

Zahlreiche Kinder können einen temporären Stillstand der seelischen Funktionen oder aber eine körperliche Anästhesie durch intensive Starrheit erzeugen, also durch eine Todessimulation, analog dem Versuch eines gefangenen Tieres, das der Gewalt eines Gegners entrinnen will. Das Tier erzielt diesen Zustand durch den entgegengesetzten Mechanismus: durch vollkommene Erschlaffung. In der Phantasie, wenn nicht anders, erringen diese Kinder die angestrebte Macht durch Muskelbeherrschung dieser Art als Kompensation für den primären Narzißmus, um sich die Qual der Demütigung zu ersparen, eine größere Macht, als die eigene es ist, anzuerkennen. Schon diese Demütigung würde Angst verursachen und das Gefühl einer Gefahr für das Ich auslösen, das später zur Todesangst wird. Nachgeben bedeutet diesen Kindern Tod oder Gefangenschaft des Ichs, Macht- oder Liebesverlust. Dazu kommen die primitiven Todeswünsche gegen den mächtigeren Feind, die die unbewußten Schuldgefühle aus jener längst vergangenen Zeit provozieren, als der Vater die Opposition des Kindes noch mit dem Tode bestrafte.

---

1) Vgl. Ernest Jones: Der Gottmensch-Komplex. Diese Zeitschrift, Bd. I, 1913. Mary Chadwick: Gott-Phantasie bei Kindern. Imago, Bd. XIII, 1927.

Weiblichkeit als Maske

Von

Joan Riviere

London

Jede Richtung, in welche sich die analytische Forschung erstreckte, hat das Interesse von Ernest Jones auf sich gezogen. Da sich nun in den letzten Jahren die Forschung eingehender der Entwicklung des weiblichen Geschlechtslebens zuwandte, finden wir natürlich eine seiner Arbeiten unter den wichtigsten Beiträgen über dieses Thema. Mit der ihm eigenen Gabe, sowohl unsere bisherigen Kenntnisse klarzulegen als auch sie durch eigene Beobachtungen zu ergänzen, behandelt er, wie immer, lichtvoll das Material.

In seiner Arbeit „Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität"[1] skizziert er ein grobes Schema der weiblichen Entwicklungstypen, die er vorerst in heterosexuelle und homosexuelle einteilt, um nachträglich die homosexuelle Gruppe in zwei Untertypen zu teilen. Er erkennt die grob schematische Natur seiner Einteilung an und setzt eine große Anzahl Zwischentypen voraus. Eine dieser Zwischentypen beschäftigt mich nun in diesen Ausführungen. Im Alltagsleben treffen wir ständig Männer- und Frauentypen, die bei ausgesprochen heterosexueller Entwicklung manifeste Züge des anderen Geschlechtes zeigen. Dies wurde als ein Ausdruck der uns allen innewohnenden Bisexualität angesehen und die Analyse hat uns gezeigt, daß die Verstärkung homosexueller oder heterosexueller Charakterzüge oder Geschlechtsäußerungen vielfach das Endresultat von Konflikten und nicht notwendigerweise Beweis einer angeborenen Triebrichtung ist. Die Differenz zwischen homosexueller und heterosexueller Entwicklung wird mitbestimmt durch die Angstquantitäten und die Verarbeitung, die die Angst in der individuellen Entwicklung gefunden hat. Ferenczi wies auf eine ähnliche Reaktion des Verhaltens hin,[2] und zwar, daß homosexuelle Männer

1) Diese Zeitschrift, Bd. XIV (1928).

2) Zur Nosologie der männlichen Homosexualität. Bausteine zur Psychoanalyse, Int. PsA. Verlag.

ihre Heterosexualität als „Abwehr“ gegen ihre Homosexualität übertreiben. Ich will versuchen, zu zeigen, daß Frauen mit Männlichkeitswünschen zur Vermeidung der Angst und der vom Manne gefürchteten Vergeltung eine Maske der Weiblichkeit anlegen können.

Es ist also ein besonderer Typ der intellektuellen Frau, mit dem ich mich hier befasse. Vor nicht allzu langer Zeit verbanden sich intellektuelle Zielsetzungen der Frau fast ausschließlich mit einem manifest maskulinen Frauentyp, der in ausgesprochenen Fällen aus seinem Wunsche, ein Mann zu sein, kein Geheimnis machte. Dies hat sich heute geändert. Es wäre schwer zu sagen, ob die Mehrheit der heute in Berufsarbeit stehenden Frauen in der Art ihrer Lebensführung und ihres Charakters weiblich oder männlich ist. Man trifft im Universitätsleben, im ärztlichen Berufe und im Geschäftsleben beständig Frauen, die jede Erwartung vollkommener weiblicher Entwicklung zu erfüllen scheinen. Sie sind vorzügliche Gattinnen und Mütter, tüchtige Hausfrauen; sie führen ein geselliges Leben und fördern die Kultur, sie ermangeln nicht weiblicher Interessen, z. B. in ihrer persönlichen Erscheinung. Wenn es darauf ankommt, können sie auch die Zeit finden, um in einem weiten Kreise von Verwandten und Freunden die Rolle eines hingebungsvollen, selbstlosen Mutterersatzes zu spielen. Zugleich erfüllen sie die Pflichten ihrer Berufe nicht schlechter als der Durchschnittsmann. Es stellt wirklich ein Problem dar, wie man diesen Typ psychologisch klassifizieren soll.

Im Laufe der Analyse einer Frau dieser Art machte ich einige interessante Entdeckungen. Sie entsprach in beinahe jeder Einzelheit der eben gegebenen Beschreibung. Ihr vortreffliches Verhältnis zu ihrem Gatten schloß eine sehr nahe zärtliche Beziehung zwischen den beiden mit vollem und häufigem Geschlechtsgenuß ein. Sie war auf ihre Tüchtigkeit als Hausfrau stolz. Sie hatte ihren Beruf stets mit bemerkenswertem Erfolg ausgeübt. Sie besaß einen hohen Grad von Realitätsanpassung und sie konnte mit beinahe jeder Person, mit der sie in Kontakt kam, gute und entsprechende Beziehungen unterhalten.

Gewisse Erscheinungen in ihrem Leben zeigten jedoch, daß ihr seelisches Gleichgewicht nicht ganz so intakt war wie es schien. Nach jedem Auftreten, wie z. B. nach einer öffentlichen Rede (ein wesentlicher Teil ihrer Arbeit bestand in Vorträgen), trat Angst, manchmal in sehr hohem Masse auf. Trotz ihres zweifellosen Erfolges und ihrer Begabung — sowohl was ihre produktive Arbeit, wie auch ihre Fähigkeit, mit einer Hörerschaft fertig zu werden und Diskussionen zu leiten usw., betraf — war sie während der ganzen darauffolgenden Nacht aufgeregt und ängstlich; Befürchtungen, etwas Ungehöriges getan zu haben, und zwanghaftes Be-

dürfnis nach Beruhigung stellten sich ein. Dieses Bedürfnis nach Beruhigung drängte sie nun zwangsartig dazu, bei jeder solchen Gelegenheit irgendwelche Aufmerksamkeit oder ein schmeichelhaftes Verhalten seitens eines oder mehrerer Männer am Schluß der Sitzungen, während der sie gesprochen hatte, zu suchen. Es wurde bald klar, daß die zu dem Zwecke gewählten Männer stets unzweifelhafte Vaterfiguren waren — obgleich häufig keineswegs Persönlichkeiten, deren Urteil über ihre Leistung wirklich ein besonderes Gewicht gehabt hätte. Es war klar, daß zwei Arten der Beruhigung von diesen Vaterfiguren angestrebt wurde: erstens eine direkte Bestätigung schmeichelhafter Art über ihre Leistung, zweitens und weit wesentlicher eine indirekte Bestätigung in der Form sexueller Aufmerksamkeiten von seiten dieser Männer. Die Analyse ihres Verhaltens nach öffentlichem Auftreten zeigte, daß sie sich um sexuelles Entgegenkommen seitens dieses besonderen Männertyps mit Hilfe eines mehr oder weniger verhüllten Kokettierens und Flirtens bemühte. Der außerordentliche Widerspruch dieser Haltung zu ihrer hochgradig unpersönlichen und objektiven Einstellung während der intellektuellen Leistung — der sie zeitlich so rasch folgte — stellte ein Problem dar.

Die Analyse zeigte, daß die Ödipussituation der Rivalität mit der Mutter außerordentlich akut gewesen und niemals befriedigend gelöst worden war. Später komme ich darauf zurück. Nebst dem Konflikt mit der Mutter war indessen auch die Rivalität mit dem Vater sehr groß. Ihre intellektuelle Arbeit, welche sich der Form von öffentlichem Reden und Schreiben bediente, gründete sich auf die unzweideutigen Identifikation mit ihrem Vater, welcher zuerst Schriftsteller gewesen war und dann zum politischen Leben überging. Ihre Pubertät war durch bewußte Auflehnung, Rivalität und Verachtung gegen ihn charakterisiert gewesen. Träume und Phantasien dieser Art, in welchen sie den Gatten kastrierte, wurden von der Analyse häufig enthüllt. Sie hatte ganz bewußte Rivalitätsgefühle und Ansprüche auf Überlegenheit den zahlreichen Vaterfiguren gegenüber, um deren Gunst sie dann nach ihrem eigenen Auftreten warb. Die Zumutung, daß sie nicht ihresgleichen sein könnte, nahm sie bitter übel und lehnte jeglichen Gedanken daran, deren Urteil oder Kritik unterworfen zu sein, schroff ab. Darin entsprach sie klarerweise einem der Typen, die Ernest Jones skizziert hat: der ersten Gruppe homosexueller Frauen, welche die „Anerkennung“ ihrer Männlichkeit durch andere Männer wünschen, ohne sich für andere Frauen zu interessieren, und den Anspruch darauf machen, den Männern gleich zu sein, in anderen Worten: Mann zu sein. Ihre Erbitterung war ihr wohl bewußt, sie hütete sich aber ihr Ausdruck zu geben; öffentlich anerkannte sie ihre Weiblichkeit.

Die Analyse erklärte ihr zwangsmäßiges Flirten und Kokettieren — das in Wirklichkeit kaum bewußt geworden war und erst durch die Analyse manifest wurde, — in folgender Art: Es handelte sich um einen unbewußten Abwehrversuch der Angst, die durch die Bedrohungen entstehen würde, welche sie von den Vatergestalten wegen ihrer intellektuellen Leistungen erwartete. Die öffentliche Exhibition ihrer intellektuellen Tüchtigkeit, die an und für sich erfolgreich durchgeführt wurde, bedeutete eine Schaustellung ihrer selbst, mit dem Penis des Vaters, dessen sie ihn beraubt hatte. Nach Beendigung dieser Schaustellung wurde sie von einem entsetzlichen Grauen vor der Vergeltung, welche der Vater dann ausüben würde, erfaßt. Es war offenbar ein Schritt zur Versöhnung des Rächers, wenn sie versuchte, sich ihm sexuell anzubieten. Es zeigte sich dann, daß dieselbe Phantasie in ihrer Kindheit und Jugend, die sie in den Südstaaten Amerikas verbracht hatte, häufig aufgetreten war. Sie wollte sich, falls ein Neger sie angegriffen hätte, verteidigen, indem sie ihn dazu brachte, sie zu küssen und ihr den Hof zu machen (mit dem Ziele, ihn dann der Gerechtigkeit zu überliefern). Das Zwangsbenehmen hatte jedoch eine weitere Determinante. In einem Traume, welcher einen dieser Kindheitsphantasie ziemlich ähnlichen Inhalt hatte, *war sie angsterfüllt allein im Hause beim Wäschewaschen. Dann kam ein Neger herein und fand sie mit aufgerollten Ärmeln und nackten Armen. Sie widerstand ihm mit der heimlichen Absicht, ihn sexuell anzuziehen, und er begann ihre Arme zu bewundern und diese und ihre Brüste zu streicheln.* Die Deutung ergab, daß sie in ihrer Phantasie Vater und Mutter getötet und alles für sich beschlagnahmt hatte (allein im Hause). Sie wurde von Vergeltungsangst erfaßt (erwartete Schüsse durchs Fenster) und verteidigte sich, indem sie eine Dienerinnenrolle spielte (Wäsche waschen) — durch Abwaschen von Schmutz und Schweiß — Schuld und Blut — von allem, was sie durch die Tat erlangt hatte, sowie dadurch, daß sie sich als eine kastrierte Frau „verkleidete". In dieser Verkleidung konnte der Mann an ihr keinen gestohlenen Besitz finden, dessen Wiedererwerb einen Angriff auf sie nötig machte. Er fand sie ferner als Liebesobjekt anziehend. Das Ziel ihres Zwanges war nicht, sich einfach Beruhigung durch Erweckung freundlicher Gefühle bei einem Manne zu sichern. Es war hauptsächlich eine Verstärkung der Sicherheit durch Vorspiegelung der Unschuld. Es war eine zwangsmäßige Umkehrung ihrer intellektuellen Leistung. Beide zusammen bildeten die zweizeitige Handlung der Zwangsneurose, wie ja auch ihr Leben als Ganzes aus alternativen maskulinen, und femininen Betätigungen bestand.

Vor diesem Traume hatte sie Träume von Leuten, welche Larven um

das Gesicht banden, um Unheil zu vermeiden. Einer dieser Träume handelte *von einem hohen Turme, welcher über den Rand eines Berges geschoben wurde und auf die Einwohner eines darunterliegenden Dorfes stürzte; doch die Einwohner banden Masken um und entgingen so dem Verderben.*

Weiblichkeit konnte also vorgeschützt und als eine Maske getragen werden, — sowohl um den Besitz der Männlichkeit zu verbergen wie auch um die Bestrafung zu vermeiden, wenn der Besitz dieser Männlichkeit bei ihr entdeckt wurde, geradeso wie der Dieb seine Taschen umkehrt und die Durchsuchung verlangt, um zu beweisen, daß er das Gestohlene nicht hat. Der Leser mag nun fragen, wie ich denn Weiblichkeit definiere oder wo ich eine Grenze zwischen echter Weiblichkeit und solcher Maskerade ziehe. Ich behaupte jedoch keineswegs, daß es einen solchen Unterschied gäbe; ob fundamental oder oberflächlich — es handelt sich um dieselbe Sache. Die Befähigung zur Weiblichkeit war in dieser Frau vorhanden; man könnte sogar sagen, daß sie in der vollkommen homosexuellen Frau existiert. Wegen ihrer Konflikte aber stellte nicht dies die Hauptlinie ihrer Entwicklung dar; es wurde weit eher als ein Mittel zur Angstvermeidung denn als primäre Quelle der sexuellen Lust benützt.

Zur Beleuchtung dieser Behauptung will ich kurz einige Einzelheiten erwähnen. Sie hatte spät — mit 29 Jahren — geheiratet; sie hatte große Angst vor der Defloration gehabt und sich das Hymen vor der Verehelichung durch eine Ärztin entfernen lassen. Ihre voreheliche Einstellung zum Sexualverkehr war ein fester Entschluß, die Lust und das Vergnügen, welche, wie sie wußte, manche Frauen beim Orgasmus empfanden, und überhaupt den Orgasmus zu erreichen und zu durchleben. Sie fürchtete sich vor Impotenz in genau derselben Weise wie ein Mann. Sie war entschlossen, gewisse frigide Mutterfiguren zu übertreffen, in tieferen Schichten aber wollte sie sich vom Manne nicht besiegen lassen.[1]

Wirklich erreichte sie volle und häufige Sexuallust mit vollkommenem Orgasmus. Es ergab sich aber die Einsicht, daß die Befriedigung dabei von der Art der Beruhigung und der Wiedererlangung von etwas Verlorenem war, aber nicht das Endziel der reinen Lust darstellte. Die Liebe des Mannes gab ihr ihre Selbstachtung zurück. Als während der Analyse die feindlichen Kastrationsimpulse gegen den Gatten zur Oberfläche drängten, war der Wunsch nach einem Verkehr sehr herabgesetzt und sie hatte Perioden relativer Frigidität. Die Maske der Weiblichkeit wurde weg-

1) Bei mehreren weiblichen Analysanden habe ich eine derartige Einstellung gefunden; die selbstverordnete Defloration bei beinahe allen (fünf Fälle). Dieser symptomatische Akt wird im Lichte von Freuds „Tabu der Virginität" aufschlußreich.

gerissen. Sie erschien nun als kastriert (leblos — unfähig zur Lust) oder aber vom Wunsche beseelt, zu kastrieren (daher die Angst, den Penis zu empfangen oder ihre Befriedigung darüber durch ihre Lust zu äußern). Als ihr Gatte eine Zeitlang eine Liebesbeziehung zu einer anderen Frau hatte, entdeckte sie in sich eine sehr intensive Identifikation mit ihm, die sich auf ihre Nebenbuhlerin bezog. Es ist überraschend, daß sie keine homosexuellen Erlebnisse gehabt hatte (außer mit einer jüngeren Schwester vor der Pubertät). Während der Analyse stellte sich aber heraus, daß dieser Mangel durch häufige homosexuelle Träume mit vehementem Orgasmus kompensiert wurde.

Man kann im Alltagsleben beobachten, daß die Maske der Weiblichkeit sonderbare Formen annimmt. Eine tüchtige Hausfrau meiner Bekanntschaft ist eine Frau von großer Geschicklichkeit und kann in eigener Person ohne weiteres typisch männliche Geschäfte erledigen. Wenn aber z. B. ein Baumeister oder Dekorateur ins Haus gerufen wird, verbirgt sie zwanghaft ihre sämtlichen technischen Kenntnisse vor ihm und zeigt sich dem Arbeiter gegenüber unterwürfig, indem sie ihre Anordnungen in einer unschuldigen und naiven Art trifft, als ob sie „glücklich erraten" wären. Sie hat mir gestanden, daß sie selbst dem Fleischer und dem Bäcker gegenüber, die sie in Wirklichkeit mit eiserner Energie ihrem Willen unterwirft, nicht offen einen festen und klaren Standpunkt einnehmen kann; sie fühlt sich sozusagen „eine Rolle spielen" — sie benimmt sich wie eine etwas ungebildete, törichte und verwirrte Frau. In allen anderen Beziehungen des Lebens ist diese Frau eine anmutige, begabte und gebildete Dame und kann ihre Geschäfte durch ihr vernünftiges Verhalten ohne irgendwelche Winkelzüge besorgen. Diese Frau ist nunmehr fünfzig Jahre alt, doch sagt sie mir, daß sie als junge Frau bei Verhandlungen mit Männern, wie etwa Trägern, Kellnern, Droschkenkutschern, Kaufleuten oder irgendwelchen andern als feindlich vorgestellten Vaterfiguren, wie Ärzten, Baumeistern und Rechtsanwälten, an sehr schwerer Angst litt; überdies stritt sie häufig mit solchen Männern, hatte Auseinandersetzungen mit ihnen, beschuldigte sie, daß sie sie zu betrügen versuchen, usw.

Ein anderer Fall aus der Alltagsbeobachtung ist der einer gescheiten Frau — Gattin und Mutter — die an der Universität einen abstrusen Gegenstand, der Frauen selten anzieht, lehrt. Wenn sie nicht für Studenten, sondern für Kollegen eine Vorlesung hält, wählt sie besonders weibliche Kleider. Ihr Benehmen bei diesen Gelegenheiten zeigt auch einen unangemessenen Zug: sie wird schnippisch und scherzhaft, so sehr, daß ihr dies bereits Bemerkungen und Kritiken eingetragen hat. Sie muß die Situation der Schau-Stellung ihrer Maskulinität vor Männern als ein

„Spiel“ behandeln — als etwas nicht Wirkliches — als einen „Scherz“. Sie kann sich und ihren Gegenstand nicht ernsthaft behandeln — kann sich nicht wirklich als mit Männern gleichgestellt betrachten. Durch ihr schnippisches Verhalten kann sie auch einen Teil ihres Sadismus an den Mann bringen. Daraus resultiert auch die Mißbilligung, die sie erregt.

Viele andere Beispiele könnten angeführt werden. Einem ähnlichen Mechanismus bin ich in der Analyse manifest homosexueller Männer begegnet. In einem solchen Falle mit schwerer Hemmung und Angst spielte die homosexuelle Aktivität in der Wirklichkeit eine untergeordnete Rolle. Die Quelle des stärksten geschlechtlichen Genusses war die Masturbation unter besonderen Bedingungen, und zwar vor dem Spiegel in bestimmter Kleidung. Die Erregung trat ein, wenn er sich mit in der Mitte gescheiteltem Haar und einer gebundenen Krawatte sah. Es stellte sich heraus, daß diese ungewöhnlichen „Fetische“ dazu dienten, ihn als seine Schwester zu verkleiden; Haar und Krawattenschleife waren von ihr übernommen. Seiner bewußten Einstellung nach wünschte er sich, eine Frau zu sein; seine manifesten Beziehungen mit Männern waren jedoch nie dauernd gewesen. Im Unbewußten war seine homosexuelle Einstellung aber durchaus sadistisch und auf Rivalität mit dem Manne begründet. Seine sadistischen Phantasien und die Vorstellung vom Besitz eines Penis konnten sich nur hervorwagen, wenn er dadurch gegen Angst gesichert wurde, daß er sich im Spiegel „als Frau verkleidet“ sah.

Kehren wir zu dem zuerst beschriebenen Fall zurück. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese Frau hinter ihrer scheinbar befriedigenden Heterosexualität gut bekannte Äußerungen des Kastrationskomplexes zeigte. Frau Horney hat als erste auf die aus der Ödipussituation stammenden Quellen des weiblichen Kastrationskomplexes hingewiesen; die Feststellung, daß die Weiblichkeit auch als Maske verwendet werden kann, bedeutet vielleicht hier einen weiteren Schritt in der Analyse der weiblichen Entwicklung. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus die ersten Phasen der Libidoentwicklung dieser Patientin.

Ich trage erst noch die Schilderung ihrer Beziehungen zu Frauen nach. Sie empfand fast jede Frau, die entweder hübsch oder geistig höherstehend war, bewußt als Konkurrentin. Sie hatte bewußte Haßregungen gegen fast jede Frau, mit der sie mehr zu tun hatte, konnte aber trotzdem ein ganz gutes Verhältnis herstellen, wo es sich um dauernde oder nahe Beziehungen zu Frauen handelte. Das gelang ihr fast ausschließlich dadurch, daß sie sich ihnen unbewußt in irgendeiner Weise überlegen fühlte (ihre Beziehungen zu Untergebenen waren immer ausgezeichnet). Darauf beruhte auch zum großen Teil ihre Tüchtigkeit als Hausfrau. Auf diese Weise übertraf sie

ihre Mutter, errang deren Beifall und bewies ihre Überlegenheit über ihre „femininen" Rivalinnen. Ihre intellektuellen Leistungen hatten zweifellos zum großen Teil denselben Zweck. Auch dadurch bewies sie auf diesem Gebiete ihre Überlegenheit über ihre Mutter; seit der Pubertät hatte sie offenbar mit Frauen mehr in intellektuellen Leistungen als auf dem Gebiet der Schönheit rivalisiert, denn wo es auf Schönheit ankam, konnte sie ja gewöhnlich ihre Zuflucht in der Überlegenheit ihres Verstandes finden.

Die Analyse ergab, daß alle diese Verhaltungsweisen Männern und Frauen gegenüber auf ihre Reaktionen gegen die Eltern auf der oral-sadistischen (beißenden) Stufe zurückgeführt werden konnte. Sie hatte damals mit Phantasien reagiert, wie Melanie Klein[1] sie in ihrem Kongreßvortrag 1927 beschreibt. Infolge der oralen Enttäuschungen in der Säuglings- und Entwöhnungszeit, verbunden mit Eindrücken aus der oral aufgefaßten Urszene, entwickelte sie einen außerordentlich heftigen, gegen beide Eltern gerichteten Sadismus.[2] Der Wunsch, die Brustwarze der Mutter abzubeißen, wird ersetzt durch den Wunsch, die Mutter zu zerstören, in sie einzudringen, ihr den Bauch aufzuschlitzen und sie und den Inhalt ihres Leibes aufzufressen. Diese Inhalte sind der Penis des Vaters, ihre Fäzes, ihre Kinder, alle Besitztümer und Liebesobjekte der Mutter, die in der Phantasie innerhalb ihres Leibes vorgestellt werden.[3] Wie wir wissen, kann der Wunsch, die Brustwarze der Mutter abzubeißen, auch durch den Wunsch ersetzt werden, den Vater zu kastrieren, ihm den Penis abzubeißen. Auf dieser Stufe sind beide Eltern Konkurrenten, beide besitzen Objekte, die sie begehrt; ihr Sadismus richtet sich gegen beide und die Rache beider wird gefürchtet. Aber die Mutter ist, wie bei Mädchen immer, die mehr Gehaßte und infolgedessen auch die mehr Gefürchtete. Von ihr wird die dem Verbrechen entsprechende Strafe erwartet; sie wird den Körper des Mädchens, ihre Schönheit, ihre Kinder, ihre Fähigkeit, Kinder zu bekommen, zerstören, wird sie verstümmeln, auffressen, foltern und töten. In dieser furchtbaren Lage liegt die einzige Rettung des Mädchens darin, die Mutter zu versöhnen und ihr Verbrechen zu büßen. Sie muß die Rivalität mit der Mutter aufgeben und versuchen, ihr das wiederzugeben, was sie ihr gestohlen hat. Sie identifiziert sich, wie wir wissen, mit dem Vater; die Männlichkeit, die sie so erwirbt, stellt sie dann

1) Frühstadien des Ödipuskonfliktes. Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XIV., 1928.

2) E. Jones, a. a. O., S. 21 f, sieht eine Intensivierung der oral-sadistischen Stufe als die wesentliche Charakteristik der homosexuellen Entwicklung bei Frauen an.

3) Da es in diesem Zusammenhange nicht wesentlich ist, habe ich die weitere Entwicklung ihrer Beziehungen zu Kindern beiseite gelassen.

in den Dienst der Mutter. Sie wird der Vater und nimmt seinen Platz ein; so kann sie ihn der Mutter „wiedergeben". Diese Einstellung wurde in manchen typischen Situationen des Lebens meiner Patientin sehr deutlich. Sie fand besonderes Vergnügen daran, ihre großen praktischen Fähigkeiten zur Hilfe oder Unterstützung schwächerer und hilfloserer Frauen zu verwenden, und sie konnte diese Einstellung erfolgreich beibehalten, solange die Rivalität nicht allzu stark in den Vordergrund trat. Diese Wiedergutmachung hatte jedoch eine Bedingung; sie mußte durch Dankbarkeit und „Anerkennung" reichlich entschädigt werden. Sie glaubte bewußt, daß ihr diese Anerkennung für ihre Selbstaufopferung gebührte; für das Unbewußte bedeutete diese Forderung die Anerkennung ihrer Überlegenheit als Mann, der den Penis besaß und ihn zurückgeben konnte. Wurde ihre Überlegenheit nicht anerkannt, dann wurde die Rivalität sofort akut; wo sie nicht auf Dankbarkeit stieß, brach ihr Sadismus in voller Stärke hervor; sie wurde dann (im geheimen) von Paroxysmen oral-sadistischer Wut überfallen, in denen sie sich wie ein wütendes kleines Kind benahm.

Ihr Groll gegen den Vater war zweifach determiniert: *1)* Er nahm ihrer unbewußten Meinung nach in der Urszene der Mutter die Milch usw., auf welche sie Anspruch gehabt hätte; *2)* gleichzeitig gab er der Mutter den Penis oder die Kinder, statt sie ihr zu schenken. Darum sollte ihm alles, was er besaß oder nahm, durch sie wieder fortgenommen werden; er wurde kastriert und, ebenso wie die Mutter, zunichte gemacht. Die Angst vor ihm blieb bestehen, wenn auch nicht im selben Ausmaß wie vor der Mutter, zum Teil weil sie seine Rache für den Tod und die Zerstörung der Mutter fürchten mußte. So mußte auch er ausgesöhnt und beschwichtigt werden. Das geschah dadurch, daß sie ihm zuliebe eine weibliche Rolle spielte und ihm auf diese Weise ihre „Liebe" und Schuldlosigkeit zeigte. Es ist interessant, daß diese weibliche Maske zwar von anderen Frauen durchschaut wurde, aber bei Männern Erfolg hatte und ihren Zweck voll erreichte. Viele Männer wurden dadurch angezogen und bestärkten sie durch Gunstbezeugungen in ihrer Einstellung. Die nähere Untersuchung ergab, daß es Männer jenes Typs waren, der die extrem weibliche Frau selber fürchtet. Sie ziehen eine Frau vor, die selbst männliche Attribute hat und darum geringere Ansprüche an sie zu stellen scheint.

Der Talisman, den beide Eltern bei der Urszene besitzen und der ihr fehlt, ist der Penis des Vaters; daher rührt ihre Wut, ihre Angst und ihre Hilflosigkeit.[1] Wenn sie dem Vater diesen Penis entreißt und selbst

1) Siehe M. N. Searl, Danger Situations of the Immature Ego, Kongreßvortrag, Oxford 1929.

von ihm Besitz ergreift, erringt sie den Talisman, das unbesiegbare Schwert; der Vater wird macht- und hilflos (ihr sanfter Gatte); aber sie schützt sich noch weiter vor seinem Angriff durch die Maske weiblicher Unterwürfigkeit, unter deren Deckung sie selbst viele seiner männlichen Funktionen „für ihn“ ausführt (ihre praktische und organisatorische Tüchtigkeit). Ebenso verfährt sie mit der Mutter: Nachdem sie ihr den Penis geraubt, sie zerstört und in einen Zustand bedauernswerter Unterlegenheit versetzt hat, triumphiert sie über sie doch wieder im geheimen; nach außen hin anerkennt und bewundert sie die Tugenden „weiblicher“ Frauen. Die Aufgabe, sich vor der Rache der Frau zu schützen, ist aber schwerer als die dem Manne gegenüber; ihre Versöhnungs- und Beschwichtigungsversuche, durch Rückerstattung und Verwendung des Penis im Dienste der Mutter konnten deshalb kein Ende finden; sie mußte diesen Mechanismus immer und immer wieder anwenden und sich in seinem Dienste halb totarbeiten.

Es scheint also, daß die Patientin sich vor der unerträglichen Angst, die die Folge ihres sadistischen Wütens gegen beide Elternteile war, dadurch schützte, daß sie in ihrer Phantasie eine Situation schuf, in welcher sie die Überlegene wurde, der kein Schaden zugefügt werden konnte. Der Kern ihrer Phantasien war ihre Überlegenheit über die Eltern; durch diesen Triumph wurde ihr Sadismus befriedigt. Durch dieselbe Überlegenheit gelang es ihr auch, der Rache der Eltern zu entgehen; ihre Reaktionsbildungen und das Verbergen ihrer Feindseligkeit standen im Dienste dieser Absicht. So erreichte sie gleichzeitig die Befriedigung der Forderungen ihres Es, ihres narzißtischen Ichs und ihres Über-Ichs. Diese Phantasie war die Triebfeder und Hauptstütze ihres ganzen Lebens und Charakters. Es gelang ihr beinahe, sie vollkommen in der Realität durchzusetzen. Es gab jedoch einen schwachen Punkt: der megalomanische Charakter des Zwanges, sich überlegen zu fühlen. Als in der Analyse diese Überlegenheit ernsthaft angegriffen wurde, fiel sie in schwerste Angst, Wut und tiefste Depression; vor der Analyse wurde sie unter ähnlichen Umständen krank.

Ich möchte noch einige Worte über den von Jones beschriebenen Typus der homosexuellen Frau sagen, deren Ziel die Anerkennung ihrer Männlichkeit durch Männer ist. Man könnte meinen, daß das Bedürfnis nach Anerkennung bei diesem Typus dem Mechanismus unseres Falles bis auf die andere Wirkungsweise (Anerkennung für vollbrachte Dienste) analog ist. In meinem Falle wurde die direkte Anerkennung des Penisbesitzes nicht manifest gefordert; die Anerkennung wurde für die Reaktionsbildungen verlangt, die aber auf die Phantasie des Penisbesitzes aufgebaut waren. Die Anerkennung des Penis wurde also indirekt verlangt. Diese

Verhüllung diente wieder der Verhütung der Angst, daß ihr Penisbesitz entdeckt werden konnte. Offenbar hätte auch meine Patientin bei geringerer Angst die Anerkennung ihres Penisbesitzes von Männern offen gefordert. Im geheimen kränkte sie sich tatsächlich, ganz wie die von Ernest Jones berichteten Fälle, bitter über jedes Ausbleiben solcher direkter Anerkennung. In den Fällen von Jones kommt offenbar der primäre Sadismus zu größerer Befriedigung: der Vater ist kastriert worden und muß noch dazu seine Niederlage ausdrücklich zugeben. Wie verhüten aber diese Frauen die Angst? In bezug auf die Mutter dadurch, daß ihre Existenz überhaupt geleugnet wird. Wenn ich nach Anzeichen aus durchgeführten Analysen urteile, so kann ich annehmen, daß, wie auch Jones andeutet, diese Forderung nach Anerkennung erstens eine Verschiebung der ursprünglichen sadistischen Forderung bedeutet; das begehrte Objekt, Brustwarze, Milch, Penis, müsse sofort hergegeben werden; zweitens, daß das Bedürfnis nach Anerkennung zum größten Teil ein Bedürfnis nach Absolution sei. Die Mutter ist vernichtet worden; zu ihr sind keinerlei Beziehungen möglich. Ihre Existenz wird scheinbar geleugnet, allerdings in tieferer Schichte nur allzusehr gefürchtet. So kann nur der Vater von der an beiden Eltern erworbenen Schuld entbinden; wenn seine Anerkennung ihren Penisbesitz sanktioniert, ist sie in Sicherheit. Dadurch, daß er ihr die Anerkennung schenkt, schenkt er ihr auch den Penis, ihr und nicht der Mutter. Dann hat sie ihn und darf ihn haben, und alles ist in Ordnung. Anerkennung bedeutet immer zum Teil Bestätigung, Sanktion, Liebe; außerdem gibt ihr die Anerkennung wieder die überlegene Stellung. Der Mann hat ihr seine Niederlage eingestanden, wenn er es auch nicht weiß. So ist der Inhalt der Phantasiebeziehung einer solchen Frau zu ihrem Vater kein anderer als beim normalen Ödipuskomplex; der Unterschied ist nur die sadistische Basis. Die Mutter ist zwar durch sie beseitigt, doch hat sie sich dadurch auch von dem Genusse von vielem, was die Mutter gehabt hat, ausgeschlossen; was sie vom Vater erhält, muß sie zum großen Teil erpressen und erzwingen.

Diese Schlußfolgerungen drängen uns nochmal die Frage auf: Was ist das eigentliche Wesen der vollentwickelten Weiblichkeit? Was ist das „Ewig-Weibliche“? Die Auffassung der Weiblichkeit als Maske, hinter der der Mann eine verborgene Gefahr wittert, wirft etwas Licht auf dieses Rätsel. Helene Deutsch und Ernest Jones haben festgestellt, daß die voll entwickelte heterosexuelle Weiblichkeit in der oral-saugenden Stufe verankert ist. Ihre einzige primäre Befriedigung ist das Empfangen von (Brustwarze, Milch) Penis, Samen, Kind vom Vater. Alles weitere sind Reaktionsbildungen. Das Akzeptieren der Kastration, die Unterwürfigkeit, die Be-

wunderung des Mannes stammen teils aus der Überschätzung des Objektes auf der oral-saugenden Stufe, hauptsächlich aber aus dem Verzicht auf sadistische Kastrationswünsche, die von der späteren, oral-beißenden Stufe stammen. „Ich darf nicht nehmen, ich darf nicht einmal bitten; es muß mir geschenkt werden." Die Fähigkeit zur Selbstaufopferung, Verehrung, Selbstverleugnung ist der Ausdruck der Bemühungen zur Wiedergutmachung und Ersetzung des Geraubten, sowohl der Mutter wie dem Vater gegenüber. Es ist auch in höchstem Maße das, was Radó eine „narzißtische Sicherung" genannt hat.

Es wird evident, wie sehr das Erreichen der vollen Heterosexualität mit dem Erreichen der Genitalität zusammenfällt. Wir sehen wieder, wie Abraham als erster festgestellt hat, daß die Genitalität die Erreichung eines postambivalenten Stadiums bedingt. Sowohl die normale wie die homosexuelle Frau begehren den Penis des Vaters und lehnen sich gegen die Versagung (oder Kastration) auf; sie unterscheiden sich aber durch den Grad des Sadismus und die Fähigkeit, sowohl mit diesem wie mit der aus dem Sadismus resultierenden Angst fertig zu werden.

Zur analytischen Grundlegung der Massenpsychologie

Von

Edward Glover

London

Das Recht des Psychoanalytikers, die seelischen Tatsachen der Anthropologie zu würdigen und die Hauptprobleme der Soziologie als in sein Gebiet fallend zu betrachten, ist von niemandem entschiedener verfochten worden, als von Ernest Jones.[1] Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß er diesem Anspruch in einer Reihe von Schriften, in denen Funde der psychoanalytischen Psychologie des Individuums benützt worden sind, um verschiedene dunkle Erscheinungen der Massenbetätigung (Gewohnheit, Mythe, Folklore usw.) zu beleuchten, zu seinem Rechte verholfen hat. Wie Jones gezeigt hat, ist die unmittelbare Beobachtung der Tatsachen („Feldarbeit") nur eines der zur wirklichen Forschung unbedingt nötigen Hilfsmittel, das andere besteht in der entsprechenden Tiefenarbeit im Sinne der psychoanalytischen Wissenschaft. Diese berechtigte Auffassung, der Psychoanalytiker habe das Privileg des Deutens, bringt indessen eine gewisse Verantwortlichkeit mit sich, deren schwierigster Punkt darin besteht, kein Feld brach liegen zu lassen. Zweck dieser Veröffentlichung ist, auf eine Lücke in diesen psychoanalytischen Forschungen hinzuweisen, die unmittelbar zu den Problemen der Massenpsychologie hinführt. Die in Frage kommenden Daten bieten unmittelbare Bestätigungen für die psychoanalytische Theorie der Massenbildung und zeigen gleichzeitig, daß es möglich gewesen wäre, viele psychoanalytische Funde, welche die infantile Entwicklung betreffen, vom Studium der frühen Massenbildungen abzuleiten. Schließlich geben sie dem Psychoanalytiker Gelegenheit zur „Feldarbeit" in der Anthropologie, die bisher nur ein Vorrecht

1) Essays in Applied Psycho-Analysis, London 1923. 'The Relation of Psycho-Analysis to Sociology', Social Aspects of Psycho-Analysis, London 1923. 'Psycho-Analysis and Anthropology,' Journ. Royal Anthropolog. Inst. 1924, liv. 47. 'Abnormal Psychology and Social Psychology,' Problems of Personality, London 1925.

der Forschungsreisenden war. Das Gebiet meines besonderen Studiums erstreckt sich hier auf die Tätigkeit der „Pubertätsgruppen“, die sich spontan bilden und ihre Formation durch eine Reihe von Jahren behalten.

Wenn wir Freuds Studie über „Massenpsychologie“ als ein Vorbild psychoanalytischer Annäherung an diesen Gegenstand ansehen, finden wir, daß drei Hauptquellen herangezogen sind, nämlich *1*) die Tatsachen der Entwicklung des Individuums in seiner Beziehung zur Familie, *2*) gewisse anthropologische Daten, von denen sich wohl die primitivsten Formen von Massenbildungen herleiten lassen, *3*) die Manifestationen vorübergehender oder beständiger Massenbildungen in zivilisierten Gemeinschaften.

Von diesen drei Quellen hat sich die erste, nämlich die psychoanalytische, als die unmittelbarste und einleuchtendste erwiesen: von dem Gesichtspunkt der Massenpsychologie aus kann die Psychoanalyse als eine Erforschung der ersten Massenreaktionen des Individuums betrachtet werden. Ferner wiederholt und deckt die Übertragungssituation charakteristische Massenmanifestationen auf und ist das Mittel, mit dem falsch placierte soziale Reaktionen „erweckt“ werden und sich zu ihrer ursprünglichen und entsprechenden familiären Größe und Stärke verdichten. Dagegen sind anthropologische Forschungen dem unvermeidlichen Nachteil unterworfen, daß sie weniger unmittelbar sind und die Schlüsse, die in bezug auf früheste Massenbildungen aus ihnen gezogen werden, gezwungenermaßen hypothetische sind. Wenn wir die dritte Quelle der Forschung betrachten, das Studium der Massenbildungen in zivilisierten Gemeinschaften, so kann man sich der Tatsache nicht verschließen, daß die in Frage kommenden Massen, mögen sie vorübergehende oder dauernde, organisierte oder unorganisierte sein, Massen von Erwachsenen sind. Zwar ist zuzugeben, daß das Studium von Erwachsenen-Massen es uns ermöglicht, den Unterschied zwischen individuellen und kollektiven Tendenzen zu beobachten und irgendeine gegenseitige Beziehung zwischen diesen Tendenzen zu suchen; dieses Studium bietet aber Schwierigkeiten, ähnlich denen des introspektiven Psychologen, der sich bemüht, in sich einen Beweis für das Unbewußte zu finden. Während man zum Beispiel aus den Massenphänomenen folgern kann, daß unmittelbare sexuelle Neigungen der Bildung von Gruppen ungünstig sind, ist die Gelegenheit, direkt sexuelle Massenbeziehungen zu studieren, in den zivilisierten Gemeinschaften praktisch auf die orgiastischen Sitten mehr oder weniger geheimer Gruppen, besonders jener, die durch ein Band offenen homosexuellen Interesses miteinander verbunden sind, eingeschränkt. In Ermanglung anderer Tatsachen ist man auf das Studium der Gruppenehe unter den Primitiven angewiesen. Indessen bleibt die Tatsache bestehen, daß man

viel sicherere Hinweise auf diese oder andere Gesichtspunkte von Gruppenverbindungen erlangen kann, wofern man bereit ist, sich von dem Studium der Erwachsenengruppen dem der Pubertätsgruppen zuzuwenden.

Es wäre interessant nachzuforschen, warum den freiwilligen Gruppenbildungen zwischen Kindern und Jugendlichen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es ist ganz auffallend, daß ihre Existenz kaum erwähnt wird, und man ist geneigt zu glauben, daß dieselben inneren Widerstände hier am Werk sind, die die Schulpsychologen hindern, die deutlichsten Manifestationen der infantilen Sexualität zu bemerken. Das Wesentliche dabei ist, daß innerhalb der Grenzen der Jugendgruppen reichliche Beweise für die libidinöse Natur der Bindungen und für die frühe Sexualbetätigung der Gruppen bestehen. Man kann natürlich einwenden, daß Kinder- oder jugendliche Gruppen entweder zu vorübergehend oder zu unorganisiert oder zu artefiziell sind, um eine befriedigende Forschung zu gestatten. Die meisten veröffentlichten Beobachtungen über Gruppenbildungen sind dieser Kritik unterworfen (z. B. Berichte über kurz währende geheime Gesellschaften mit Geheimsprache, Riten und Einweihungen, häufig von manifest sexueller Art, Beobachtungen über artefizielle Schulgruppen, Beschreibungen periodischen Gruppenaufruhrs, wie z. B. die Feierlichkeit des „*Barring oot the Dominie*"). Eine Tatsache hat noch nicht die gebührende Würdigung gefunden. Während der Pubertätsjahre werden nämlich homogene Gruppen beobachtet, die keinesfalls von flüchtiger Dauer sind, die nicht aus künstlichen Kindergruppen hervorgehen und die durch innere Kräfte zusammengehalten werden. Trotz ihrer Primitivität sind sie nicht ohne eine gewisse Kompliziertheit der Struktur, ganz abgesehen von ihren ausgeprägten ethischen Vorschriften.

Diese Gruppen gedeihen in Dorfgemeinschaften, die klein genug sind, um den vorwiegend künstlichen Bedingungen der Kindergruppen in größeren Städten zu entgehen, und die doch genügend bevölkert sind, um eine bloße Fortsetzung der Kindheitsbedingungen in größerem Maßstabe zu verhindern. Auffallend ist die spontane Art ihrer Bildung: sie sind nicht beeinflußt von der künstlichen Beschaffenheit der Schul- oder Klubgruppenorganisation und das Moment einer gemeinsamen Beziehung zu einer außerfamiliären Autorität fehlt. Soziale Unterschiede innerhalb der Gruppe bestehen nicht; ihr homogener Charakter beruht auf zwei Faktoren: Alter und Geschlecht. Jede Gruppe übt eine gewisse Territorialgewalt aus, und jedes Dorf ist in „Einflußsphären", dem Buchstaben nach „Jagdgründe", eingeteilt, die eifersüchtig von den in Frage kommenden „Banden" bewacht werden. Wir werden sehen, daß die letzte zersetzende Kraft — die Ausbreitung der heterosexuellen libidinösen Ziele — ent-

weder unentwickelt ist oder Formen annimmt, bei denen die „Bande“ sich zu einem gemeinsamen Unternehmen vereinigen kann. Unter den jüngeren Mitgliedern ist öffentliche Befriedigung auf die infantilen Triebkomponenten beschränkt; unter den älteren Mitgliedern bildet öffentliche Individual- oder Gruppenmasturbation die hauptsächlichste von Zeit zu Zeit erlaubte erotische Befriedigung. „Gruppen“- oder „Ketten“-Masturbation findet bei seltenen Gelegenheiten statt. Man kann auch gruppenweises Sexualvorgehen gegen Mädchen desselben oder eines vorgerückteren Alters beobachten, aber ihr häufiges Vorkommen ist ein Vorspiel zum endgültigen Zusammenbruch der Gruppe und zur individuellen Verfolgung heterosexueller Ziele. Die unbewußten Bindungen, welche die Gruppe zusammenhalten, sind zuerst und vor allem homosexueller Natur.

Diese Unantastbarkeit und Gemeinsamkeit des libidinösen Zieles unterscheidet die „Bande“ einerseits von den halberwachsenen Gruppen, andererseits von den unzähligen postinfantilen Gruppen, aus deren zerfallenden Überbleibsel sich die Pubertätsgruppe bildete. Die halberwachsenen Gruppen sind unbeständig wegen der wachsenden exogamen Interessen, die ersten postinfantilen Gruppen außerhalb der Familie wegen ihrer Neigung, sich in die ursprüngliche Familiengruppe zurückzuziehen. Selbst wenn diese frühen Gruppen außerhalb der Familie sich zu einer festeren Organisation entwickelt haben, herrscht bei diesen unreifen „Banden“ ein Element vor, das den Keim des Zusammenbruches in sich trägt: Es gibt kaum eine Geschlechtsdifferenzierung bei diesen frühen „Banden“. Wenn einmal die Phase infantiler Sexualität vollständig verschüttet ist, zeigen sich Geschlechtsunterschiede in den Gruppen. So gilt z. B. die Regel der Ausschließung der Mädchen aus den männlichen Gruppen streng genug, um als selbstverständlich angesehen zu werden. Indessen werden weibliche Gruppen derselben Größe und in demselben Maße organisiert nicht beobachtet. Wenn die Pubertätsgruppe einmal gebildet ist, bleibt sie fest zusammen, und obgleich sie den gelegentlichen vulkanischen Ausbrüchen von Feindseligkeit unterworfen ist, bleibt die Bindung bestehen, bis die Gegensätze und realen Interessen der Heranwachsenden in Erscheinung treten. Fahnenflucht ist selten und Vertreibung fast unbekannt.

Bei diesen Gruppenbildungen spielt das Moment des Alters eine wichtige Rolle. So kann man leicht beobachten, wie Bindungen innerhalb der Familie durch die Gruppenunzugehörigkeit durchkreuzt werden. Selten findet man Brüder in derselben Gruppe, wenn der Altersunterschied nicht mindestens drei Jahre beträgt. Wo die Unternehmungen der Gruppe eine feindliche Aktion gegen die älteren Brüder eines Gruppenmitgliedes erfordern, hält es dieses dennoch mit der „Bande“. Bei einzelnen Gelegen-

heiten kann ein jüngerer Bruder in die Gruppe aufgenommen werden, als eine Art von „Glückbringer“: er genießt eine besonders begünstigte Stellung, die jener des „jungen Heros“ vergleichbar ist; aber diese Rolle wird häufiger von einem Kind gespielt, das mit keinem Mitglied verwandt ist. Er wird wie der „jüngere Bruder“ der ganzen Gruppe aufgenommen und behandelt.

Wie erwähnt, ist der interessanteste Zug dieser Pubertätsgruppen der Übergangscharakter in der Entwicklung ihrer Moralvorschriften. Man kann ganz offene sexuelle Betätigung beobachten, verschiedene Hemmungen, die zum Teil diese Betätigung einschränken, auch die bekannte Sublimierung infantiler sexueller Interessen studieren und zu gleicher Zeit festgesetzte Moralvorschriften, die das Benehmen lenken, feststellen. Außer diesen Äußerungen der Gruppenorganisation gibt es einen hochentwickelten ethischen Kodex, der nur leicht von jenem abweicht, welcher in den erwachsenen Gemeinschaften gilt. Der augenscheinlichste Unterschied betrifft die Äußerung der aggressiven Impulse: diese werden beinahe dauernd ungehemmt befriedigt, wenn sie gegen andere Gruppen oder gegen externe Autoritätsvertreter gerichtet sind. Vernichtende innere Kämpfe gibt es nicht, außer bei ganz besonderen Gelegenheiten, die wir beschreiben werden.

Um den Übergangscharakter der Triebbeschränkung, die der Gruppe eignet, zu illustrieren, wählen wir die Regeln, die den Exhibitionismus betreffen. Defäkation wird ganz offen, entweder einzeln oder in Gruppen ausgeführt. Urinieren dagegen ist bestimmten Zeremonien unterworfen: nur jüngere Gruppenmitglieder zeigen den Penis offen; ältere Mitglieder urinieren öffentlich (gewöhnlich gleichzeitig und oft um die Wette), aber der Penis wird von der Hand bedeckt. Bei orgiastischen Masturbationsveranstaltungen unter den älteren Mitgliedern, bei der „Gruppen-“ oder „Kettenmasturbation“, fällt diese Einschränkung natürlich weg. Ebenso zeigt der Vorgang des Entkleidens, beim Baden, interessante Variationen. Nur die jüngsten Mitglieder zeigen den Penis offen; die älteren Mitglieder haben die Angewohnheit, ihn mit der Hand zu bedecken, wenn er entblößt wird. Dabei zeigt sich bei diesen Gelegenheiten keine direkte sexuelle Neugierde, außer vielleicht in Fällen von anatomischer Abnormität.

Wenn man sich an diese strengen Vorschriften erinnert, so ist es interessant, zu beobachten, was geschieht, wenn einmal Entscheidungskämpfe in der Gruppe ausbrechen. Diese sind vom Weglassen der früheren sexuellen Beschränkungen begleitet und führen zu zeitweiliger Zersetzung und Auflösung der Bande selbst. Die Unruhen werden bezeichnenderweise durch Phasen von Langeweile herbeigeführt, die mit völliger Unbefriedigung verbunden sind, den gewöhnlichen Vorläufern einer neuen sadistischen Eruption.

Wenn diese ihren Höhepunkt erreicht hat, wird das Signal zur Tat nicht von den bedeutendsten Gruppenmitgliedern gegeben, sondern von den geringeren und oftmals von dem „jungen Heros“ selbst. Ein besonderes Mitglied wird ausgewählt und es wird gefordert, es „zur Schau zu stellen“. Die Gruppe fällt dann über das gewählte Opfer, das am Rücken gefesselt wird, her, reißt seine Kleider herunter, enthüllt seinen Penis, starrt ihn der Reihe nach an, wirft gewöhnlich Gras oder Schmutz darauf oder speit auf den enthüllten Phallus. Das Opfer darf sich weder verteidigen noch seine Rachsucht befriedigen, indem es den ursprünglichen Anstifter zum Kampf herausfordert. Aber es kann einen Vergeltungsakt anordnen. Er nennt das nächste Opfer, und so unterwirft sich ein Mitglied nach dem anderen der schweren Prüfung. Am Ende dieser Reihe bezahlt der „junge Heros“ den Preis für seine ursprüngliche Frechheit; er wird ebenso behandelt, aber mit verächtlicher Milde. Dann kommt der Höhepunkt: die Gruppenmitglieder, welche die größte Autorität haben und bisher, mit Ausnahme des tatsächlichen Schauens, eine mehr minder inaktive Rolle gespielt haben mögen, werden selbst angegriffen. Sie üben das Privileg des Kämpfens, das den jüngeren Mitgliedern versagt ist, aus und werden nur durch die Übermacht der vereinten „Bande“ überwunden. Das ist das Ende der Zeremonie des „Zur-Schau-Stellens“ (in verschiedenen Teilen des Landes als „Besichtigen“, „Betrachten“ oder „Zur-Schau-Legen“ bekannt), und für eine kurze Weile scheint die Gruppe ihre Festigkeit wiedergewonnen zu haben. Das ist aber nicht der Fall. In Wirklichkeit kommt es zu einem zeitweiligen Zerfall und, wie bei den postinfantilen Gruppen, zur Rückkehr in die Familienfestung. Der anarchische Zustand ist erreicht und es kann Tage dauern, bevor die Bandengesetze und -gewohnheiten ihre Macht wiedererlangt haben.

An der ins Einzelne gehenden Deutung dieser Zeremonie sind wir nicht unmittelbar interessiert; es genügt für unseren gegenwärtigen Zweck, die Befriedigung der einzelnen sexuellen Impulse (Sadismus, Schaulust, usw.), den offenbaren Ausdruck homosexuellen Interesses und den explosiven Ausbruch der von der positiven Ödipussituation abgelenkten Tendenzen festzustellen. Augenscheinlich befriedigt die Zeremonie unbewußte Bedürfnisse, die sich in der zeitweiligen Sexualbetätigung der Gruppe (Masturbation usw.) nicht angemessen entladen. Hier ist ein weiter Spielraum für verschiedene unbewußte Interessen vorhanden, von der Haltung gegenüber dem außerordentlich femininen „jungen Heros“ bis zu der „Schaustellung“ der männlichen Führer. In diesem letzten Sinne ist die Zeremonie eine reine Kastrationszeremonie, wobei jedes Opfer durch den vereinten Gruppenangriff die allmächtige väterliche Autorität

im Sinne der Kastration oder der homosexuellen Befriedigung verspüren soll. Hierdurch hat jedes Gruppenmitglied unbeschränkt Gelegenheit, seine eigenen erotischen Neigungen und Nöte auszudrücken.

Wegen des knappen Materials, das hier vorgeführt wurde, ist es unmöglich, in einer kurzen Mitteilung mehr als auch nur einige Probleme der Massenpsychologie, die daraus ersichtlich sind, zu betrachten. Man kann indessen sagen, daß psychoanalytische Formulierungen, welche die libidinöse Natur der Gruppenbindungen betreffen, hier unmittelbar ihre Bestätigung finden. Wenn die zielgehemmten Triebe, welche die Gruppe gewöhnlich zusammenhalten, von diesem periodischen Aufwallen sadistischer und anderer manifester Betätigungen beiseite gedrängt sind, ist die Gruppe vorübergehend aufgelöst. Obgleich im gewöhnlichen Verkehr reichlich Gelegenheit ist, die genitale Neugierde zu befriedigen, findet man keinen sadistischen Ausdruck des Schautriebes: trotz der früheren Vertraulichkeit werden an den Tagen der „Prüfung“ die Genitalien so betrachtet, als sähe man sie zum erstenmal, während jedes Opfer sich ganz wie ein schimpflich beleidigter Fremder benimmt. Ferner wird die libidinöse Natur der Gruppenbindung noch deutlicher vor Augen geführt durch die Tatsache, daß wenig oder gar keine Anlehnungsbeziehung zwischen den Ansprüchen der Objekttriebe und der Selbsterhaltungstriebe besteht. Die Interessen der Selbsterhaltung zeigen sich nur bei Gelegenheit von Gruppenkämpfen zwischen verschiedenen Banden; es ist immerhin von Vorteil, einer Gruppe anzugehören, wenn fremde Gebiete zu betreten sind: aber die Gruppe ist ursprünglich nicht aufgebaut, um solchen Schutz zu bieten.

Nun zur wesentlichen Frage der Führerschaft: die Pubertätsgruppe ist deshalb besonders interessant, weil sie nach außen hin keinen Führer anerkennt. Es gibt natürlich einflußreiche „Ältere“, von denen man sagen kann, daß sie einige der exekutiven Führerfunktionen nach Art von Konsuln untereinander teilen, aber ihre Autorität ist nur bedingt und wird nur ausgeübt, wenn es auf physische Überlegenheit ankommt. Jedenfalls ist sie leicht unterminiert und die Führergewalt der Gruppe liegt ebenso oft in der Hand der jüngeren Mitglieder. Im ganzen kann man wohl sagen, daß zu normalen Zeiten die Funktion des Führers nie klar bestimmt ist, und daß sie, wenn sie in Tätigkeit tritt, fast immer unter den Mitgliedern verteilt ist. Das Fehlen einer ausgesprochenen Führerschaft und die Wahl durch Kampf schließt indessen nicht aus, daß die Gruppe unbewußt durch gleichartige Einstellung zu einem Führer beeinflußt wird. Es ist genug aktuelle Führerschaft bei irgendeiner Gelegenheit wirksam, um für eine Absetzung zu sorgen, und keinesfalls ist es so, daß die Gruppe eine durchaus selbständige Gemeinschaft wäre, während der Hintergrund aller

anderen sozialen Beziehungen der einer direkten Abhängigkeit von autoritativen Gestalten ist. Aber es ist interessant, festzustellen, wie diese Pubertätsgruppen die Führerschaft bis auf ein Minimum reduzieren, ausgenommen bei zwei Gelegenheiten: *1*) bei einem Konflikt zwischen verschiedenen Banden und *2*) bei der „Prüfung". Hiebei wird jedes Individuum, das für den Augenblick die meisten Ansprüche auf Gruppenautorität hat, zur Führerschaft gezwungen, ob es will oder nicht. Trotzdem es als letztes angegriffen wird, kämpft es wütend und entkommt manchmal; scheint es doch ebenso wesentlich zu sein, daß es als Führer angegriffen wird, wie es unvermeidlich ist, daß die schwächeren Mitglieder besiegt werden. Bei diesen Gelegenheiten wird es klar, daß die „Kastration des Vaters" ein wesentlicheres Motiv ist als die unmittelbaren homosexuellen Zwecke.

An diesem Punkt ist man versucht, sich auf die Hypothesen der „Urhorde", die von der analytischen Massenpsychologie angenommen worden sind, zu beziehen; diese schließen die Organisation der Brüderhorde, nachdem diese von dem Urvater vertrieben worden ist, mit ein. Natürlich muß von der ontogenetischen Parallele zur Vertreibung der Söhne angenommen werden, daß sie ursprünglich während der infantilen Ödipussituation vor sich ging und bei nachfolgenden wichtigen Gelegenheiten z. B. beim Schuleintritt, wiederholt wurde; aber die Gruppenbildungen, die mit diesen früheren Ereignissen in Verbindung stehen, haben immer eine direkte Beziehung zur väterlichen Autorität oder zu ihren Stellvertretern. Hier in der Pubertät finden wir trotz der vielen Gruppenbildungen von formaler Konstitution, die, wie man meinen sollte, dem Verlangen nach Gruppenbildung genügen sollten, eine völlig spontane Bildung, in der die Führerschaft gewöhnlich leicht zu haben ist. Man kann sogar so weit gehen, zu sagen, daß das Studium dieser Pubertätsgruppen uns einen unmittelbaren Beweis — soweit ein solcher überhaupt erreichbar ist — gibt, der den Wert solcher Hypothesen, wie es die von der Brüderhorde ist, bezeugt, und daß die explosive Zersetzung der „Bande" ein unmittelbares und modernes Beispiel von dem „Kampf in der Brüderhorde" ist.

Es ist interessant, zu beobachten, welches Licht ein weiteres Studium dieser frühen Gruppen auf das Problem der Latenzperiode werfen könnte. Ferenczis geistvolle Idee, daß die Latenzperiode den phylogenetischen Abdruck der Eiszeit darstelle, hat, wie wir wissen, eine gewichtige Unterstützung gefunden, da Freud sie angenommen hat. Andererseits herrscht die Neigung, den Begriff der Latenzperiode zu streng zu fassen, und einige Analytiker, die über häufige Späterscheinungen der infantilen Sexualität und Früherscheinungen der Vorpubertät diskutieren, haben die Latenz-

periode als einen rein theoretischen Begriff betrachtet. Nun bringen einerseits Gruppengebräuche manifeste Befriedigungen einiger Triebkomponenten von unbewußt homosexueller Art; andererseits haben die jüngeren Mitglieder der Gruppen, deren Betätigung, wie gesagt, hauptsächlich auf prägenitale Befriedigung zielt, sich noch nicht ganz von der Latenzperiode befreit. Daraus ergeben sich manche interessante Betrachtungen. Es kann eingewendet werden, daß das Phänomen der Latenz eine gewisse spezifische Beziehung zur infantilen homosexuellen Organisation hat, oder daß die Wiederkehr offener homosexueller Interessen, die nach der Pubertät beobachtet werden, so auffallend erscheint, weil wir die Manifestationen der Latenz noch nicht genügend erforscht haben. Man kann auch einwenden: ebenso wie die langdauernden infantilen Neurosen einen unterirdischen Verbindungskanal zwischen infantiler und erwachsener Sexualität herstellen, geben auch die Gruppengebräuche und -betätigungen dem normalen Kinde eine zusammenhängendere libidinöse Erfahrung, als man vermutete, ganz zu schweigen von der Gelegenheit zu fortlaufender Triebumwandlung. Wie dem auch sei, es ist offensichtlich, daß wir in den Gruppenbildungen der Kindheit ein fruchtbares Gebiet sowohl für psychoanalytische als auch für die anthropologische Forschung haben. Wir erwarten die Zeit, wo die anthropologische Forschung ebenso viele Beobachtungen der Städte des westlichen Europas heranziehen wird, wie solche primitiver Gemeinschaften.

Symbolik und Ambivalenz in der Kleidung

Von

J. C. Flügel

London

Es erscheint gerechtfertigt, einen Beitrag zu diesem Sonderheft der Symbolik zu widmen, denn Ernest Jones' eigene Beiträge zu diesem Thema zeigen in ganz besonderer Weise seinen Scharfblick, seine tiefe Gelehrsamkeit, sein genaues Studium der Tatsachen und seine Klarheit des Gedankenganges wie der Darstellung. Solche ausgezeichneten Vorzüge finden sich nur selten vereinigt, sind aber in den Arbeiten unseres Freundes und Kollegen, den wir hier ehren wollen, in außergewöhnlichem Grade anzutreffen und können geradezu als charakteristisch für seine wissenschaftlichen Schriften angesehen werden. Aber davon abgesehen, könnte man nicht umhin, diesen Gegenstand in irgendeiner Art zu behandeln, denn, wie Jones selbst gesagt hat, umfaßt die Symbolik in ihrem weitesten Sinne beinahe die ganze Kulturentwicklung. Ich möchte jedoch hier nicht über Symbolik im allgemeinen sprechen. Die meisterhafte Darstellung dieses Gegenstandes, die Jones vor dreizehn Jahren veröffentlichte, ist immer noch unübertroffen. Ich will mich vielmehr auf die Darstellung der Symbolik einer bestimmten Gruppe von Gegenständen beschränken, nämlich auf die der verschiedenartigen menschlichen Bekleidungsstücke. Einige Psychoanalytiker, darunter auch Jones, haben zwar schon vereinzelte wertvolle Beiträge zu unserer Kenntnis der symbolischen Bedeutung besonderer Gewänder geliefert, aber es ist jetzt vielleicht an der Zeit, einen kurzen Überblick über die Kleidersymbolik im allgemeinen zu geben, zumal diese mit gewissen interessanten feindseligen und ambivalenten Strebungen zusammenzuhängen scheint, die bisher in der psychoanalytischen Literatur noch nicht genügend beschrieben worden sind.[1]

So viel wir heute wissen, scheint der Phallus am häufigsten durch die

1) Ich habe im folgenden von einigen Angaben und interessanten Anregungen Gebrauch gemacht, die mir von meinen Freunden Herrn Eric Hiller und Professor N. J. Symons zugingen, denen ich hiermit meinen aufrichtigen Dank ausspreche.

Kleidung symbolisiert zu werden, obwohl auch das äußere weibliche Genitale durch verschiedene Gewänder symbolisiert wird, gelegentlich sogar durch die gleichen, die in anderen Fällen als phallische Symbole dienen. Das bekannteste Symbol ist wohl der Hut,[1] der gewöhnlich männliche Bedeutung hat, zumal wenn er spitz ist oder hörnerartige Fortsätze als Verzierung trägt;[2] zuweilen hat er auch weibliche Bedeutung. Ferner der Schuh, der einmal ein weibliches Symbol ist,[3] weil er den Fuß (= Penis) umschließt, dann aber wieder auch ein männliches, zumal in Zusammenhang mit Fetischismus.[4] In einer bestimmten Form, wie bei den langspitzigen Schnabelschuhen (Poulaines) im Mittelalter, die von den damaligen Kasuistikern stets als das abscheulichste Sinnbild der Unanständigkeit betrachtet wurden,[5] tritt diese Bedeutung besonders hervor. Dem Schnabelschuh wurde tatsächlich zuweilen die unverhüllte Gestalt des Phallus gegeben.[6] Dadurch war der moralische Unwille über diesen Schuh gerechtfertigt, auch wenn seine symbolische Erscheinung verhüllter war, wenn der Schuh z. B. nur in einen Schnabel oder in eine Klaue endete. Unsere heutige erotische Symbolik von Schuhen und Stiefeln ist wahrscheinlich nur ein schwaches Echo der früheren Symbolik, aber die heute gewöhnlich durch hygienische Gründe rationalisierte Verdammung der spitzen Zehe und des hohen Absatzes scheint ein Überbleibsel der früher durch den Schnabelschuh beleidigten Moral zu sein, denn die moderne spitze Zehe enthält zweifelsohne noch etwas von der Bedeutung ihres auffälligeren Vorgängers, und der Absatz kann, wie wir wissen, auch ein phallisches Symbol sein.[7]

Der hohe Kopfputz des achtzehnten Jahrhunderts spielte wahrscheinlich dieselbe Rolle, wie der überlange Schnabelschuh früherer Zeiten, und unter-

1) Siehe z. B. Freud: Ges. Schriften Bd. VII, S. 159.

2) Vgl. Ernest Jones: Papers on Psycho-Analysis (2. Aufl.), p. 136 (Punchinello symbolism); Marie Bonaparte: Über die Symbolik der Kopftrophäen. Imago, Bd. XIV (1928), 100 ff.

3) Freud, a. a. O.; Ferenczi: Sinnreiche Variante des Schuhsymbols der Vagina. Diese Zeitschr., Bd. IV, (1916) 112.

4) Z. B. H. Hellmuth: Ein Fall von weiblichem Fuß-, richtiger Stiefelfetischismus. Diese Zeitschr., Bd. III, 1915, 111. — Sadger: Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen, 325 — Vgl. die bekannten Verse von Herrick:

„Her pretty feet,
Like snails did creep
A little out, and then
As if they played Bo-Peep
Did soon draw in again.“

5) Havelock Ellis: Studies in the psychology of sex, V. 25. zit. Dufour: Histoire de la Prostitution.

6) Havelock Ellis, a. a. O.

7) Siehe z. B. Abraham: Klinische Beiträge zur Psychoanalyse, 93.

lag derselben moralischen Verdächtigung. Interessanterweise findet man unter diesen Verurteilungen einen Hinweis auf das Motiv des „Himmelstürmens“ in dem nach Lorenz[1] ein wichtiges phallisches Element liegt. So sagte ein Prediger von den Frauen, die solchen Kopfputz tragen: Sie bemühen sich, den Worten unseres Heilands zum Hohne gleichsam, ihrem Wuchs eine Elle hinzuzufügen. Mit ihren erhöhten Köpfen maßen sie sich eine Überlegenheit über die Menschheit an; wahrlich, diese Babel-Erbauer scheinen mit ihren ragenden Türmen das Firmament zu bedrohen und dem Himmel selbst zu trotzen.[2]

Dem Psychoanalytiker ist auch die phallische Symbolik der Krawatte wohlbekannt.[3] Nach meiner eigenen Erfahrung kommt, glaube ich, eine ähnliche Symbolik häufig dem Kragen, besonders dem steifen Kragen, zu,[4] obgleich ein Kleidungsstück, durch welches der Hals hindurchgeht, zunächst zur Darstellung eines weiblichen Symbols geeigneter erscheinen mag. Zahlreiche Männer haben anscheinend an einem steif gestärkten Kragen Vergnügen und fühlen sich dadurch sehr in ihrem Selbstgefühl gekräftigt. Sie verspüren andererseits ein entsprechendes Minderwertigkeitsgefühl, wenn sie kragenlos oder mit zerknittertem Kragen angetroffen werden. Ein bekannter Naturforscher sagte mir, er fühle sich in einem weichen Kragen nicht als ein richtiger Mann, und ich kannte einen jungen Mann, der sich, selbst wenn er ein schwieriges und anstrengendes Spiel übte, nicht von seinem ungewöhnlich hohen Kragen trennen konnte. Auf alle Einwände und Verspottungen erwiderte er, daß er den Kragen, gerade weil die Aufgabe so schwierig sei, benötige. An manchen jetzt altmodisch gewordenen Kragen befindet sich ein Ansatz, der vorne, ähnlich wie eine Krawatte, herunterhängt, so daß hier Kragen und Krawatte ein Stück sind. Wahrscheinlich soll auch der Kragen der englischen Geistlichen,[5] der hinten zugemacht wird und vorne keine Krawatte hat, sondern nur die glatte, runde Fläche, eine Herabsetzung der Männlichkeit symbolisieren, wie dies ähnlich auch durch andere Eigentümlichkeiten in der Kleidung und in der Erscheinung der Geistlichen betont wird (z. B. Tonsur, Röcke).

1) Das Titanenmotiv in der allgemeinen Mythologie. Imago, Bd. II (1913), 48.

2) Frank Alvah Parsons: The Psychology of Dress, p. 188.

3) H. R.: Zur Symbolik der Schlange und der Krawatte, Zentralblatt für Psychoanalyse, 1912, II, 675; Hollós: Schlange und Krawattensymbolik. Diese Zeitschr., Bd. IX, 1923, 78; Freud: a. a. O., 159.

4) Melanie Klein hat schon darauf hingewiesen, daß diese Symbolik sich bei Kindern findet. „The development of a child.“ Int. J. of PsA. 1923, IV, 464.

5) Der Grund für die eigentümliche Form dieses Kragens ist, wie uns ein Kleiderhistoriker sagte, durchaus nicht selbstverständlich.

Der Kopf, dieser bescheidene, doch für die moderne Bekleidung unentbehrliche Bestandteil, gewinnt, wie ich glaube, zuweilen auch eine gewisse phallische Bedeutung, wahrscheinlich, weil er durch ein eigens für seine Aufnahme gemachtes Loch hindurchgehen soll. (Vgl. die sogenannten „*male and female screws*“, Schraube und Mutterschraube; hier ist sicherlich die Analogie zum Koitusakt eine engere.) Jedenfalls erscheint im Lichte psychoanalytischer Erfahrung die Deutung nicht sehr gewagt, daß das ständige Herumdrehen an den Knöpfen, wozu manche Leute im Zustande der Verlegenheit neigen, einen symbolischen Akt der Masturbation darstellt.[1] Ich habe auch gefunden, daß die Hosen als ein Symbol für den Phallus oder für die gesamten äußeren männlichen Genitalien behandelt werden, wie z. B. in folgendem kurzen Traum eines Analysanden: „*Zwei Männer, einer mit weiten, der andere mit engen Hosen, griffen ein Mädchen in einem Graben an. Ich schlug den Mann mit den engen Hosen mit einem Knüppel, den ich trug.*“ Hier wurden die weiten Hosen mit dem Vater assoziiert und sollten offenbar auch die Hoden darstellen, während die engen Hosen den Penis darstellten. Die beiden Männer zusammen bedeuten so die Genitalien des Vaters und die ganze Szene stellt eine Rettungsphantasie mit Kastration des Vaters dar. — In früherer Zeit wurde das Vorhandensein des Penis deutlich durch den „Hosenlatz“ angezeigt, welches Kleidungsstück vielleicht infolge der Enge der unteren männlichen Kleidung nötig war, der aber häufig durch eine besondere Färbung unnötig auffällig gemacht wurde und durch seine Form eine ständige Erektion vortäuschte. Ich habe selbst eine sehr auffallende Darstellung eines enormen Phallus an dem Anzug eines bekannten Tänzers auf der heutigen Bühne gesehen. Ebenso ist der schottische „*Sporran*“ (der zuweilen mit drei Quasten verziert ist, von denen die mittlere etwas niedriger hängt als die anderen beiden) ganz deutlich ein symbolischer Gegenstand ähnlicher Art. Dasselbe gilt beinahe sicher, obwohl weniger deutlich, für die Schürze der Freimaurer. Bei den letzterwähnten Kleidungsstücken denkt man unwillkürlich an das biblische Feigenblatt, bei dem sehr starke phallische Gedankenverbindungen schon nachgewiesen worden sind.[2] Dafür ist wahr-

1) Zum Beispiel in der bekannten Erzählung, die, wie ich glaube, gewöhnlich mit Bezug auf einen berühmten Schriftsteller berichtet wird: Der Knabe spielte immer mit einem bestimmten Knopf, wenn er in der Schule Fragen beantworten sollte. Er war stets der Erste in der Klasse, rückte aber sofort auf den letzten Platz, als ein neidischer Mitschüler gerade vor der Lehrstunde den Knopf abgeschnitten und dadurch einen Zustand geistiger Lähmung (Kastration) herbeigeführt hatte.

2) Levy: Sexualsymbolik in der biblischen Paradiesgeschichte. Imago, Bd. V (1919), 27. Weitere Einzelheiten über die phallische Bedeutung der Feige (Zusammenhang mit Kastration bei den Jünglingsweihen; Verheiratung von zwei Bäumen mit

scheinlich seine auffallende Ähnlichkeit (zumal auf einer seiner Entwicklungsstufen) mit dem männlichen Genitale verantwortlich, vielleicht auch die Beschaffenheit der Frucht. Nach der Meinung vieler Autoren übten wahrscheinlich magische Anschauungen einen bedeutsamen Einfluß auf die erste Entwicklung der Kleidung und des körperlichen Schmuckes aus, und die magischen Werkzeuge — Talisman und Amulett — sind, wie wir wissen, meist (vielleicht immer) ursprünglich selbst Symbole der Zeugungsorgane.

Diese phallische Symbolik beschränkt sich aber nicht nur auf die verhältnismäßig kleinen Gewandstücke, die für besondere Teile des Körpers bestimmt sind. Dies beweist die überraschende und unerwartete Trachtensymbolik des Überrocks oder Mantels, die zuerst von Freud in Träumen entdeckt,[1] von Reik auf dem Gebiete der Folklore bestätigt[2] und durch weitere Beobachtungen von Ernest Jones klargestellt worden ist.[3] Hier zeigt sich, daß ein großes und umfangreiches, den ganzen Körper lose umhüllendes Gewand, das mit der Form des Phallus gar keine Ähnlichkeit hat, dennoch ein häufiges Phallussymbol sein kann.

In allen angeführten Beispielen scheint die phallische Kleidersymbolik hauptsächlich ein stolzes Zurschautragen der Potenz zum Ausdruck zu bringen. Aber ein solches Zurschautragen gründet sich bekanntlich oft auf einen Wunsch nach Sicherung, und zwar nach Sicherung gegen die Furcht, das phallische Organ zu verlieren. So ist es nicht überraschend, daß Kleider auch in der symbolischen Darstellung der Kastration eine Rolle spielen können. Die Kastrationsbedeutung wird dabei häufig durch das Ausziehen oder die Zerstörung von Kleidern ausgedrückt. Nach Freud[4] symbolisiert man beim Grüßen durch das Abnehmen des Hutes die Kastration, und Prynce Hopkins[5] berichtet einen ähnlich merkwürdigen Fall, der ursprünglich von mir beobachtet wurde. Das Abnehmen der Kopfbedeckung scheint nur ein besonders wichtiges und verbreitetes Beispiel für die all-

einander; Anbetung durch Frauen, die Kinder wünschen; das Schlagen mit Feigenzweigen, um Fruchtbarkeit zu bewirken; Gebrauch als Bohrer zum Feuermachen; Zusammenhang mit Schlangen, Himmelsleitern und — notabene — mit Kleidern) finden sich bei Frazer: Folklore in the Old Testament, III, 217 ff, und in „The Magic Art", II, 313 ff. Mir erscheint Groddecks Deutung des Feigenblattes als Hand (in Berührung mit den Genitalien) zweifelhaft, mit Ausnahme vielleicht besonderer Fälle. (Das Buch vom Es, p. 72.)

1) Ges. Schr. Bd. VII, S. 159.

2) Völkerpsychologische Parallelen zum Traumsymbol des Mantels. Diese Zeitschr., Bd. VI, 350.

3) Der Mantel als Symbol. Diese Zeitschr., Bd. XIII (1927), 77.

4) Ges. Schriften, III, 77.

5) Father or Sons, 28.

gemeine primitive Sitte zu sein, sich zum Zeichen der Ehrerbietung zu entkleiden. So wie nach H. Spencer[1] der Ursprung der Kleidung von dem Tragen von Trophäen (meistenteils phallische Symbole) herrührt, ebenso bedeutet das Abnehmen von Gewändern oder Schmuck, wie derselbe Autor ausführt, Unterwerfung oder Ehrerbietung (entsprechend der Übergabe der Waffen seitens des Besiegten). Als ein eigenartiges Beispiel für diese Tendenz führen wir Marco Polos Bericht an, nach dem einem jeden, der die Schwelle des Pekinger Palastes betrat, die Kleider gewaltsam ausgezogen wurden[2] — ein besonders lehrreiches Beispiel in Hinblick auf die wohlbekannte symbolische Bedeutung der Schwelle. Ich glaube, daß auch bestimmte „typische" Träume, in denen man sich nackt oder unangemessen bekleidet sieht, gelegentlich mit der Kastrationsangst zusammenhängen, zumal Träume, in denen ein besonderes Kleidungsstück fehlt oder unpassend ist. Solche Träume kommen nach meiner Erfahrung häufiger bei Männern als bei Frauen vor. In anderen Fällen kann die Kastration durch das Zerschneiden oder Zerreißen von Kleidern angedeutet werden. Solche Vorstellungen mögen vielleicht bei den Juden bei dem Zerreißen der Kleider als Zeichen der Trauer eine Rolle spielen.[3]

Der folgende Traum ist ein gutes Beispiel für diese Beziehung zwischen dem Zerreißen von Stoff und der Kastration: „*Ich träumte, daß mein Vater . . . eines Tages in das Haus gehen wollte. Ich erhob meine Hand, um ihn nicht hereinzulassen. Dabei riß ich ein Stück Stoff aus seinem Mantel. Noch einige Tage später konnte ich den Stoff in meiner Hand fühlen.*" Ferenczi hat gezeigt, daß Schneidersöhne ganz besonders am Kastrationskomplex leiden.[4] Dies deutet darauf hin, daß die Schneiderei (das Zerschneiden und Zusammennähen von Stoff) vielleicht den Koitus mit der Mutter symbolisiert (Stoff = Material = Mutter). Die erotische Bedeutung des Nähens ist ja wohlbekannt,[5] obgleich man es gewöhnlich als rein autoerotisch aufgefaßt hat (als Ersatz für die Masturbation).[6] Wenn man auf Kastrationsängste mit einem Übermaß von auffälliger, phallisch betonter Tracht reagiert, so ist dies offenbar nur ein Beispiel für die

1) Principles of Sociology, II, 128 ff.

2) Reik: Die Türhüter. Imago 1919, V, 345.

3) Man hat vermutet, daß die Einschnitte in dem heutigen Rockkragen (da, wo der Kragen in den Rockaufschlag übergeht) mit dieser Sitte in Beziehung stehen, obgleich Webb, der dies erwähnt (The Heritage of Dress, p. 30), es für zweifelhaft hält.

4) Die Söhne der Schneider. Diese Zeitschr., Bd. IX (1923), 67. (Abgedruckt in „Bausteine zur Psychoanalyse".)

5) Havelock Ellis: Studies in the psychology of sex, I, 176.

6) Groddeck: Das Buch vom Es, 168.

übliche apotropäische Funktion von polyphallischer Symbolik.[1] Angesichts der jüngsten Arbeit Freuds[2] ist es nicht nötig, hier darauf einzugehen, welche wichtige Bedeutung gewissen Seiten des Kastrationskomplexes (der fehlende Penis der Mutter) für die Frage des Fetischismus zukommt.

Bei Frauen kann der Kastrationskomplex nach Sadger[3] allgemeine exhibitionistische Neigungen für den ganzen Körper bewirken, gleichsam als ob sie sich bemühten, an Stelle des fehlenden Penis andere Reize zur Schau zu stellen. Dies trifft für einige Fälle sicher zu. Kürzlich sind jedoch einige weibliche Analytiker zur Ansicht gelangt, daß der weibliche Kastrationskomplex in seiner einfachen Form (Kastration = Abtrennung des Penis) weniger häufig ist, als man früher vermutete, und daß sich das Minderwertigkeitsgefühl bei Frauen von Anfang an auf den Körper als Ganzes beziehen kann.

Jedenfalls ist es klar, daß die typisch männliche Kastrationssymbolik beim Ablegen von Kleidungsstücken bei Frauen nicht sehr häufig anzutreffen ist. Frauen neigen vielmehr vielleicht eher dazu, unter dem Einfluß des Kastrationskomplexes gewisse Kleidungsstücke auszuziehen. So zum Beispiel dient das Ablegen des Hutes häufiger als Zeichen der Furchtlosigkeit vor der Kastration als sein Aufsetzen. Dem entspricht, daß die konventionellen Forderungen für Frauen vielfach die entgegengesetzten sind wie die für Männer. Männer legen bestimmte Gewandstücke in Befolgung dieser Sitten ab, Frauen behalten sie an (z. B. die Vorschrift, eine Kopfbedeckung in der Kirche zu tragen, die Überkleider bei Besuchen anzubehalten, bis man zum Ablegen aufgefordert wird).

Im Vergleich zur Reichhaltigkeit der phallischen Kleidersymbolik sind die entsprechenden weiblichen Symbole in der Kleidung verhältnismäßig selten. Außer dem Hut und den Schuhen, von denen bereits die Rede war, haben anscheinend der Schleier, der Gürtel[4] und das Strumpfband die Aufmerksamkeit der Psychoanalytiker am meisten auf sich gelenkt. Jedoch können auch Armbänder und andere Schmuckgegenstände sowie Edelsteine diese Bedeutung annehmen.[5]

1) Flügel: Polyphallic Symbolism and the Castration Complex. Int. Journ. of Psycho-Analysis, 1924, V, 155.

2) Fetischismus. Diese Zeitschr., Bd. XIII (1927), 373. Ges. Schriften, Bd. XI.

3) Die Lehre von den Geschlechtsverirrungen, 378.

4) „. . . *that zonulet of love*
Wherein all pleasure of the world are wove." (Herrick.)

In der babylonischen Mythologie wird erzählt, daß die Fortpflanzung in der Welt aufhörte, wenn Ischtar in der Unterwelt ihren Gürtel ablegte. (Elliot Smith: The Evolution of the Dragon, p. 154.)

5) Die beste Übersicht über diese Symbolik findet man wohl in Storfers „Marias jungfräuliche Mutterschaft", pp. 49 ff.

Erschöpfen Beispiele dieser Art die Symbolik der weiblichen Kleidung? Ich glaube es nicht. Außer der symbolischen Darstellung der äußeren weiblichen Genitalien gibt es nämlich noch eine andere Klasse weiblicher Symbole, die richtiger als Mutter- oder Mutterleibssymbole bezeichnet werden können. Sie spielen mit Bezug auf die schützende Funktion der Kleider[1] eine ähnliche Rolle wie die phallische oder vaginale Symbolik innerhalb der schmückenden Funktion. Auf diesem Gebiete dürfen wir uns wieder der sicheren Führung von Ernest Jones anvertrauen. In seiner anregenden Schrift „Kälte, Krankheit und Geburt"[2] hat er sich zu zeigen bemüht, daß die Furcht vor Kälte ihre unbewußte Quelle in der Furcht vor der Trennung von der Mutter hat, vor allem in der Trennung von der Mutter bei der Geburt. Allerdings behandelt er in dieser Arbeit größtenteils die Gleichung: Geburt = Kastration, so daß wir bei der Anwendung seiner Schlußfolgerungen auf die Kleidung finden würden, daß der Kälteschutz, den uns die Kleider bieten, nur eine andere Seite des Schutzes ist, den sie uns gegen die Kastrationsangst gewähren. Aber viele psychoanalytische Gesichtspunkte verbieten uns, zu glauben, daß sich die psychologische Bedeutung von Geburt und Muttertrennung in der Kastrationssymbolik erschöpft. Obgleich Geburt und Kastration gedanklich zweifellos in einer Weise verknüpft sind, deren Fäden wir bis heute nur teilweise verstehen, so hat erstere ebenso sicher ihre eigene stark affektive Betonung. Die Angst vor dem Verlust der schützenden Mutterliebe kann zusammen mit dem entsprechenden Wunsch, sich diese Liebe zu erhalten (beide letzten Endes in dem Wunsch ausgedrückt, in den Mutterschoß zurückzukehren), ganz unabhängig von einer damit assoziierten Kastrationsangst das ganze Leben hindurch andauern. Wenn nun Kälte zu jenen Reizen einer feindlichen Außenwelt gehört, gegen die man sich am besten durch Rückkehr in den Mutterleib schützt, so liegt es nahe, daß Kleider, die uns gegen die Kälte schützen, vom Unbewußten als Äquivalent für den schützenden Schoß angesehen werden. Wir würden dann erwarten, daß die Kleidung zuweilen als Mutterleibsymbol gebraucht wird. Allerdings besitzen wir vorläufig für diese Symbolik unvergleichlich weniger konkrete Beweise als für die phallische Symbolik der Kleidung. Dennoch gibt es verschiedene Gesichtspunkte, nach denen eine solche Symbolik in hohem Maße gerechtfertigt erscheinen mag. In erster Linie zeigen die Forscher, die über Kleidung schreiben, eine starke Neigung, die Funktion der

1) D. h. insoweit Kleider eher dazu dienen, den ganzen Körper zu schützen (gegen Kälte oder sonstige schädliche Außenreize), als einen magischen Schutz für die Genitalien zu bilden.

2) Diese Zeitschr., Bd. IX (1923), 260.

Kleidung mit der des Hauses oder Zimmers zu vergleichen, und diese gehören bekanntlich zu den wichtigsten Mutterleibssymbolen. Kleider und Häuser dienen beide zum Schutze des Körpers, wenn sie auch eine verschiedene räumliche Entfernung von ihm haben. Unsere Umhüllungen im Freien sind in der Tat ein vollgültiger Ersatz für das Haus, wenn wir uns außerhalb seines Schutzes begeben haben. Dasselbe gilt aber auch für das Bett, auch ein Mutterleibsymbol, und im Englischen wird diese Ähnlichkeit betont, wenn man die Laken und Decken als „*bed-clothes*" bezeichnet. Schon Róheim[1] hat sich dahin ausgesprochen, daß gewisse Tempel und Priestergewänder das Universum und dementsprechend auch den Mutterleib symbolisieren. „Wir sehen häufig," sagt er, „daß, ähnlich wie Gebäude, auch Röcke und Gewänder das Universum symbolisieren . . . Dies leitet sich ganz augenscheinlich von der Lage des Embryos ab: Der Embryo ist in dem Amnion wie in einem Gewand eingehüllt, wobei das Gewand die Grenzen des Universums bildet." Bei anderer Gelegenheit erwähnt der Autor bestimmte Ritualgewänder, die ausdrücklich als „Netz (*caul*)" und „Mutterleib" des Reiches bezeichnet werden.[2] Als Odysseus auf der Insel der Phäaken landete, nach Winterstein[3] eine Variante des Mythos von der Geburt des Helden, wird er auf einem Gewande — dem Schleier der Leucothea — an die Küste getragen. Es ersetzt hier das Körbchen, Boot oder einen anderen Behälter, durch den sonst in diesem Mythos der Schoß symbolisert wird. Kürzlich hat auch Löwitsch in einer interessanten Arbeit[4] zu zeigen versucht, wie die Symbolik in der Architektur bald mehr den Phallus, bald mehr den Mutterleib, zuweilen eine Mischung von beiden in wechselndem Verhältnis betont. Er hat ferner darauf hingewiesen, daß man dieselben Schwankungen und Gegensätze auch in den wechselnden Kleidermoden antreffen kann,[5] wobei heute die Neigung besteht, die phallische Seite hervorzuheben. Geradeso wie man geneigt ist, in Not und Gefahr zum Mutterschoß seine Zuflucht zu nehmen, so scheinen manche Leute das Bedürfnis nach mehr oder wärmerer Kleidung zu verspüren, wenn sie sich niedergeschlagen, gequält, erschreckt, einsam

1) Primitive Man and Environment. Int. Journ. of PsA., 1921, II, 162.

2) In der Satapatha Brahmana sagt der Priester, wenn dem König das Gewand „Tarpya" angelegt wird: „Du bist das innere Netz des Reiches." Dann legt er ein zweites Gewand um und sagt: „Du bist das äußere Netz des Reiches." Er läßt ihn dann von dem „äußeren Netz des Reiches" geboren werden. Er umhüllt ihn dann mit dem Mantel und sagt: „Du bist der Schoß des Reiches." Er läßt ihn darauf von dem „Schoß des Reiches" geboren werden. Aus einem Vortrag auf dem International Folklore Congress, 1928.

3) Die Nausikaa-Episode in der Odyssee. Imago, Bd. VI (1920), 349.

4) Raumempfinden und moderne Baukunst. Imago, Bd. XIV (1928), 293.

5) A. a. O. S. 308.

und ungeliebt fühlen oder Heimweh haben.[1] Die treffendste und direkteste Gleichstellung zwischen einem schützenden Gewande und der schützenden Liebe einer Frau stammt jedoch, soweit mir bekannt, von dem Autor des berühmtesten Buches über Kleider. In einem Brief an Lord Houghton sagt Carlyle, als er von seinem verstorbenen Weibe spricht: „*She wrapped me round like a cloak, to keep all the hard and cold world off me.*“[2]

Es scheint, als ob die drei bisher erwähnten Symbolklassen — die phallische, die vaginale und die des Mutterleibes — die unbewußte Grundlage für die bewußten Motive der Schaustellung, der Schamhaftigkeit und des Schutzes bilden, welch letztere nach Ansicht aller Autoren die drei wichtigsten Funktionen der Kleidung sind. Aus den genannten bewußten wie unbewußten Motiven stammen die mannigfachen Freuden und Befriedigungen, welche die Kleidung gewährt. Zu diesen Befriedigungen gelangt man aber nicht ohne seelische Kämpfe. Die Konflikte, die sich auf die Kleidung beziehen, kann man in zwei Hauptklassen scheiden. Da gibt es zunächst einen Widerstreit zwischen den verschiedenen Arten der Befriedigung an Kleidern. So mag zuweilen, wie Löwitsch meint, die phallische Bedeutung von Kleidung sich der Mutterleibssymbolik widersetzen, und diese beiden Richtungen lassen sich nicht leicht miteinander versöhnen. Weit offensichtlicher kommt das Streben nach Schaustellung (dessen unbewußte Grundlage wahrscheinlich meist phallisch ist) mit der Schamhaftigkeit in Konflikt (die sich leicht an unbewußte Mutterleibsymbolik anlehnt). Die verschiedenartigen Schicksale dieser Konflikte kann man zum Teil am häufigen Wechsel der Moden studieren.

Psychologisch ist mit dem eben genannten Konflikt der Widerstreit zwischen Scham und den primitiveren Formen von Exhibitionismus verwandt. Dieser hat die Schaustellung des entblößten Körpers zum Ziel (während das Zeigen von auffallenden oder schönen Gewändern schon eine Ersatzform ist). Hiermit hängt eine andere Art von Konflikten, die sich auf die Kleidung beziehen, zusammen, wobei es sich nicht um widerstreitende Motive und Befriedigungen bei der Kleidung selber handelt, sondern wobei irgend eines dieser Motive mit bestimmten anderen Strebungen, die sich gegen das Tragen von Kleidung überhaupt auflehnen, in Widerspruch gerät. Diese Motive kann man in zwei Hauptgruppen teilen: die narzißtischen

1) Auf die Frage: „Unter welchen Umständen (abgesehen von der Temperatur) oder in welcher Stimmung verspüren Sie das Bedürfnis, mehr Kleidungsstücke als gewöhnlich anzulegen?“ gaben in einer Klasse von 50 Studenten 24 Antworten in obigem Sinn. Für diese Mitteilung bin ich Fräulein Eve Macaulay zu Dank verpflichtet.

2) Zitiert in „One Thousand Beautiful Things“, edited by Arthur Mee, p. 37.

(exhibitionistischen) und die autoerotischen. Mit der ersten Gruppe hat sich bereits die scharfsinnige und eingehende Arbeit Ranks[1] hinreichend beschäftigt, der besonders die eigenartige Ambivalenz in der geistigen Haltung gegenüber Kleidern hervorgehoben hat, die verdrängten exhibitionistischen Tendenzen, die durch denselben Gegenstand offenbar werden, der ihrer Unterdrückung dienen soll.

Zum Schluß seien noch einige Worte über die autoerotischen Elemente und ihre Konflikte mit den wichtigsten Formen der Lust an Kleidern gesagt, da dieser Punkt bisher verhältnismäßig selten von Psychoanalytikern behandelt worden ist. Man kann zwei Hauptarten von autoerotischen Elementen unterscheiden: solche, die mit der Haut, und solche, die mit der Muskulatur zusammenhängen.[2] Lust, die zweifellos aus der Reizung der Haut durch Wind und Sonne und aus den Empfindungen, welche das Muskelspiel[3] begleiten, erlangt wird, muß natürlich durch Kleidung beeinträchtigt werden, zumal durch steife oder schwere Kleidung. Die aus der Kleidung gewonnenen Befriedigungen werden somit durch einen Verzicht auf diese Haut- und Muskellust erkauft, und Menschen, die für solche Lust sehr empfänglich sind, werden sich nicht leicht zu diesem Verzicht entschließen können. Darum gibt es Leute, die durch ihr ganzes Leben dieselbe ursprüngliche Feindseligkeit gegen Kleider bewahren, die wahrscheinlich von allen kleinen Kindern empfunden wird. Sie lernen es niemals, ihre exhibitionistischen Strebungen in die Richtung der Bekleidung zu sublimieren, weil die Stärke ihres Haut- und Muskel-Autoerotismus sie mit ihren exhibitionistischen Neigungen an den nackten Körper fixiert.[4] Solche Menschen gewinnen wenig positive Befriedigung durch Kleidung. Für sie sind Kleider Werkzeuge der Unterdrückung, sei es durch das Diktat der Gesellschaft auferlegt (für die offenen Rebellen), sei es (in Fällen, wo das Über-Ich die Rolle der Gesellschaft übernommen hat) durch Scham und Pflicht, denn auf einem höheren Niveau kann auch das Ideal von Arbeit und Pflicht fest mit einer bestimmten Tracht

1) Die Nacktheit in Sage und Dichtung, Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung, p. 177.

2) Sadgers Arbeit über Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik, Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen, 1912, III, 525, scheint immer noch der wichtigste Beitrag auf diesem etwas vernachlässigten Felde zu sein.

3) Antworten auf einen von mir jüngst ausgesandten Fragebogen enthalten nicht selten mit Bezug auf diese sinnliche Lust Ausdrücke, wie: „Himmlisch; ungeheuer genußreich; Luft ist Leben; als atme man das Glück ein."

4) Ernste Entwicklungsstörungen können bei kleinen Kindern durch enge Kleidung hervorgerufen werden, weil die Bewegungsfreiheit und damit das Gefühlsleben gehemmt werden. Ein solcher Fall ist sehr eindringlich von Landauer geschildert worden: Die kindliche Bewegungsunruhe. Diese Zeitschrift, Bd. XII (1926), 287/8.

assoziiert werden, und dies um so eher, je steifer und unnachgiebiger diese ist. Der Kampf spielt sich hier ganz zwischen der exhibitionistischen und autoerotischen Freude an der Nacktheit und den verdrängenden Mächten ab.

In anderen Fällen kann die Lust an der Nacktheit auch mit positiveren und tiefer liegenden Befriedigungen an der Kleidung, von denen wir anfangs gesprochen haben, in Widerstreit geraten. Zuweilen mag zum Beispiel der Wunsch, die Kleidung, dieses Hindernis der Freiheit und Freude, abzuwerfen, eng mit der Mutterleibsbedeutung der Kleider zusammenhängen. „Sich der Kleidung zu entledigen" mag so ein symbolischer Ausdruck für das Bedürfnis werden, unabhängig von der schützenden, aber durch ihre Überschwänglichkeit auch hemmenden und lähmenden Liebe der Mutter zu werden. Mütter pflegen ihrer Sorge um das Wohl der Kinder dadurch Ausdruck zu geben, daß sie sie zweckmäßig, häufig wärmer als angemessen kleiden; Kinder ihrerseits äußern ihr Bedürfnis nach Freiheit von den mütterlichen Fesseln durch rebellisches Abwerfen der Kleider. Solches Abwerfen bedeutet tatsächlich eine Geste der individuellen Unabhängigkeit und des Trotzes gegen die elterliche Autorität. Dabei ist es interessant, daß selbst dort, wo es zu extremen Bewegungen kommt, die Mutter nicht ausgeschaltet wird. Die Literatur über die Nacktkultur in Deutschland zeigt deutlich, daß die verlorene menschliche Mutter in einer weiteren und besseren Form wiedergefunden wird: in der Mutter Natur.[1]

In anderen Fällen mag jedoch die Befriedigung an der Nacktheit mit der phallischen Bedeutung der Kleidung in Widerstreit geraten. Diese kann häufig nur dann einen vollen Genuß bereiten, wenn der Druck der Kleidung deutlich verspürt wird, selbst wenn dadurch einiges Unbehagen entstehen sollte. So sagte ein Analysand, der eine tiefe Einsicht in sein Seelenleben gewonnen hatte: „Diese engen und steifen Sachen sind Unbequemlichkeiten, die aber um einer Idee willen freudig ertragen werden, und zwar der Idee, eine ständige Erektion zu haben." „Aber dennoch" — fährt er fort — „ist mein Ideal von wirklicher physischer Behaglichkeit ein loses, weiches, seidenes Gewand." Er glaubt auch, daß er um so besser aussieht, je mehr Kleidungsstücke er ablegt. Dieser Fall scheint (abgesehen von der Selbsterkenntnis) typisch zu sein; die narzißtischen und autoerotischen Elemente widerstreben beständig den Kundgebungen der phallischen Symbolik, denen sie geopfert worden sind.

So scheint es, daß die Konflikte, die sich auf das Tragen der Kleidung beziehen, zahlreich und schwierig sind und bei vielen Menschen eine sehr ambivalente Einstellung gegenüber der Kleidung bewirken. Es besteht

1) Z. B. „Nur volle Nacktheit vereinigt uns wahrhaft erstmalig mit der Natur". Surén, „Man and Sunlight", p. 107.

nicht nur ein starker und vielleicht unvermeidlicher Widerstreit zwischen den verschiedenen Befriedigungen und Reaktionsbildungen im Zusammenhang mit der Kleidung, sondern das Tragen von Kleidern an sich führt schon zu mancherlei Konflikten. Es hängt oft von dem Grade der Fixierung oder der Ersatzbildung ab, auf welche Seite des Konfliktes bestimmte Strebungen, z. B. solche exhibitionistischer Natur, treten. Ein volles Verständnis für die dynamischen Verhältnisse in der Einstellung eines Menschen zu seinen Kleidern würde die Kenntnis seiner gesamten seelischen Entwicklung näherbringen.

Der Mythos von der Bernikel-Gans

Von
Sylvia Payne
London

Die Bernikel-Gans ist ein Wasservogel, der im arktischen Meere vorkommt und im Winter die englische Küste aufsucht. Der Brutplatz dieser Vögel blieb lange unentdeckt und zur Erklärung ihrer Entstehung entstand ein interessanter Mythos. Wie alle Mythen, hat auch dieser eine eigenartige Beziehung zur unbewußten Phantasie. Der Mythos wird seit dem 11. Jahrhundert von zahlreichen Autoren erwähnt und hat verschiedene Formen. Es wurde erzählt, daß der Vogel aus der Frucht eines an der Meeresküste wachsenden Baumes oder auch aus dem Baume selbst durch Ausscheidung einer klebrigen Flüssigkeit („*viscous humor*") oder aus einer Muschel, welche auf dem fauligen Holze der Schiffskörper oder sonstwo wächst, entstand.

Im Jahre 1187 berichtet Geraldus Cambrensis folgendes:[1] „Es gibt an diesem Orte viele Vögel, Bernacae genannt. Die Natur erzeugt sie in außerordentlicher, man möchte sagen naturwidriger Art . . . Sie entstehen aus Föhrenholz, welches auf dem Meere treibt, und gleichen zuerst dem Harz. Später hängen sie von ihrem Schnabel herunter, als wären sie am Holze angewachsener Tang, und sind von Muscheln umgeben, um freier wachsen zu können. Sie werden so im Laufe der Zeit mit einem starken Federkleid bedeckt, fallen dann entweder ins Wasser oder fliegen frei weg in die Luft. Sie entnehmen ihre Nahrung und die Säfte ihres Wachstums dem Safte des Holzes oder aus dem Meere auf dem Wege eines geheimen und sehr wundervollen Ernährungsprozesses . . . Sie brüten nicht und legen auch keine Eier wie die anderen Vögel, auch brüten sie niemals irgendwelche Eier aus und scheinen auch in keinem Winkel der Erde Nester zu bauen. Diesetwegen tragen Bischöfe und fromme Männer in manchen Teilen Irlands kein Bedenken, diese Vögel zur Fastenzeit zu

1) Aus „Barnacles in Nature and in Myth", E. Heron-Allen.

verzehren, da sie nicht Fleisch noch auch vom Fleische geboren sind ... Indem sie aber also tun, verfallen sie der Sünde. Denn wenn irgendjemand vom Beine unseres Urvaters (Adam) äße, obschon er nicht vom Fleisch geboren war, so könnte dieser Mensch dennoch nicht als unschuldig in Bezug auf das Fleischessen angesehen werden."

Im späten 13. oder frühen 14. Jahrhundert schreibt Alexander Neekam:[1] „Der Vogel, welcher allgemein Bernekke genannt wird, hat seinen Ursprung vom Kiefernholz, welches lange Zeit ins Meer getaucht worden war. Von der Oberfläche des Holzes wird ein gewisser klebriger Saft ausgeschieden, welcher im Laufe der Zeit die Form eines kleinen federbekleideten Vogels annimmt, und diesen sieht man dann am Schnabel vom Holze herabhängen. Dieser Vogel wird zur Fastenzeit von den weniger Vorsichtigen gegessen, weil er nicht durch mütterliches Brüten aus einem Ei erzeugt wird!"

Das Schalentier oder Bernikel, welches in vielen Formen des Mythos erscheint und von welchem die Gans ihren Namen erhält, gehört zur Spezies „*Lepas anatifera*" (Entenmuschel). Klasse: *Crustacea*. U. Klasse: *Cirripedia;* entsprechend den gefiederten Fortsätzen, mit welchen die Tiere das Wasser in der Suche nach Nahrung durchsuchen. Nach zwei Larvenstadien, in welchen sie sich frei bewegt, preßt die Entenmuschel den Kopf auf eine passende Stelle, klebt sich dem Holze an und entwickelt rasch zwei harte kalkige Schalen, welche sich mit Hilfe eines basalen Scharnieres öffnen und schließen.

In Heron-Allens Buch „Barnacles in Nature" werden sie wie folgt beschrieben: „Im Falle der gestielten Entenmuschel entwickelt sich — sobald sich die Cypris an dem auserwählten Holzstück oder irgendwelchen anderen Beförderungsmitteln mit Hilfe der Antennulae oder Sauger befestigt hat, die biegsame Röhre zwischen dem Tiere und dem Befestigungspunkte in einer Länge von 1 bis $^3/_4$ Zoll; daran hängt es, schwankt im Wasser hin und her und bildet den Hals der mythischen Gans." Die Entenmuscheln sind normalerweise Hermaphroditen und bedürfen zur Fortpflanzung ihrer Spezies keines Partners.

Die Geschichte des Mythos beginnt nicht mit den Aufzeichnungen des 11. Jahrhunderts, denn 1895 beschreibt M. Frederic Houssay Darstellungen „einer aus einer Entenmuschel entstehenden Gans" auf mykenischen Vasen. Er sagt:[1] „Ich folgerte, daß jene Tiere, welche genau gezeichnet waren, oft gesehen wurden, indes das bei den anderen nicht zutraf, entweder weil sie in dieser Gegend selten waren, oder weil sie in

1) Aus „Barnacles in Nature and in Myth", E. Heron-Allen.

Wirklichkeit gar nicht existierten. Diese zweite Annahme schien mir die korrektere zu sein, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch eine Art Vogel gefesselt wurde, Gans oder Ente, deren Darstellung eine eigenartige Mischung des Wirklichen und des Unmöglichen bietet — siehe die Knochenurne von Kreta. Alle Exemplare (Vögel), die auf diese Knochenurne gemalt wurden, haben dieselbe Form, aber nicht zwei von ihnen dasselbe Gefieder. Dies legt die Annahme nahe, daß der Künstler entweder diese geheimnisvollen Geschöpfe nicht gekannt hatte oder nicht fähig oder mutig genug war, sie genau zu zeichnen. Außerdem hat jedes dieser Tiere auf seinem Rücken zwei kleine Anhängsel; sie sind kaum als Vogelflügel anzusehen, aber beinahe exakt in Stellung und Form, wenn man sie als die Fortsätze einer Entenmuschel, jenes cirripeden Schalentieres, welches man gewöhnlich an schwimmenden Balken angewachsen findet, betrachtet. Sicherlich werden viele sich fragen, wieso Zeichnungen, welche im großen ganzen Vögel, wenngleich mit besonderen Merkmalen, darstellen, die Idee eines immerhin wenig bekannten Schalentieres aufkommen lassen. Das rührt daher, daß eine Legende existiert, welche aus einer nebelhaften Urzeit durch die Jahrhunderte zu uns drang. Sie ist jenen, die sich mit der Ideengeschichte der Urzeugung befaßt haben, wohlbekannt und setzt ausführlich auseinander, daß die Bernikel-Gans aus der Entenmuschel (*lepas anatifera*) — dem fraglichen Schalentier — geboren wird. Ich zweifelte gar nicht daran, daß ich, wenn nicht den Ursprung, doch zumindest eine frühe Version dieser sonderbar zähen Legende, welche bis zum heutigen Tag von den Fischern unserer Küsten weitergegeben wird, vor mir hatte. Als ich die Zeichnungen betrachtete, schien es mir sogar verständlich, wieso eine scheinbar so phantastische Auslegung: Vögel in der Allgemeinerscheinung, Entenmuschel in den Einzelheiten — entstanden sein konnte. Ich frug mich, ob die so dargestellten Tiere bloß wegen ihrer Schönheit oder Seltsamkeit gewählt worden waren, oder weil sie zur Begründung und Erklärung einer mehr oder weniger verworrenen Theorie über den Ursprung des Lebens eine besondere Bedeutung erlangt hatten. Mit einem Worte, waren nicht die Künstler von Mykene stets Symbolisten, selbst dann, wenn sie am realistischesten erschienen?“

Die wesentlichen Züge des Mythos sollen im Folgenden zusammengefaßt werden. Nachdem der Brutplatz einer gewissen Wildgansart sich in den arktischen Regionen befand und daher der Menschheit weder sichtbar noch erreichbar war, ergab sich der Antrieb zur Formulierung einer unnatürlichen Zeugungstheorie, welche zum Teil durch eine oberflächliche äußere Ähnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dessen Abkömmling begünstigt wurde. Das Ergebnis der Übernahme des Mythos in die frühe

christliche Kirche war, daß die Gans nicht mehr als Fleisch angesehen wurde und an Fasttagen gegessen werden konnte. Die Tatsache, daß derselbe Mythos auf mykenischen Töpfen um das Jahr 1200 a. C. dargestellt wurde, läßt, so nahm man an, den Verdacht aufkommen, daß der Mythos der Kirche bekannt war und daß sie durch den Druck von Triebforderungen gezwungen war, ihn als ein Mittel zur Milderung der Verbote zu verwenden.

Der Psychoanalytiker verbindet bedenkenlos beide Mythen, doch folgt die bewußte Kenntnis notwendigerweise nicht daraus, denn die unbewußten Determinanten des Mythos sind jederzeit vorhanden und der Mythos wird, wenn das Bedürfnis danach groß genug ist, eben „wiedergeboren". Der Symbolismus der von Houssay erwähnten Darstellungen kann mit Hilfe der Psychoanalyse gedeutet werden. Der Raum der gegenwärtigen Arbeit gestattet nur die bisexuelle Bedeutung all der verwendeten Motive zu betonen.

In dieser Verbindung ist es interessant festzustellen, daß sich die frappantesten Bilder auf der Kretaer Knochenurne befinden, wo die Bernikel-Gänse aus den Blättern einer konventionell gezeichneten Seepflanze aufsteigend dargestellt werden. Die Symbolik der Knochenurne, eines Behälters für Knochen, geht hier mit der Symbolik der Vögel parallel. Der Symbolismus der Entenmuschel in den späteren Versionen des Mythos ist scheinbar sowohl genital wie prägenital; die geschwungenen Schalen der Entenmuschel, welche sich öffnen, um die gefiederten Fortsätze freizugeben, symbolisieren das weibliche Genitale, indes Stiel und Fortsätze phallische Symbole sind. Die Gans mit ihrem langen sehnigen Hals, ihrem geschwungen geformten Körper und mit ihren Schwimmfüßen hat in ihnen eine oberflächliche Ähnlichkeit mit der Entenmuschel und es drängt sich der Gedanke an eine Wiederholung derselben Symbolbedeutung auf. Offenbar ist der Symbolismus nicht ausschließlich genitaler Natur und die meisten Varianten des Mythos beschreiben die Ausschwitzung eines klebrigen Saftes oder Harzes von dem Baum oder Klotz, bevor die Entenmuschel oder der Vogel erscheint. Die Entenmuscheln sind ferner stets an faulendes und verwesendes Holz angewachsen, was darauf hindeutet, daß eine exkrementelle Substanz der Vorläufer der Entenmuschel oder der Gans war.

Sir Ray Lancaster erwähnt in „The Diversions of a Naturalist", daß es in vergangenen Jahrhunderten „eine Tatsache der alltäglichen Erfahrung und eine feststehende Überzeugung war, daß allerlei Lebendiges aus Schlamm, Wellenschaum, Schmutz, sich zersetzenden Tierleichen und faulenden Bäumen durch Urzeugung entsteht".

Shakespeare spricht vom selben Glauben. Die Königin in Hamlet, Akt 3, Szene 4, sagt:

„And as the sleeping soldiers in the alarm,
Your bedded Hairs, like Life in excrement,
Start up, and stand on end.“

Wir können also zwei verschiedene Aspekte des Mythos unterscheiden. Erstens: die unbewußte bisexuelle symbolische Bedeutung der Entenmuschel und der Bernikel-Gans, zweitens: die bewußte Phantasie der spontanen Urzeugung, welche aus den Allmachtsphantasien der prägenitalen, analen und oralen Phasen der seelischen Entwicklung entspringen. Sowohl in den früheren wie in den späteren Varianten des Mythos spielt das Meer eine ständige Rolle. Der Gänse tragende Baum gehört dem Meere an und die Entenmuscheln heften sich an Bäume, die am Meeresstrande wachsen oder an Schiffe.

Meer, Schiff und Baum sind Muttersymbole, so daß es klar ist, daß unbewußt das Muttermotiv dargestellt sein muß. Dabei wird besonderer Nachdruck auf die Fixierungssituation gelegt. Die Entenmuschel ist am Schiff, Klotz usw. fixiert. Es ist offenbar, daß der Glaube an die spontane Zeugung der Gans aus der Entenmuschel der wesentliche bewußte Faktor im Mythos war, wenn wir einen Blick auf die Wirkung der Legende werfen: diese war die Gewährung einer Erlaubnis der Kirche, die Fastenzeit zu brechen. Die Gans durfte gegessen werden, weil sie kein Fleisch war. Sie verdankte diese Annahme dem Glauben daran, daß sie ohne Befruchtung geboren worden war.

In jener Zeit, da der Glaube an den Mythos bestand, finden wir auch eine andere Verwendung des Wortes „Gans“, verbunden mit der Aufhebung eines anderen Verbotes. Die Bezeichnung Gans wurde sowohl für Prostituierte wie auch für eine Form der Geschlechtskrankheit verwendet. Ein geläufiger Ausdruck war „*Winchester Goose*“ und bezog sich auf Prostituierte, die in Häusern von Winchester lebten und vom Bischofe von Winchester konzessioniert waren. The English Gazetter (1778) berichtet: „Zu den Zeiten der Papisterei waren nicht weniger als 18 Häuser auf Bankside von den Bischöfen von Winchester zum Hurenhalten konzessioniert, welche infolgedessen allgemein Winchester-Gänse genannt werden.“ Im „New English Dictionary“ heißt es unter *goose, Goose or Winchester Goose:* eine gewisse Geschlechtskrankheit, daher eine Prostituierte.

Wenn wir die charakteristischen Eigenschaften der Prostituierten und der Entenmuschel vorerst von einem oberflächlichen Standpunkte aus vergleichen, sehen wir, das beide parasitisch sind, an einen Gastgeber geheftet, zu dem sie nicht gehören. Die Prostituierte hat weder Eltern noch

Familie. Sie gehört zum Gemeinwesen und ist von ihm abhängig, doch ihm wesensfremd. Die Bernikel-Gans ist durch Urzeugung entstanden und hat daher keine Eltern. Freud lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die Beziehung des Inzest-Tabus zu Sitten der primitiven Rassen sowie zum Ursprung und der Gestaltung religiösen Zeremoniells. In „Totem und Tabu" berichtet er von dem Arunta-Stamm, der die Beziehung der Vaterschaft zu den Kindern nicht anerkannte und glaubte, daß ein Geist in die Frau gefahren sei und die Empfängnis verursacht habe. Die Weigerung, eine Beziehung zwischen Beischlaf und Empfängnis anzuerkennen, war verbunden mit der Erlaubnis, den Totem des Stammes zu essen und den Frauen des Stammes beizuwohnen.

Die Mykener stellten in ihren Malereien den Mythos dar; sie verehrten Aphrodite, die griechische Liebesgöttin, und glaubten, daß sie aus dem Meeresschaume geboren worden war. So finden wir hier den Gedanken der Urzeugung und die entstellte Phantasie der Befruchtung durch Luft, Geister usw. wieder. Es besteht offenbar ein Bedürfnis zur Entpersönlichung der Eltern und zur entsprechenden Vernachlässigung der Vaterschaft. Wenn wir uns vom Mythos zur Psychologie des Individuums wenden, das durch sein Unbewußtes gezwungen wird, seine Sexualbefriedigung bei einer Prostituierten zu suchen, und das unfähig ist, andere Frauen als sexuelle Liebesobjekte anzusehen, finden wir eine Spaltung der Mutter-Imago in ein Ideal und in eine erniedrigte Mutter, wie dies von Freud und anderen beschrieben wurde. Wo die Objektliebe genügend entwickelt ist, um eine bedeutende Reaktionsbildung zu gestatten, finden wir im Bewußtsein eine ideale Mutter-Imago, der Vorstellung von der Jungfrau Maria vergleichbar, und die Tendenz zur Askese, verbunden mit einer Rettungsphantasie, unter der sich eine unbewußte Christus-Identifikation verbirgt.

Die unterdrückte Mutter-Imago ist eine erniedrigte unpersönliche Vorstellung, gewöhnlich mit den Vorstellungen von Exkrement und Nahrung verbunden; die zugehörigen, unbewußten erotischen und feindlichen Phantasien sind in ihrer Form oral. Die erniedrigte Mutter-Imago ist die prostituierte Mutter. Was diese Vorstellung genau bedeutet, wird am leichtesten durch das Studium des Extremfalles jenes Mannes erkannt, dessen Sexualität der Prostitution völlig hörig ist und der zur Objektliebe nicht genügend vorgeschritten ist, um adäquatere Beziehungen und Bindungen herzustellen. Die psychologische Beziehung zwischen einem solchen Manne und der erniedrigten weiblichen Gestalt ist keineswegs eine Objektbeziehung im richtigen Sinne.

Dies wird durch den Traum eines Patienten sehr gut beleuchtet, der diese Phase seiner Krankheit durcharbeitete. Er träumte, *daß man ihm*

saure Milch gab, er wollte daraus einen Pfannkuchen machen, der als Abführmittel verwendet werden konnte. Er assoziierte dazu, am Lande sei ein Sprichwort üblich, daß Milch, unter ein Ehebett gestellt, in der Früh zu Butter geworden sei. — „Pfannenkuchen" sei ein Slang-Ausdruck für Kuhmist. — Prostituierte würden Kühe genannt. — Ein Kuhstall sei ein Bordell. — Er brachte eine große Anzahl von Träumen, die vom Essen von Tieren und Tierteilen handelten, die mit der Mutter und Teilen ihres Körpers und mit dem Penis des Vaters identifiziert wurden. Die Eltern wurden ständig mit Fäzes identifiziert. Während dieser Periode phantasierte er bewußt perverse Sexualspiele mit Prostituierten, in welchen die Rollen vertauschbar waren; es war ersichtlich, daß eine sehr weitgehende Identifizierung mit der Prostituierten bestand.

Es war klar, daß die erniedrigte Frau eine Projektion der introjizierten Mutter und des väterlichen Penis darstellte. Der Zustand wies auf eine Regression zum Narzißmus hin und war durch den Autoerotismus der infantilen masturbatorischen Periode charakterisiert. Dabei traten die Teiltriebe und prägenitalen Zonen in Erscheinung. Die Regression vermied die beiden großen, in Verbindung mit dem Ödipuskomplex entstehenden Ängste, die Kastrationsangst und die Trennungsangst. Die Entfernung der Eltern mit Einverleibung und die Regression zur Stufe der Allmacht scheinen die hervorstechendsten Züge zu sein. Die Libido wird den Objekten entzogen und fällt dem Ich zu. Das Ich ist relativ undifferenziert in extremen Fällen, wie in dem von mir berichteten und bleibt als das Lust-Ich der Kindheit bestehen. Die Introjektion und Entfernung der Mutter erscheint vollkommener und überwältigender als die des Vaters, der durch den Penis der Mutter oder durch eine auffällige Abwesenheit dargestellt wird. Die relative Unmöglichkeit, die Aggression gegen den Vater zu zeigen, verbirgt die größere Angst.

Ich hatte berichtet, daß die Bezeichnung „Gans" oder „Winchester Gans" auch in gleicher Weise zur Benennung einer Geschlechtskrankheit verwendet wurde, so daß die Prostituierte und die Krankheit identifiziert werden. In dem bereits erwähnten Fall war eine venerische Krankheit mit einer Schwangerschaftsphantasie assoziiert. Die Vergrößerung der Prostata war der Kindskopf; die Behandlung der Erkrankung, zu welcher rektale Prostatamassage gehörte, erregte passive homosexuelle Phantasien. Freud berichtet in seinem Artikel „Das Tabu der Virginität", daß der Mann sich vor der Infektion durch die Feminität der Frau fürchtet. Diese Furcht ist eine Form der Kastrationsangst, wobei die Frau die Kastrierende ist.

In meinem Falle war die Kastrationsangst mit der Angst und mit der Aggression, welche die häufigen Schwangerschaften der Mutter erregten,

verbunden, ferner mit dem Gedanken über die anatomischen Geschlechtsunterschiede und mit der Rolle, die der Vater gespielt hatte. Der Patient träumte vom Berauben und Verletzen der schwangeren Mutter und der ungeborenen Kinder. Es zeigte sich, daß für ihn venerische Erkrankung die Erniedrigung und Vernichtung der Schwangerschaften bedeutete, genau so wie die Verknüpfung der Frau mit Exkreten und mit dem Analtrakt die Erniedrigung und Vernichtung der Mutter-Imago ausdrückt.

Bevor die Kenntnis der Existenz venerischer Erkrankungen erworben wird, wird Angst und Aggression auf Substanzen gerichtet, welche das Kind an den allmächtigen Vater gemahnen; indem sie nach seinem Glauben fähig sind, Tod oder Leben hervorzubringen (Zeugung); diese sind Blut, Urin, Fäzes, Flatus, Atem, Milch, Samen. In der Realität liefern sie die konkreten Bezeichnungen für die oralen und anal-sadistischen Wünsche, welche zur allmächtigen Phase der infantilen Entwicklung gehören.

Bei der Zuflucht des Mannes zur Prostituierten wirken noch andere Faktoren mit, die ihn vor den infantilen Ängsten des Ödipuskomplexes schützen. Die Angst vor dem Vater ist herabgesetzt durch Identifizierung mit den anderen Männern, die sie besuchen. Erst als die Brüder sich verbanden, konnten sie den Vater der Horde erschlagen. Eine Modifikation desselben Gedankens erscheint hier: die Angst vor der Rache der Frau wegen der Defloration wird durch das Faktum vermieden, daß vorher andere dagewesen sind. Die Tatsache, daß die Frau keines einzelnen Mannes Besitz ist, bedeutet, daß das Besitzrecht des Vaters überwunden worden ist.

Es gibt einen irischen Aberglauben, demzufolge die Ringelflechte (*tinea tonsurans*) durch einen Blick des siebenten, in ununterbrochener Reihenfolge geborenen Sohnes geheilt werden kann. Bei der Geburt des siebenten Sohnes legt die Hebamme einen Wurm auf die Handfläche des Kindes, das den Wurm zerdrücken muß. Dann kann der Junge die Ringelflechte durch das Anblicken des Erkrankten heilen. Kraft seiner, durch die Reihenbildung potenzierten Männlichkeit, kann er die Kastrationsmacht, welche dem Vater gehört, überwinden. Ein anderer Aberglaube besagt, daß man sich von Krankheit befreien kann, indem man einen Lappen mit jemandem, der infiziert ist, in Kontakt bringt, den Lappen dann wegwirft, worauf derjenige, der den Lappen aufhebt, erkrankt und der ursprünglich Erkrankte geheilt wird.

In einem Traume sah mein Patient eine geldgefüllte Börse, ein infiziertes Taschentuch und ein lebendes Wesen auf dem Bürgersteig. Er fürchtete sich, die Börse wegen des Taschentuches aufzuheben. Die Börse bedeutete die Prostituierte. Er assoziierte zu dem Traume obigen Aberglauben. Die Prostituierte ist der infizierte Lappen und die Infektion wird von einem Mann durch die Prostituierte zum anderen weitergegeben.

Zweifellos ist eine unbewußte homosexuelle Phantasie mit der Krankheitsübertragung durch die Prostituierte verbunden; gleichzeitig illustriert diese besondere Form der Phantasie vortrefflich die aggressiven Wünsche gegen den Mann, welche hinter der passiv homosexuellen Einstellung verborgen sind. Der Mann identifiziert teilweise sich mit der Mutter deshalb, weil er sie als die Kastrierende ansieht und daher seine Rachephantasien gegen den Vater beibehalten kann.

Die Entenmuschel-Mythe um 1200 a. C. wurde nicht unter demselben Verbot produziert wie im Mittelalter. Die Frau wurde als sexuelles Liebesobjekt idealisiert, nicht aber als Mutter. Die Kirche im Mittelalter idealisierte die Frau als Mutter und erniedrigte sie als sexuelles Liebesobjekt. Die idealisierte Mutter ist nie ohne den Sohn und daher gibt es keine Angst vor der Trennung; der orale Besitz erscheint sanktioniert, doch nur auf Kosten eines Opfers, welches dargebracht werden muß. Dieses wird durch die Christus-Identifikation dargestellt.

Es ist interessant festzustellen, daß von Helene Deutsch parthenogenetische und Prostitutionsphantasien als typisch weibliche Pubertätsphantasien beschrieben werden und daß wir die Prostitutionsphantasie in zahlreichen Analysen von Frauen treffen. Der auffallende Zug ist die Stärke der aggressiven Regung gegen den Mann, der von der Prostitutionsphantasie verdeckt wird. Dies entspricht dem aggressiven Wunsch, welcher hinter dem passiv homosexuellen Verhalten verborgen ist.

Abschließend möchte ich sagen, daß die Entenmuschel, die Bernikel-Gans und die Prostituierte die Projektion der oralen Fixierung des Individuums sind, welches einerseits durch die Stärke der Triebforderungen, andererseits durch die Angst vor der Trennung und Kastration gedrängt, ganz oder teilweise zu der prägenitalen Phase regrediert und die verlorenen Objekte durch Introjektion einer Mutter-Imago von maskulinen Eigenschaften wiederzugewinnen sucht. Sowohl die aggressiven und feindlichen Wünsche als auch die erotischen Besitzwünsche betreffen offenbar eine erniedrigte Mutter-Imago, doch scheint diese Imago ein kombinierter elterlicher Prototyp zu sein.

Die Tatsache, daß man Entenmuscheln, denen man aphrodisierende Eigenschaften zuschrieb, sowie Bernikel-Gänse essen durfte und daß andererseits die Prostituierten konzessioniert waren, ist ein Hinweis darauf, wie mächtig das Urteil des durch die Kirche repräsentierten Über-Ichs war. Die Erniedrigung und Einengung des Objekts war so groß, daß es unnötig war, sich zu schützen oder zu bewahren. Andererseits weist dies auf die Stärke der verdrängten Bedürfnisse des Menschen unter dem Banne des Verzichtes hin.

Die idealisierte Mutter-Imago ist gleichfalls isoliert, doch ist die gemeinschaftliche Reaktion die eines gemeinsamen Verzichtes, nicht aber die eines gemeinsamen Besitzes.

Ich habe keinen Versuch gemacht, das wichtige Gebiet der Psychologie der Prostitution umfassend durchzuarbeiten, da ja nur einer ihrer Aspekte in Beziehung zum Mythos gebracht wurde.

Hamlets Ungeduld

Von

Ella Sharpe

London

Man zollt der hingebenden Arbeit des Führers der psychoanalytischen Bewegung in England vielleicht auf die schönste Weise einen Tribut, indem man den Weg verfolgt, den er uns gewiesen hat. Auf dem Gebiete der angewandten Psychoanalyse hat Ernest Jones uns an Werken schöpferischer Kunst neue Seiten aufgedeckt, die uns vor der Psychoanalyse unzugänglich gewesen sind. Sein Aufsatz über „Hamlet" — der die von Freud[1] herrührende Deutung dieser Dichtung aufnimmt und im Detail ausführt — beleuchtet klar und eindringlich den ungelösten Ödipuskomplex, der das fundamentale Problem in diesem Drama ist.

Zu diesem Thema bleibt nach seiner klaren Darstellung nichts mehr hinzuzufügen. Es wäre noch eine lohnende Aufgabe, in dem Drama die rückläufige Bewegung der Libido infolge Rückzuges von dem zentralen Ödipusproblem nachzuweisen. Das Studium der besonderen Natur der Regression läßt uns die Eigenheit Hamlets verstehen, welche die Ödipussituation in seinem Fall so besonders reizvoll und eigentümlich gestaltet. Das Problem seines Zögerns erhält durch die Annahme prägenitaler Fixierungen eine weitere Erklärung und die Sensibilität seines Charakters wird uns verständlicher.

Hamlets Tragödie liegt meines Erachtens nicht in seinem Zögern, sondern im Gegenteil, in seiner Ungeduld. Das gilt ebenso, wenngleich mutatis mutandis, von Romeo und Julia, Othello, König Lear. In entscheidenden Momenten zeigen die Helden dieser Stücke eine Ungeduld, eine Überstürztheit im Handeln, die das Leben über sie hereinbrechen läßt. Sie können nicht warten. Dies klingt im Falle Hamlets paradox, denn das Stück ist ein dauernder Aufschub einer Tat, die man vom Aufgehen des Vorhangs an

---

1) Freud, Traumdeutung, Ges. Schr., Bd. II.

erwartet. Dennoch ist es am Ende Ungestüm, nicht Unschlüssigkeit, die Hamlet dem Verderben ausliefert. Im Folgenden will ich versuchen, diese Anschauung zu begründen.

Wir sehen Hamlet zu Beginn des Dramas als den Sohn, der seinen Vater, den König, verloren hat. Er hat durch die überstürzte Heirat seiner Mutter ein seelisches Trauma erlitten. (Hier ist zuerst das Auftauchen von Ungeduld zu bemerken.) Gleichzeitig oder kurz danach, weigert sich Ophelia auf Befehl ihres Vaters, Hamlet anzuhören. So hat Hamlet seinen Vater, seine Mutter und seine Geliebte verloren. Er wird gerade im Moment, da er am nötigsten einen Halt in der Realität gebraucht hätte, von Ophelia zurückgestoßen. Auch sie läßt ihn im Stiche.

Der Tod des geliebten Vaters allein würde ein natürliches Zurückziehen von der Welt und eine Zeit der Trauer verursachen. Der seelische Verlust durch die schnelle Wiederverheiratung seiner Mutter und Ophelias Rückzug komplizieren die Aufgabe der Trauer enorm. Zu alledem erfährt er noch, daß sein Vater ermordet worden ist.

Freud und Abraham haben das Wesen der natürlichen Trauer behandelt, und haben es mit dem Mechanismus der Melancholie in Beziehung gebracht. Hamlets Trauer war eine Folge des Verlustes seines Vaters; die melancholische Note bekommt sie erst durch den Verlust seiner Mutter und Ophelias. Wenn man trauert, bietet die äußere Welt kein Interesse mehr.

„Die Erde, diese vortreffliche Einrichtung,
scheint mir nur ein kahles Vorgebirge.“ *II. Akt, 2. Szene.*

„Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht.“
II. Akt, 2. Szene.

In der Melancholie wird das Verlustgefühl ein inneres Erlebnis. Selbstverachtung und Selbstvorwürfe lassen die Seele verarmen.

„Ich könnte mich solcher Dinge anklagen, daß es besser
wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren.“ *III. Akt, 1. Szene.*

„Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen
Himmel und Erde herumkriechen?“ *III. Akt, 1. Szene.*

Das Stück enthält zahlreiche derartige Betrachtungen. Wir wissen aus der psychoanalytischen Forschung, was diese Stimmung bedeutet. Sie spiegelt einen narzißtischen Rückzug der Libido von den äußeren Objekten. Hamlets Halt in der Realität besteht nur noch in seinen narzißtischen Interessen und Zuneigungen. Er lebt auf, als er vom Eintreffen der Schauspieler hört. Er wendet sich in seiner Trübsal an Horatio:

„Seit meine teure Seele Herrin war
Von ihrer Wahl und Menschen unterschied,
Hat sie dich auserkoren.“ *III. Akt, 1. Szene.*

Dieser narzißtische Rückzug wird, wie Freud gezeigt hat, durch die Introjektion der verlorenen Liebesobjekte bewirkt. Die gegen das eigene Ich gerichteten Beschuldigungen richten sich im Grunde gegen die verlorenen Liebesobjekte. Das Ich, derart durch Identifizierung verändert, wird zum Objekt des Sadismus des Über-Ichs, und der innere Frieden kann nur eintreten, wenn diese Introjektionen ausgeschaltet, vertrieben, getötet sind. Dann erst erhält das Ich die Billigung des Über-Ichs.

Die Wechselbeziehungen dieser seelischen Faktoren werden klarer, wenn man das Trauerspiel als eine seelische Schöpfung Shakespeares betrachtet, d. h. wenn man es als eine Projektion des eigenen Konfliktes des Autors in dramatische Form ansieht. Man muß dazu Gedankengänge des Dichters, nicht solche Hamlets heranziehen. Von diesem Standpunkt aus ist Hamlet selbst der Brennpunkt des Stückes, aber die anderen Gestalten personifizieren die einander widerstreitenden Regungen in der Seele des Autors. Shakespeare dramatisiert nämlich in Hamlet seine eigene Regression nach dem Tode seines Vaters. Einige Autoren haben festgestellt, daß er zur gleichen Zeit Mary Fitton verlor. Indem er die introjizierten Objekte in dramatischer Form aus sich heraus stellte, erlöste er sich von „dem Etwas in seiner Seele“. Er befreite sich durch Sublimierung, analog der Rückprojektion, des Tötens der in das Ich introjizierten Personen.

Der Dichter ist nicht Hamlet. Hamlet ist das, was er hätte werden können, wenn er das Drama nicht geschrieben hätte. Alle Gestalten sind Introjektionen, die er aus seiner Seele wieder herausgestellt hat. Er ist die ermordete Majestät von Dänemark, er ist der gemordete Claudius, er ist die Königin Gertrud und auch Ophelia. Er ist Hamlet. Indem er das Stück schrieb, hat er sie und sich getötet. Er hat sie symbolisch aus sich herausgeworfen und bleibt ein gesunder Mensch durch eine Sublimierung, welche die Forderungen des Über-Ichs und der Es-Impulse befriedigt.

Das innere Drama in der Seele des Dichters ist, wie mir scheint, auf folgende Weise nach außen gekehrt worden.

Die Ambivalenz zeigt sich durch das ganze Stück in den gleichgestimmten oder kontrastierenden Charakteren.

Der tote König bildet mit Claudius eine Einheit. Die Liebe zum Vater erscheint unmittelbar in Hamlets leidenschaftlicher Lobrede:

„Seht, welche Anmut wohnt auf diesen Brauen!
Apollos Locke, Jovis hohe Stirn! Ein Aug’
Wie Mars, zum Drohen und zum Gebieten!“ *III. Akt, 4. Szene.*

Claudius, der Bruder des Königs, stellt die böse Seite des Vaters dar, gegen die sich Hamlets Feindschaft richtet.

„O Schurke! Lächelnder, verdammter Schurke!“ *I. Akt, 5. Szene.*

„Gleich der brand'gen Ähre,
Verderblich seinem Bruder.“ *III. Akt, 4. Szene.*

Der Geist, der umherwandelt, verkörpert die ideale Vater-Imago. Claudius ist die Verkörperung jenes bösen Vaters, der ihn täuscht und „zwischen der Wahl und seinem Hoffen“ steht. Da der Geist zum Bewohner der Unterwelt wird, wird er „der alte Knabe im Kellerloch“. Dort leidet er für seine Sünden, und die Vorwürfe, die er gegen sich erhebt, sind dieselben, die Claudius gegen sich richtet, und können mit denen Hamlets identifiziert werden. So werden der dem Grabe entstiegene Geist, Hamlet, und Claudius miteinander identifiziert. Dies versinnbildlicht die Einverleibung des Vaters in das Ich. Der wandelnde Geist symbolisiert das Über-Ich, dessen Sadismus gegen das Ich gerichtet ist, — für uns nach außen dargestellt als Claudius.

Das Thema wiederholt sich in einer anderen Gruppe, da die Spannung durch den Sadismus des Über-Ichs wächst. Laertes führt dieselbe Rolle weiter. Auch ihm wird der Vater getötet und er verliert die Schwester. Er repräsentiert den wachsenden Zwang zu überstürzten Handlungen in Hamlets eigenem Gemüt.

„Der Ozean, entwachsen seinem Saum,
Verschlingt die Niederungen ungestümer nicht
Als an der Spitze eines Menschenhaufens
Laertes Eure Diener übermannt.“ *IV. Akt, 5. Szene.*

Hamlet sagt früher:

„. . . Daß ich auf Schwingen, rasch
Wie Andacht und des Liebenden Gedanken
Zur Rache stürmen mag.“ *I. Akt, 2. Szene.*

Hamlet (in der Ichrolle) sagt zu Laerters (in der Über-Ich-Rolle):

„War's Hamlet, der Laertes kränkte? Nein!
Wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist
Und weil er nicht er selbst, Laertes kränkt,
Dann tut es Hamlet nicht.
Wer tut es denn? Sein Wahnsinn! Ist es so,
So ist er ja auf der gekränkten Seite!
Sein Wahnsinn ist des armen Hamlets Feind!“ *V. Akt, 2. Szene.*

In dem Zusammenbruch am Ende wird Hamlet von Laertes getötet, d. h. das Über-Ich tötet das Ich. Er wird heimtückisch von Laertes, seinem

eigenen Über-Ich, in den Tod gelockt. Hier wird man sich bewußt, daß Laertes auf Anstiftung von Claudius handelt, und wir sehen in dramatischer Form, was Freud in der Psychoanalyse formuliert hat: daß das Über-Ich und das Es im Unbewußten verbündet sind. Die Strafe erreicht Hamlet endlich. Er empfindet sie als das verdiente Los jedes Menschen.

„Behandle jeden Menschen nach seinem Verdienst
Und wer ist vor Schlägen sicher." *II. Akt, 2. Szene.*

In diesem Moment befreit er sich von dem introjizierten Objekt und tötet Claudius.

Hamlet kommt durch Verrat ums Leben, und zwar durch die Herausforderung zu einem Duell mit Laertes, einer sadistischen Herausforderung, der er nicht widerstehen kann. Er ist dem Sadismus seines Über-Ichs auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Er weiß dies nicht, er ist nicht mehr auf seiner Hut.

„Er, achtlos, edel, frei von allem Arg,
Wird die Rapiere nicht genau besehen!" *IV. Akt, 7. Szene.*

Die Ungeduld, die meiner Behauptung nach das Hauptproblem Hamlets ist, wurde durch eben dieses Drängen des sadistischen Über-Ichs veranlaßt.

Trauer braucht Zeit. Melancholie braucht noch mehr Zeit. Hamlet konnte diese Wartezeit, die Selbstverachtung, den Verlust an Liebe und die Verarmung des Ichs, welche diese Zeit mit sich bringt, nicht ertragen. Um zu der Wurzel dieser fundamentalen Ungeduld vorzudringen, müssen wir uns den dramatischen Repräsentanzen der anderen Liebesobjekte, der Mutter und Ophelia, zuwenden.

Ophelia stellt genau dasselbe Problem wie Hamlet dar. Es ist dasselbe Motiv in der Frau wie im Mann. Auch ihr Vater wurde getötet. Während bei Hamlets Tod als einem dramatisierten Selbstmord Über-Ich und Ich von verschiedenen Gestalten personifiziert werden, sind in Ophelia die verschiedenen seelischen Faktoren nicht von einander geschieden. Ihr Vater ist getötet: sie wird wahnsinnig und ertränkt sich. Dies ist in Kürze das doublierte Selbstmordthema des ganzen Stückes. Es zeigt im kleinen, was sich durch das ganze Drama zieht, nämlich den narzißtischen Rückzug nach dem Tode des Vaters, die Einverleibung des verlorenen Liebesobjektes, die Wendung der Vorwürfe von dem geliebten Objekt gegen das Selbst und die prompte Rache des gegen das Ich gerichteten Sadismus des Über-Ichs. Der Vorwurf gegen den Vater (Polonius) erfolgt offensichtlich wegen der von ihm ausgehenden Versagung. Die lebende Person, der

gegenüber ihr Selbstmord ein feindlicher Akt ist, der Mensch, dem Mitleid und Reue das Herz umdrehen sollen, ist die Königin (die Mutter-Imago). An die Königin wendet sich Ophelia zuerst in ihrem Wahnsinn:

„Wo ist die schöne Majestät von Dänemark?"

Die Königin sagt:

„Ich will nicht mit ihr sprechen!"

Ophelia schmückt sich mit einer Girlande von Rosmarin, Nesseln, Maßliebchen und Fingerhut. Im Wasser, dem Symbol des Mutterleibes, ist sie:

„Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element." *IV. Akt, 7. Szene.*

Ihre Kleider haben „sich schwergetrunken". Sie ist zur Mutter zurückgekehrt. Die Trennung von der Mutterbrust war das Vorbild, nach dem sie alle späteren Versagungen mit ihren ungelösten Problemen an Angst und Feindschaft aufgefaßt hatte.

Das Wahnsinnsthema der Hamlet-Rolle ist völlig ausgebaut in Ophelias Rolle. Hamlet nimmt eine „närrische Haltung" an, aber wenn er zu Laertes spricht, ist nicht mehr viel vom „Annehmen einer Haltung" da; er hat die Selbstkontrolle teilweise verloren.

„Wenn Hamlet von sich selbst geschieden ist
Und, weil er nicht er selbst, Laertes kränkt,
Dann tut es Hamlet nicht."

In Ophelia ist der Wahnsinn manifest, während bei Hamlet Vernunft und Wahnsinn sich die Wage halten. Dieser Wahnsinn ist ein Zwang zur Selbstzerstörung. Hamlets Zögern ist ein vergeblicher Versuch, die Macht dieses Zwanges zu brechen, seine Wirkung hinauszuschieben. Es ist eine künstliche Langsamkeit zur Bekämpfung der Schnelligkeit dieses Zwanges, gegen welche er um seiner Selbsterhaltung willen ankämpft.

Ophelia ist also der weibliche Aspekt von Hamlet. Die Königin sagt, von Hamlet sprechend:

„Doch gleich geduldig wie das Taubenweibchen,
Wenn sie die gold'nen Eier ausgebrütet,
Senkt seine Ruh' die Flügel." *V. Akt, 1. Szene.*

Hamlet sagt von sich selbst:

„Seit meine teure Seele Herrin war von ihrer Wahl."

Die Bedeutung der femininen Identifikation wird aus diesem Satze klar. Die Mutter hat die Rolle des Kastrators inne. Das Stück ist voll von Symbolen dieser Art:

„. . . warum die Gruft,
Worin wir eingeurnt dich sahen,
Geöffnet ihren schweren Marmorkiefer,
Dich wieder auszuwerfen?"

„Nun ist die wahre Spukezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen."

Die Königin Gertrud hat einen zweiten Gemahl. Die Königin im Spiel sagt:

„Es tötet noch einmal den toten Gatten,
Dem zweiten die Umarmung zu gestatten." *III. Akt, 2. Szene.*

Die feminine Identifikation vollbringt die Kastration des Vaters auf feminine Art. Das Stück gibt uns jeden gewünschten Beweis dafür. Das Thema der „Falle" ist ein beständig wiederkehrendes Motiv.

Polonius wendet eine List an, um seinen Sohn auszuforschen. Hamlet fängt Polonius in der Falle, als dieser sich hinter dem Vorhang versteckt. Claudius gebraucht eine List, um sich Hamlets zu entledigen, indem er ihn nach England schickt. Hamlet wird in ein Duell mit Laertes gelockt. „Fallen für die Drosseln," sagt Polonius zu Ophelia mit Bezug auf Hamlets Anträge. „Wie eine Drossel in meinem eigenen Netze," sagt der sterbende Laertes. Dänemark ist ein Gefängnis, die Hölle ist eine Falle, der Tod „ein ewiger Kerker". Hamlet sagt zu Ophelia:

Hamlet: „Ein schöner Gedanke, zwischen den Beinen
eines Mädchens zu liegen."
Ophelia: „Was ist, mein Prinz?"
Hamlet: „Nichts."

Der Höhepunkt des Stückes ist der „Mord an Gonzalo", von den Schauspielern vorgeführt. Es ist die Quintessenz des Stückes. Hamlet übernimmt die Leitung der Aufführung. Er nennt sie selbst: „Die Mausefalle." Er beabsichtigt damit, „dem Gewissen des Königs eine Falle zu stellen". D. h. Hamlet in der femininen Rolle spielt den Fallensteller, den Kastrator des Vaters. Dies führt uns geradewegs zu den Vorwürfen, die er gegen seine Mutter erhebt. Zunächst wirft er ihm Hast, Übereilung vor.

„. . . das Gebackene
Vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln."
I. Akt, 2. Szene.

„Ein kurzer Mond; bevor die Schuh verbraucht,
Womit sie meines Vaters Leiche folgte,
Wie Niobe, ganz Tränen . . .“ *I. Akt, 2. Szene.*

Dieser Vorwurf gegen seine Mutter wegen der Schnelligkeit ihrer Wiederverheiratung enthüllt uns infantile Phantasien vom geschlechtlichen Verkehr.

„Hing sie dort an ihm,
Als stieg das Wachstum ihrer Lust mit dem,
Was ihre Kost war.“ *I. Akt, 2. Szene.*

„So lustgepaart mit einem lichten Engel
Wird dennoch eines Götterbettes satt,
Ersehnt Gemeines.“ *I. Akt, 5. Szene.*

„Habt Ihr Augen?
Die Weide dieses schönen Bergs verlaßt Ihr
Und mästet Euch im Sumpf?“ *III. Akt. 4. Szene.*

Claudius ist ein Trunkenbold.

„Der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf,
Hält Schmaus . . .
Und wie er Züge Rheinweins hintergießt . . .“ *I. Akt, 4. Szene.*

In der Schlußszene trinkt die Königin übereilig auf Hamlets Wohl. Claudius versucht, sie zurückzuhalten.

„Ich will es, mein Gemahl! Ich bitt', erlaubt es mir!“

Wir kommen auf diesem Wege zu der tiefsten Regressionsstufe der Libido, zu der oralen Zone, zu den Phantasien über die Beziehungen der Eltern in Bildern gegenseitigen Auffressens, der frühesten Ödipusfassung. Die Versagung der Mutterbrust, der Verlust der Mutterliebe, die reaktive Feindseligkeit gegen sie führt zu einer Identifizierung mit ihr, denn sie frißt den Vater auf.

Daß das fundamentale Problem der orale Sadismus — begründet durch orale Versagung — ist, geht aus dem Text klar hervor:

„. . . sonst hätt' ich längst
Des Himmels Geier gemästet mit dem Aas
Des Sklaven.“ *II. Akt, 2. Szene.*

„Nun tränk' ich heißes Blut.“ *III. Akt, 2. Szene.*

„Wir mästen alle anderen Kreaturen, um
Uns zu mästen.“ *IV. Akt, 3. Szene.*

„Der Ozean, entwachsen seinem Saum,
Verschlingt die Niederungen ungestümer nicht
Als wie Laertes . . .“

Orale Versagung, orale Ungeduld und oraler Sadismus sind untrennbar. Der Sadismus des Über-Ichs wendet sich gegen das Ich und zerstört es, wenn dieses Ich sich mit den versagenden Liebesobjekten identifiziert. Das sadistische Über-Ich, das, wie wir wissen, unbewußt ist, hat ein Bündnis mit den zerstörenden feindlichen Es-Strebungen, die sich im oralen Stadium als gegen die Eltern gerichtete Freßphantasien manifestieren:

„Nun tränk' ich heißes Blut.“

„Willst Essig trinken? Krokodile essen?
Ich tu's! Ich tu's!“ *V. Akt, 1. Szene.*

In diesem oralen Stadium ist das Liebesobjekt ein Eigentum. Die Mutter wird gleichgesetzt der Brust, der Vater dem Penis, beide sind nur vorhanden für das Bedürfnis des Kindes nach Nahrung, Liebe und Schutz. Die Notwendigkeit, sie als persönliches Eigentum zu behalten, wurzelt in der Angst, die der durch Versagung hervorgerufenen Feindseligkeit entspricht.

Das Motiv des persönlichen Eigentums findet man nicht nur bei Hamlet; auch für den ermordeten König und Claudius ist die Königin „Besitz“.

„So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Gebracht um Leben, Krone und Gemahl!“ *I. Akt, 5. Szene.*

„Mir bleibt ja stets noch alles,
Was mich zum Mord getrieben: meine Krone,
Mein eig'ner Ehrgeiz, meine Königin.
Wird da verzieh'n, wo Missetat besteht?“ *III. Akt, 3. Szene.*

Es gab einen zu Shakespeares Zeit verbreiteten Aberglauben, daß Geister auf die Erde zurückkehren, um verborgene Schätze zu hüten.

Horatio sagt zu dem Geist:

„Und hast du aufgehäuft in deinem Leben
Erpreßte Schätze in der Erde Schoß,
Wofür ihr Geister, sagt man, oft im Tode,
Umhergeht: sprich davon!“ *I. Akt, 1. Szene.*

Das Prostitutionsthema taucht bald beim Manne, bald bei der Frau auf. Claudius ist „der geflickte Lumpenkönig“, der „spielt in eurem Nacken mit verdammten Fingern“. Die Königin „mästet sich im Sumpf“. Das

kommt daher, daß die Prostitutionsphantasien im Oralen wurzeln, wo Mutter und Vater noch nicht genügend unterschieden werden. „Meine Mutter: Vater und Mutter ist Mann und Frau: Mann und Frau sind ein Fleisch: und so, meine Mutter."

Wir erkennen den beständigen Kampf um Freiheit aus dieser parasitischen Abhängigkeit.

„Auch wärst du träger als das feiste Kraut,
Das ruhig Wurzel treibt an Lethes Bord,
Erwachtest du nicht hier!" *I. Akt, 5. Szene.*

„O Seele, die, sich frei zu machen, ringend,
Noch mehr verstrickt wird." *III. Akt, 3. Szene.*

Hamlets zweites Ich ist Horatio. Er ist, was Hamlet sein möchte. „Wie einer, alles leidend, selbst nicht leidet."

Er ist keine „Pfeife in Schicksals Hand, auf der es nach Belieben spielen kann".

Wie Horatio den vergifteten Kelch trinken will, reißt ihn Hamlet aus seiner Hand:

„Wenn du ein Mann bist,
Gib mir den Kelch! Beim Himmel, laß! Ich will ihn!"
V. Akt, 2. Szene.

„W e n n d u e i n M a n n b i s t!" Horatio soll für Hamlet sprechen. Horatio soll tun, was Hamlet nicht vermochte. Die eindringliche Bitte an Horatio enthält Hamlets ganze Tragik.

„Verbanne noch dich von der Seligkeit
Und atm' in dieser herben Welt mit Müh',
Um mein Geschick zu melden." *V. Akt, 2. Szene.*

Dieses Fehlen von Glück, diese Atemnot in einer rauhen Welt konnte Hamlet nicht ertragen.

„Hätt' ich nur Zeit! Der grause Scherge Tod
Verhaftet schleunig! — Oh, ich könnt euch sagen —
Doch sei es drum." *V. Akt, 2. Szene.*

Hamlets Tragik liegt in seiner Ungeduld. Fortinbras tritt die Herrschaft an. Er übernimmt das Königreich, das durch den Tod von Claudius, Gertrud und Hamlet verwaist ist.

„Ich habe alle Recht' an dieses Reich,
Die anzusprechen mich mein Vorteil heißt."

So hat Shakespeare den inneren Konflikt nach dem Tode seines Vaters aus sich herausgestellt und verarbeitet und sich dadurch sein geistiges Gleichgewicht erhalten. Vielleicht ist es der Umfang und die Tiefe dieser Fähigkeit, die inneren Kräfte der Seele zu gestalten, die ihn zu gleicher Zeit zum größten Dramatiker der Welt und zu einem einfachen normalen Menschen machten.

Die Lektüre der Schriften Freuds und Abrahams über Trauer und Melancholie erfüllt uns, wenn wir dabei an Hamlet denken, mit neuer Bewunderung für die Werke des menschlichen Geistes. Hier stimmen Wissenschaft und Kunst genau überein, hier sind sie innig vermählt.

Um den Mechanismus der menschlichen Seele zu erforschen, sind Wissenschaft und Kunst gleichermaßen unentbehrlich. Der Wissenschaftler ist ohnmächtig, solange seine Wissenschaft abseits von schöpferischer Kunst steht; und ohne die Freiheit und Objektivität des Wissenschaftlers kann der Künstler nicht schaffen. Psychoanalyse ist sowohl Wissenschaft als auch Kunst. Freud und diejenigen seiner Anhänger, die etwas von seinem Mute besitzen, decken in ihrer eigenen Seele und in den Seelen anderer die Dramen auf, welche die großen Dichter auf die Bühne der Welt stellen.

Der Einfluß der Psychoanalyse auf die Erziehung in England während der letzten 18 Jahre

Von

Barbara Low

London

Vor etwas mehr als 18 Jahren, im November 1910, wurde ein Artikel von Ernest Jones unter dem Titel „Psycho-Analysis and Education" im „Journal of Educational Psychology"[1] veröffentlicht. Es ist interessant zu beobachten, wie weit die dort niedergelegten Ideen und die in diesem Aufsatz ausgedrückten Hoffnungen sich seit der Zeit seines Erscheinens erfüllt haben.

Dieser Aufsatz war, soweit der Verfasserin dieser Zeilen bekannt ist, die erste Veröffentlichung, welche die Anwendung der Psychoanalyse auf die Erziehungstheorie und -praxis empfahl. Sie faßt prägnant und in sehr anregender Weise die Hauptfunde, welche die Psychoanalyse bis zu diesem Zeitpunkt gemacht hatte, zusammen. Sie weist darauf hin, daß die Anwendung dieser neuen Wissenschaft sowohl die frühe Erziehung des Kindes (die ersten Jahre zu Hause) als auch die mehr ins einzelne gehende spätere Erziehung systematischer Natur unvermeidlich ändern muß. Sie zeigt außerdem, welcher radikalen Veränderung der Standpunkt des Erwachsenen gegenüber den fundamentalsten Problemen seines Betragens und dem des Kindes unterworfen sein wird.

Neben dem Hinweis auf die besonderen Veränderungen stellt der Aufsatz die allgemeine Forderung nach einer besseren Aufklärung des Lehrers über das Seelenleben, so daß dieser imstande wäre, tiefer in den Geist des Kindes, das er erzieht, einzudringen. Vor allem legt Jones Nachdruck auf die Notwendigkeit einer ehrlicheren Erkenntnis des sexuellen und des affektiven Lebens neben der der intellektuellen Seiten des Menschen. Er schreibt: „Es wäre zu wünschen, daß die Erziehung sich mehr als bisher

1) Jetzt aufgenommen in den „Papers on Psycho-Analysis" 2d ed. London 1918 (Ch. XXXIV).

mit der sogenannten menschlichen Seite des Kindes befassen sollte und nicht ausschließlich mit der intellektuellen Seite."

Man muß diesen Zeitraum in zwei Perioden teilen, in die ersten zehn Jahre, die ungefähr bis 1920 reichen, und die letzten acht bis zur Gegenwart, denn in dieser Phase ist eine sehr bemerkenswerte Veränderung der Einstellung vor sich gegangen, die sie scharf von der ersten trennt. Wir sehen, daß, wie zu erwarten stand, wenn man englische Tradition und englisches Temperament kennt, die Theorie als solche von dem Hauptsystem der englischen Erziehung zurückgewiesen, bestenfalls mit Gleichgültigkeit übergangen, sonst aber mit Feindseligkeit oder Spott behandelt wird. Bei führenden Pädagogen und vielen anderen, die mit Organisation und Verwaltung der Erziehungspolitik zu tun haben, sind wir auf Anklagen oder Unglauben gestoßen, die vermengt waren mit der Angst vor Lehren, die sie als revolutionär empfanden, obwohl sie von ihnen als belanglos angesprochen wurden. Mit ihnen hat sich der größte Teil der Psychologen verbunden, die von sehr verschiedenen Standpunkten aus die Theorie des Unbewußten und ihre Folgerungen bald als zu empirisch, bald als zu starr in ihrem Determinismus, bald als völlig unwissenschaftlich kritisiert haben. Wenn wir zuerst den frühen Zeitraum von 1910 bis 1920 betrachten, so zeigen sich bestimmte und scharf charakteristische Züge. Als Theorie wurde die Psychoanalyse von unseren großen pädagogischen Einrichtungen verworfen; die Universitäten und Schulen nahmen sie in ihren Lehrplan nicht auf; der Lehramtskandidat widmete ihrem Studium keine Zeit, der Lehrer, an praktisches Arbeiten gebunden, hatte keine systematische Kenntnis von ihr, die leitenden Stellen unseres pädagogischen Systems ermutigten keineswegs die Verfolgung dieses Zweiges der Wissenschaft, wenngleich sie auch nicht öffentlichen Widerstand leisteten. Der einzelne Lehrer, der Verfasser pädagogischer Schriften, alle, die sich mit pädagogischer Entwicklung beschäftigten, folgten im allgemeinen diesem Beispiel und diese allgemeine Haltung offener Feindschaft oder Verleugnung spiegelte sich fast überall in der englischen Presse wider, selbst in den anerkanntesten Erziehungsorganen. Nur eine Handvoll Pioniere der pädagogischen Welt erhob dann und wann wenigstens zugunsten der Erforschung dieser neuen Wissenschaft ihre Stimme. — Aber der Zeitraum zwischen 1920 und heute zeigt, wie bereits gesagt, eine bemerkenswerte Veränderung. Die Theorie bleibt noch immer, zum Teil wegen der angeborenen Angst und Abneigung des Engländers gegen Ideen, insbesondere neue Ideen, wenig anerkannt. Noch heute kann man schwerlich mehr als einige wenige pädagogische Institutionen finden, an denen die Psychoanalyse unmittelbar studiert wird; auch bemüht sich noch keine

größere Gemeinschaft von Lehrern um die Psychoanalyse, um tieferes Verständnis bei ihrer Arbeit zu finden. Nichtsdestoweniger hat sich die Theorie Freuds bei fast jedem Unterricht in der Pädagogik wie er jetzt in Lehranstalten, in Lehrerseminaren und in den meisten modernen Schulen geübt wird, Eingang verschafft, allerdings oft ohne daß das denen, die solchen Unterricht geben, bekannt war, ja selbst während sie diese Theorie offiziell zurückwiesen. Die Theorie des Unbewußten gibt ihrem ganzen Gesichtsfeld Färbung in bezug auf die Persönlichkeit in ihren verschiedenen Aspekten. Ferner kann man wohl sagen, daß seit dem Jahre 1910 und noch mehr seit 1920 kein Buch von irgend einem ernsthaften Psychologen oder Pädagogen geschrieben worden ist, das unbeeinflußt von dem Werk Freuds und seiner Schüler geblieben wäre. Ob wir uns den akademischen Psychologen, den Behaviouristen, den Inhabern der Lehrstühle auf den Universitäten, den experimentellen Pädagogen, den noch orthodoxen Kreisen der Lehrerschaft in unseren Bürger- und Volksschulen oder den einzelnen Lehrern selbst zuwenden, von ihnen allen können wir berechtigterweise sagen, daß sie ihre jetzige geistige Haltung nicht hätten, wenn Freud der Welt nicht sein Werk geschenkt hätte. Zweifellos werden noch durch viele Jahre englische Pädagogen vielfach die Theorie des Unbewußten weiter ablehnen und werden dennoch auch weiter größtenteils unbewußt (und dadurch die Wahrheit des dynamischen Unbewußten in jedem von ihnen selbst noch stärker bestätigend) in etwas gemilderten Formen die Folgerungen jener Theorie aufnehmen. Gewisse Entwicklungen beweisen indessen den unmittelbaren Einfluß der Freudschen Theorie: in England hat man schon angefangen, Körperschaften zur Erforschung des kindlichen Affektlebens, wie es sich in Mangel an Anpassungsfähigkeit zeigt, zu errichten. Man erkennt den Punkt an, auf den Ernest Jones in seinem Aufsatz hingewiesen hat, daß nämlich die Erziehung sich nicht nur mit der sogenannten intellektuellen Seite des Kindes zu befassen habe, sondern auch mit seiner menschlichen Seite. Wir haben doch wenigstens einige Kurse für Lehrer und andere, die sich für Erziehung interessieren, die sich entweder direkt mit der psychoanalytischen Theorie befassen wie z. B. jene, die manchmal von dem *University College* in London gehalten werden, oder indirekt ihren Unterricht auf viele der Hauptfolgerungen der Psychoanalyse aufbauen, so wie jene, die unter den Auspizien des L. C. C. von seinem eigenen Psychologen Dr. Cyril Burt gehalten werden. Wahrscheinlich schaffen jetzt auch die meisten Bibliotheken der Universitäts- und Erziehungslehranstalten Werke Freuds und anderer führender Psychoanalytiker an, und dasselbe werden die größeren pädagogischen

Bibliotheken im ganzen Lande tun. Es besteht unter der Lehrerschaft ein gewisses Verlangen nach praktischer Kenntnis der Psychoanalyse in der Form des Wunsches nach eigener analytischer Behandlung als Hilfe für die spätere Beschäftigung mit spezifisch pädagogischen Problemen. Schreiberin dieses hat in Gemeinschaft mit anderen gefunden, daß die Vorlesungen über Psychoanalyse viel öfter als früher auf ein wirkliches deutliches Interesse stoßen, das sich oft zu weiterem Studium des Gegenstandes entwickelt. Andererseits hat sich in Hinsicht auf die Theorie an vielen Orten eine gewisse ungünstige Entwicklung gezeigt: nämlich die Annahme kleiner Teile ohne wirklichen Inhalt, die oft in ihrer wahren Bedeutung verzerrt und neben völlig widersprechenden Ideen angewandt werden. Wieder sehen wir hier die traditionelle englische Neigung, mit einer neuen, zu tiefen Wahrheit, die wahrscheinlich zu schmerzlich ist, um ganz angenommen zu werden, Kompromisse zu schliessen. Man tut dies, indem man neuen Wein in alte Flaschen gießt, mit einem Resultat, das oft entweder unverwendbar oder unheilvoll ist. Er gibt viele, die heute an Erziehungsfragen interessiert sind, die sich selbst und andere betrügen, indem sie vorgeben, die Theorie des Unbewußten zu verstehen und anzunehmen. In Wirklichkeit aber wählen sie nur das aus, was man als Leckerbissen, die ihrem Wunsch nach moderner Richtung genügen, bezeichnen kann, während es ihnen völlig mißlingt, die Bedeutung sowohl des ausgewählten Teiles als auch des Ganzen zu würdigen. Wie zu erwarten sind diese Leute eifrig bemüht, das, was eine der fundamentalen Entdeckungen der Psychoanalyse ist, — die Theorie der infantilen Sexualität, — zurückzuweisen. In diesem Punkt hat sich Ernest Jones in jenem Artikel von 1910 als wahrer Prophet erwiesen, da er mit Nachdruck die Unwissenheit des Erwachsenen über das Sexualleben und die Entwicklung des Kindes betont hat; eine Unwissenheit, die aus der Angst und dem Widerstand des Erwachsenen solchen Tatsachen gegenüber entspringt. Jones schreibt: „Die Illusionen der meisten Eltern (und auch der meisten Lehrer), die sich an die Unschuld ihrer Kinder in solchen Dingen (sexuellen Dingen) klammern, sind fast unbegrenzt. Was die kleinen Kinder betrifft, sind sie gewöhnlich unerschütterlich, und bei den Älteren sind sie häufig erstaunlich... Selten nimmt ein Kind die falschen Erklärungen seiner Eltern, die seine Intelligenz unterschätzen, an... Die organisierte Verschwörung des Schweigens wird bald vom Kind bemerkt und es ist vielen Einflüssen preisgegeben; Einflüsse, die umso gewaltiger sind, weil sie indirekt wirken, woraus das Kind lernt, daß der Gegenstand Tabu, geheimnisvoll, unrein und besonders schlecht ist. Jene, die sich der direkten Aufklärung widersetzen, sollten daher erkennen, daß sie in Wirklichkeit eine falsche

Aufklärung verteidigen. Es ist daher vor allem für die Eltern und den Lehrer nötig, sich zu bemühen, eine freiere, reinere und großzügigere Haltung als bisher zu erwerben."

Wenn wir uns der praktischen Entwicklung in Erziehungsfragen während des genannten Zeitraums zuwenden, können wir zweifellos den starken Einfluß der Psychoanalyse wirksam sehen.

Um zuerst von der Produktion der Bücher, die für den Lehrer und den Studierenden bestimmt sind, zu reden, so gibt es eine ganze Anzahl, die sich entweder im einzelnen und direkt mit der psychoanalytischen Theorie befassen, oder andere, welche einen großen Teil jener Theorie aufnehmen, und die vom Publikum gelesen und im ganzen mit Achtung und einem guten Stück Anerkennung aufgenommen werden. Wie bereits erwähnt, haben wir es noch nicht zu systematischen psychoanalytischen Kursen für Lehrer gebracht, wie es sie schon seit einigen Jahren in der Schweiz und in Deutschland gibt. Auch besitzen wir keine Schul- oder pädagogische Einrichtung, die man absolut als psychoanalytische bezeichnen kann, aber wir hatten wenigstens eine Schule, die Malting House School in Cambridge, die einer Psychoanalytikerin als Leiterin unterstand. Diese hat während ihrer Amtszeit Forschungen psychoanalytischer Art betrieben.

Man kann also nach diesen Richtungen den Einfluß der Psychoanalyse sehr hoch einschätzen; er kann aber auch ziemlich stark in dem gewöhnlichen Schul- und Lehrplan verfolgt werden, die beide ihre ursprünglich herrschenden Richtungen zugunsten einer Psychologie, die sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade den neuen Ideen annähert, abgeändert und entwickelt haben. Selbst in den heutigen ganz konservativen Schulen, von jedem Typus, wird man kaum mehr die stereotypen Ideale und Standpunkte von vor 20 Jahren finden. Es lohnt der Mühe, aus dem Artikel von 1910 einige Grundsätze, die der Autor als wesentlich für die Anwendung der Psychoanalyse auf die Erziehung dargelegt hat, in diesem Zusammenhange hervorzuheben. Vor allem bemerkt er, daß die Erziehung eine individuellere Angelegenheit werden müsse als sie bisher war. Er beklagt die Bemühungen, jedes Kind einem vorher ausgedachten Muster anzupassen, statt eine freie Entwicklung seiner latenten Eigenschaften zu fördern.

Man kann die Entwicklung der letzten zehn Jahre nicht betrachten, ohne zu erkennen, daß dieser Grundsatz in der pädagogischen Welt schon einen weit verbreiteten Glauben findet. Wo es Freiheit gibt, wird dieses Prinzip, die Erziehung vom individuellen Standpunkt aus zu betrachten, ausgeführt. Die verschiedenen neuen Versuchsschulen, die Ideale von

P. N. E. U., die jetzigen Schulsysteme, so wie der Dalton-Plan, die Howard-Methode und andere ähnlicher Art sollen als Illustrationen zu diesem Punkt dienen.

Der zweite Grundsatz, der in dem Aufsatz dargelegt wird, wurde schon angeführt, nämlich, daß Erziehung sich mehr als bisher mit der sogenannt menschlichen Seite des Kindes und nicht ausschließlich mit der intellektuellen beschäftigen soll. Es gibt vielleicht nichts Bezeichnenderes als die Versuche in dieser Richtung, die man jetzt in der ganzen modernen Erziehung verfolgen kann: Solche Versuche mögen vielleicht Gefahr laufen, die sogenannt menschliche Seite auf Kosten der intellektuellen zu überwerten, aber auf alle Fälle zeigen sie einen veränderten Gesichtspunkt. Das sehr große Anwachsen manueller Beschäftigung (Kunst und Handwerk), der Ausbildung körperlicher Fähigkeiten (Tanzen, physische Hygiene usw.) und die Einführung von Dingen wie Film und drahtlose Telegraphie als Hilfsmittel für eine menschlichere und realistischere Erziehung darf in dieser Verbindung angeführt werden.

Ein dritter Punkt von fundamentaler Wichtigkeit, den der Autor anführt, ist das Bedürfnis nach einer Einstellung der Aufklärung in Bezug auf sexuelle Fragen von Seiten der Eltern und Lehrer zugleich mit einer Erkenntnis der großen Rolle, die sexuelle Interessen in früher Kindheit spielen. Er beweist, wie wichtig und dauernd die Auswirkungen von Heimlichkeit und Verzerrung auf diesem Gebiet sind, und wie oft sie zu Disharmonie und neurotischer Störung im späteren Leben führen.

Man kann kaum sagen, daß man sich mit der Frage der sexuellen Erziehung in der pädagogischen Welt in irgend einer grundlegenden Art befaßt hat, noch daß die Lehrer selbst in der Kenntnis ihrer eigenen sexuellen Entwicklung weit gekommen sind. Nichtsdestoweniger ist dieser Gegenstand wenigstens ein lebendes Problem geworden, das weder bei den Pädagogen noch bei den herrschenden pädagogischen Körperschaften selbst mehr völlig Tabu ist. Der Anfang einer gewissen Freiheit der Gedanken und der Rede ist nach dieser Richtung hin gemacht. Vielleicht könnte man als einen vierten Grundsatz, den Jones in seinem Artikel dargelegt hat, obgleich er als ein negativer bezeichnet werden kann seine eigenen Worte anführen, „wir müssen aufhören lernen zu schaden, dann können wir vielleicht lernen, zu nützen“, und „besser keine Aufklärung als eine falsche“; auch diese Einstellung ist schon viel verbreiteter als vor etwa zehn Jahren. Man findet heute selten einen Lehrer irgend eines Typus und auf beliebigem Gebiet, der glatte dogmatische Regeln in Bezug auf die Erziehung und den Geist seiner Schüler

vorschreibt. Er wird sich immer mehr der Tiefe und der Größe seiner Aufgabe bewußt, und einige von ihnen sind wenigstens zu der Folgerung gekommen, daß es schon ein Fortschritt ist, wenn sie aufhören zu schaden.

Diese wenigen Betrachtungen, — der mir gestattete Raum ist beschränkt, — mögen dazu dienen, die verschiedenen Gebiete, auf denen die Psychoanalyse die Entwicklung der Erziehung beeinflußt, anzuführen, obgleich wir einsehen müssen, daß die neue Entwicklung noch in den Kinderschuhen steckt. Sie muß dem Muster aller fundamentalen Veränderung folgen, Stück für Stück von tiefen, unbewußten Triebregungen ausgehen, bis sie ein Teil des bewußten kulturellen Zieles wird. Ob und wann dies geschehen wird? Fraglos ist, daß zur Erreichung dieses Zieles die Aufklärungen, die Ernest Jones uns gegeben, einen wichtigen Faktor darstellen werden. Diese Aufklärungen sind der außerordentlichen Begabung und der unermüdlichen Hingabe an die wissenschaftliche Forschung, die ihn immer charakterisiert haben, zu danken.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Vorträge und Veröffentlichungen von Dr. Ernest Jones

Abkürzungen:

Zbl PsA = *Zentralblatt für Psychoanalyse*
Jb PsA = *Jahrbuch der Psychoanalyse (Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen)*
IZ PsA = *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*
IJ PsA = *International Journal of Psycho-Analysis*

1900

1) The value of Babinski's Sign. Vortrag im November in der University College Hospital Medical Society

1901

2) Calcification of the Pericardium. Vortrag am 21. Mai in der Pathological Society of London. — Transactions of the Society, Bd. LII, H. III, S. 181—193

3) Rotation of the Tongue in Tumor cerebri. Lancet, 28. Sept. Bd. LXXIX, Nr. 4074, S. 848—849

1904

4) Treatment of Tracheotomy Wounds in Diphtheria. British Journ. of Children's Diseases. Bd. I, S. 153—158

5) The Nomenclature of Tubercle. Ibid. S. 269—270

6) The Enumeration of Leucocytes. Lancet, 25. Juni, LXXXII. Nr. 4217, S. 1790—1793

7) The Teaching of Elementary Hygiene in London. British Journ. of Children's Diseases. Bd. I, S. 312—316

8) A Point in the Technique of Widal's Reaction. Clinical Journ. XXIV, H. 12, S. 192

9) Infant Murderers. British Journ. of Children's Diseases. Bd. I, S. 510—513

1905

10) **Ape-like Movements in Extreme Microcephaly.** British Journ. of Children's Diseases. Bd. II, S. 214—215

11) **Multiple Bilateral Contractures simulating pseudo-hypertrophic muscular paralysis. (An aberrant form of the Nageotte-Wilbouchewitch Syndrome.)** Vortrag am 26. Okt. in der Neurological Society of the United Kingdom. — Brain, Bd. XXVIII, S. 585—586

12) **The Onset of Hemiplegia in Vascular Lesions.** Brain, Bd. XXVIII, S. 527—555

13) **Acute Anterior Poliomyelitis.** The Antiseptic, Bd. II, S. 454—458

1906

14) **Parenchymatous Goitre in a Girl aged six.** Vortrag am 16. Februar in der Society for the Study of Diseases in Children. — Reports of the Society, Bd. VI, S. 192. British Journ. of Children's Diseases. Bd. III, S. 120

15) **The Early Recognition of Pulmonary Tuberculosis.** The Antiseptic, Bd. III, S. 189—196

1907

16) **La vraie aphasie tactile.** Revue Neurologique, Bd. XV, S. 3—7

17) **Alcoholic Cirrhosis of the Liver in Children.** British Journ. of Children's Diseases. Bd. IV, S. 1—14, 43—52

18) **Eight Cases of Hereditary Spastic Paraplegia.** Review of Neurology and Psychiatry, Bd. V, S. 98—106

19) **The Occurrence of Goitre in Parent and Child.** British. Journ. of Children's Diseases, Bd. IV, S. 101—103

20) **Peripheral Facial Paralysis with instantaneous onset.** Vortrag am 21. März in der Neurological Society of the United Kingdom. — Brain, Bd. XXX, S. 146

21) **A Simplified Technique for Accurate Cell Enumeration in Lumbar Puncture.** Review of Neurology and Psychiatry, Bd. V, S. 539—550

22) **The Clinical Significance of Allochiria.** Vortrag am 5. Sept. auf dem I. Internat. Kongreß für Psychiatrie, Neurologie und Psychologie in Amsterdam. — Transactions of the Congress, S. 408—414. Lancet, 21. Sept. Bd. LXXXV, Nr. 4386, S. 830—832

23) **Alcoholic Cirrhosis of the Liver in Children.** British Journ. of Children's Diseases, Bd. IV, S, 440—443

24) **Case of Isolated Paresis of Right Serratus Magnus.** Vortrag am 31. Okt. in der Royal Society of Medicine, Neurological Section. — Proceedings, Bd. I, S. 9

25) **The Development of the Articulatory Capacity for Consonantal Sounds in School Children.** Internat. Archiv für Schulhygiene, Bd. IV, H. 2 u. 3, S. 186—201

26) **The Mechanism of a severe Briquet Attack contrasted with that of Psychasthenic Fits.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd II, H. 2, S. 218—227

27) **The Precise Diagnostic Value of Allochiria.** Brain, Bd. XXX, S. 490—523

28) **Histological Report on a Case of Syphilitic Cortical Sclerosis.** Vortrag am 13. Dez. in der Society for the Study of Diseases in Children. — Reports of the Society, Bd. VIII, S. 168—170. British Journ. of Children's Diseases, Bd. V, S. 166—168

1908

29) **Le côté affecté par l'hémiplégie hystérique.** Revue Neurologique, Bd. XVI, H. 5, S. 193—196

30) **Case of Primary Spastic Paraplegia illustrating the Nature of Schäfer's Reflex.** Vortrag am 15. März in der Royal Society of Med., Neurological Section. — Proceedings, Bd. I, S. 59—60

31) **The Symptoms and Diagnosis of Juvenile Tabes.** British Journ. of Children's Diseases, Bd. V, S. 131—140

32) **The Variation of the Articulatory Capacity for different Consonantal Sounds in School Children.** Internat. Archiv für Schulhygiene, Bd. V, S. 137—157

33) **Rationalisation in Everyday Life.** Vortrag am 27. April auf dem I. PsA. Kongreß in Salzburg. — Journ. of Abnormal Psychology, Bd. III, S. 161—169

34) **The Significance of Phrictopathic Sensation.** Journ. of Nervous and Mental Disease, Bd. XXXV, S. 427—437

1909

35) [Mit G. W. Ross.] **On the Use of Certain New Chemical Tests in the Diagnosis of General Paralysis and Tabes.** Vortrag am 26. Jan. in der Ontario Academy of Medicine, Section of Pathology. — British Med. Journ., Nr. 2523, S. 1111—1113

36) [Mit W. C. Heggie.] **A Case of Glioma of the Optic Thalamus.** Vortrag am 16. März in der Ontario Academy of Medicine, Section of Surgery. — Dominion Med. Monthly, 1909, S. 95—98

37) **The Cerebro-spinal Fluid in Relation to the Diagnosis of Metasyphilis of the Nervous System.** Bulletin of the Ontario Hospital for the Insane, Bd. II, H. 3, S. 15—39

38) **Modern Progress in our Knowledge of the Pathology of General Paralysis.** Vortrag am 14. April in der Hamilton Medical Society, Ontario. — Lancet, 24. Juli, LXXXVII, Nr. 4482, S. 209—212

39) **An Attempt to Define the Terms used in Connection with Right-handedness.** Psychological Bulletin, Bd. VI, H. 4, S. 130

40) **A Review of our Present Knowledge concerning the Sero-diagnosis of General Paralysis.** Am. Journ. of Insanity, LXV, S. 653—688

41) **Psycho-Analysis in Psychotherapy.** Vortrag am 6. Mai in der Am. Therapeutical Society, New Haven. — Journ. of Abnormal Psychology, Bd. IV, S. 140—150. Montreal Medical Journal, Bd. XXXVIII, S. 495—503. Psychotherapeutics. (Badger.) Edited by Morton Prince

42) **The Differential Diagnosis of Cerebellar Tumours.** Vortrag am 1. Juni in der Ontario Medical Association, Section of Medicine. — Boston Med. and Surgical Journ., Bd. CLXI, S. 281—284. Canadian Journ. of Med. and Surgery, Juni 1910, S. 341—349

43) **Demonstration of Two New Tests for General Paralysis of the Insane.** Vortrag am 2. Juni in der Ontario Medical Association, Ophthalmological Section.

44) **The Proteid Content of the Cerebro-spinal Fluid in General Paralysis.** Review of Neurology and Psychiatry, Bd. VII, S. 379—391

45) **The Pathology of General Paralysis.** Vortrag am 7. Juni in der London Medical Society, Ontario, und am 7. August in der Canadian Med. Association, Winnipeg. — Alienist and Neurologist, Bd. XXX, S. 577—588. Dominion Med. Monthly, Okt. S. 127—136

46) **The Differences between the Sexes in the Development of Speech.** Vortrag am 6. August auf dem VI. Internat. Kongreß für Psychologie in Genf. — British Journ. of Children's Diseases, Bd. VI, S. 413—415

47) **Remarks on a Case of Complete Autopsychic Amnesia.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. IV, S. 218—235

48) **The Pathology of Dyschiria.** Review of Neurology and Psychiatry, Bd. VII, S. 499—523, 559—588. — **Die Pathologie der Dyschirie.** Journ. für Psychologie und Neurologie, Bd. XV, 1910, S. 145—183

49) **Psycho-Analytic Notes on a Case of Hypomania.** Am. Journ. of Insanity, Bd. LXVI, S. 203—218

50) **The Differential Diagnosis of Paraplegia.** Vortrag im November im Toronto Orthopaedic Hospital. — Canadian Practitioner and Review, Bd. XXXV, S. 1—10

51) **The Psycho-Analytic Method of Treatment.** Vortrag am 24. Nov. in der Niagara District Med. Ass., St. Catherines, Ontario. — Journ. of Nervous and Mental Disease, Bd. XXXVII, S. 285—295

52) **The Dyschiric Syndrome.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. IV, S. 311—327

53) **Freud's Theory of Dreams.** Vortrag am 29. Dez. in der Am. Psychological Ass. Baltimore. — Review of Neurology and Psychiatry, Bd. VIII, S. 135—143. Psychological Bulletin, Bd. VII, H. 7, 1910, S. 45—46

1910

54) **On the Nightmare.** Am. Journ. of Insanity, Bd. LXVI, S. 383—417

55) **The Oedipus Complex as an Explanation of Hamlet's Mystery: A Study in Motive.** Am. Journ. of Psychology, Bd. XXI, S. 72—113

56) **Simulated Foolishness in Hysteria.** Vortrag am 3. Febr. in der Detroit Society of Neurology and Psychiatry. — Am. Journ. of Insanity, Bd. LXVII, S. 279—286

57) **Freud's Psychology.** Psychological Bulletin, Bd. VII, S. 109—128

58) **Freud's Theory of Dreams.** Am. Journ. of Psychology, Bd. XXI, S. 283—308

59) **The Question of the Side Affected in Hemiplegia and in Arterial Lesions of the Brain.** Quarterly Journ. of Clinical Medicine, Bd. III, S. 233—250

60) **Mental Characteristics of Chronic Epilepsy.** Vortrag am 7. Mai in der National Association for the Study of Epilepsy, Baltimore. — Maryland Med. Journ., Bd. LIII, S. 223—229

61) **The Therapeutic Effect of Suggestion.** Vortrag am 2. Mai auf dem First Annual Meeting of the American Psychopathological Association, Washington, u. am 8. August auf dem I. Internat. Kongreß für med. Psychologie und Psychotherapie, Brüssel. — Canadian Journ. of Med. and Surgery, Bd. XXIX, S. 78—87. Journ. für Psychologie und Neurologie, Bd. XVII, Ergänzungsheft, S. 427—431

62) **A Modern Conception of the Psychoneuroses.** Vortrag am 1. Juni in der Canadian Med. Ass., Toronto. — Interstate Med. Journ., Bd. XVII, S. 567—575. Canada Lancet, Bd. XLIII, H. 12, S. 908—917

63) Review of the Recent English and American Literature on Clinical Psychology and Psychopathology. Archives of Neurology and Psychiatry, Bd. V, S. 120—147. — Bericht über die neuere englische und amerikanische Literatur zur klinischen Psychologie und Psychopathologie. Jb PsA II, S. 316—346

64) Some Questions of General Ethics arising in Relation to Psychotherapy. Dominion Med. Monthly, Bd. XXXV, S. 17—22

65) The Relation between Organic and Functional Nervous Diseases. Vortrag am 12. Nov. im Toronto Orthopaedic Hospital. — Dominion Med. Monthly, Bd. XXXV, S. 202—207

66) Psycho-Analysis and Education. Journ. of Educational Psychology, Bd. I, S. 497—520. School Hygiene, Bd. II, S. 94—99, 130—139

67) The Practical Value of the Word-Association Method in the Treatment of the Psychoneuroses. Review of Neurology and Psychiatry, Bd. VIII, S. 641—672

68) The Action of Suggestion in Psychotherapy. Journ. of Abnormal Psychology. Bd. V, S. 217—254

1911

69) Beitrag zur Symbolik im Alltag. Zbl PsA I, S. 96—98

70) Syphilis of the Nervous System. Interstate Med. Journ., Bd. XVIII, S. 39—47

71) Reflections on Some Criticisms of the Psycho-Analytic Method of Treatment. Vortrag am 18. Januar in der Chicago Neurological and Med. Society. — Am. Journ. of the Med. Sciences, Bd. CXLII, S 47—57

72) Remarks on Dr. Morton Prince's Article: „The Mechanism and Interpretation of Dreams." Journ. of Abnormal Psychology, Bd. V, S. 328—336

73) Unbewußte Wahl wissenschaftlicher Untersuchungen. Zbl PsA I, S. 166—167

74) Some Instances of the Influence of Dreams on Waking Life. Journ. of Abnormal Psychology, Bd. VI, S. 11—18

75) The Pathology of Morbid Anxiety. Vortrag am 10. Mai am Second Annual Meeting of the Am. Psychopathological Association, Baltimore. — Ibid. Bd. VI, S. 81—106

76) The Deviation of the Tongue in Hemiplegia. Vortrag am 13. Mai auf dem 37. Meeting of the American Neurological Association,

Baltimore. — Journ. of Nervous and Mental Diseases, Bd. XXXVIII, S. 577—587

77) **The Relationship between Dreams and Psychoneurotic Symptoms.** Vortrag am 15. Mai in der Wayne County Society, Detroit. — Am. Journ. of Insanity, Bd. LXVIII, S. 57—80

78) **The Psychopathology of Everyday Life.** Vortrag am 16. Mai in der Detroit Academy of Medicine. — Am. Journ. of Psychology, Bd. XXII, S. 477—527

79) **The relation of Nasal Obstriction to Articulatory Capacity.** British Journ. of Children's Diseases, Bd. VIII, S. 241—249

80) **Ein Beispiel von literarischer Verwertung des Versprechens.** Zbl PsA I, S. 496—497

81) **Das Problem des „Gemeinsamen Sterbens", namentlich mit Bezug auf den Selbstmord Heinrich von Kleists.** Zbl PsA I, S. 563—567

82) **Darwin über das Vergessen.** Zbl PsA I, S. 614

83) **Analyse eines Falles von Namenvergessen.** Zbl PsA II, S. 84—86

84) **Ein klares Beispiel sekundärer Bearbeitung.** Zbl PsA II, S. 135

85) **The Therapeutic Action of Psychoanalysis.** Vortrag am 7. Dez. in der Detroit Society of Neurology and Psychiatry. — Review of Neurology and Psychiatry, Bd. X, 1912, S. 53—64

86) **The Value of Sublimating Processes for Education and Reeducation.** Vortrag am 29. Dez. in der Am. Psychological Association, Washington. — Journ. of Educational Psychology, Bd. III, S. 241—256

87) **Das Problem des Hamlet und der Ödipuskomplex.** Schriften zur angewandten Seelenkunde, Nr. 10, Deuticke, Wien

1912

88) **Unbewußte Zahlenbehandlungen.** Zbl PsA II, S. 241—244

89) **A Forgotten Dream. Note on the Oedipus Saving Phantasy.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. VII, S. 5—16

90) **Ein ungewöhnlicher Fall von „Gemeinsamem Sterben".** Zbl PsA II, S. 455—459

91) **Analytic Study of a Case of Obsessional Neurosis.** Vortrag am 30. Mai auf dem Second Annual Meeting of the Am. PsA. Ass. Boston. — **Einige Fälle von Zwangsneurose.** Jb PsA IV, S. 563—606, V, S. 55—116

92) **Die Beziehung zwischen Angstneurose und Angsthysterie.** Vortrag am 9. Sept. am Internat. Kongreß für med. Psychologie u. Psychotherapie, Zürich. — Journ. für Psychologie u. Neurologie, Bd. XX, Ergänzungsh. 2, S. 214. I Z PsA I, S. 11—17. — **The Relation between the Anxiety Neurosis and Anxiety Hysteria.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. VIII, S. 1—9

93) **George Meredith über Träume.** Zbl PsA III, S. 54

94) **Ein rationalisiertes Vergessen.** Zbl PsA III, S. 54

95) **Strindberg über Geburt und Tod.** Zbl PsA III, S. 55

96) **Die Bedeutung des Salzes in Sitte und Brauch der Völker.** Imago I, S. 361—385 u. S. 454—488. Englisch enthalten in Nr. 166

97) **Papers on Psycho-Analysis.** Baillière, Tindall & Cox. Enthält in durchgesehener Form Nr. 33, 41, 47, 51, 53, 56, 57, 58, 61, 62, 65, 66, 67, 68, 71, 74, 75, 77, 78, 85, 86, 89

98) **Der Alptraum in seiner Beziehung zu gewissen Formen des mittelalterlichen Aberglaubens.** Schriften zur angew. Seelenkunde, Nr. XIV, Deuticke, Wien

1913

99) **The Phantasy of the Reversal of Generations.** Vortrag am 8. Febr. in der Psychiatric Society, Ward's Island, New York. — **Generations-Umkehrungsphantasie.** I Z PsA I, S. 562—563

100) **The Inter-Relation of the Biogenetic Psychoses.** Vortrag am 18. April auf den Opening Exercises of the Phipps Clinic, Baltimore. — Am. Journ. of Insanity (Special number), Bd. LXIX, S. 1027—1032

101) **The Case of Louis Bonaparte, King of Holland.** Vortrag am 8. Mai auf dem Fourth Meeting of the Am. Psychopathological Ass., Washington. — Journ. of Abnormal Psychology, Bd. VIII, S. 289—330

102) **Haß und Analerotik in der Zwangsneurose.** Vortrag am 9. Mai auf dem Third Annual Meeting of the Am. Psycho-Analytical Ass., Washington. — I Z PsA I, S. 425—430. Englisch enthalten in Nr. 165

103) **Die Bedeutung des Großvaters für das Schicksal des Einzelnen.** I Z PsA I, S. 219—223. Englisch enthalten in Nr. 165

104) **A Simple Phobia.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. VIII, S. 101—108

105) **Der Gottmensch-Komplex: Der Glaube, Gott zu sein, und die daraus folgenden Charaktermerkmale.** I Z PsA I, S. 313—329. Englisch enthalten in Nr. 165

106) **Übersetzungsvorschläge der gebräuchlichsten psa. Termini.** (Mit Dr. Maeder.) IZPsA I. S. 415

107) **Die Stellungnahme des psychoanalytischen Arztes zu den aktuellen Konflikten.** Vortrag am 8. Sept. auf dem IV. Internat. PsA. Kongreß, München. — IZPsA II, S. 6—10. Englisch enthalten in Nr. 165

108) **Andrea del Sartos Kunst u. der Einfluß seiner Gattin.** Imago II, S. 468—480. Englisch enthalten in Nr. 166

109) **Die Bedeutung der frühesten Eindrücke für die Erzeugung von Vorliebe und Abneigung.** IZPsA I, S. 563—564

110) **Treatment of the Neuroses.** Modern Treatment of Nervous and Mental Diseases, Bd. I. S. 331—416. Edited by Jelliffe and White

1914

111) **Some Practical Aspects of the Psycho-Analytic Treatment.** Vortrag am 13. Febr. auf dem X. Australasian Med. Congress, Auckland, New Zealand.

112) **Träume in der Psychoanalyse.** IZPsA II, S. 274—275

113) **Suggestion und Übertragung.** IZPsA II, S. 275

114) **Frau und Zimmer.** IZPsA II, S. 380

115) **Zahnziehen und Geburt.** IZPsA II, S. 380—381

116) **Haarschneiden und Geiz.** IZPsa II, S. 383

117) **Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr: Ein Beitrag zu der Beziehung zwischen Kunst und Religion.** JbPsA VI, S. 135—206. Englisch enthalten in Nr. 166

118) **Die Technik der psychoanalytischen Therapie.** JbPsA VI, S. 329—342

119) **The Significance of the Unconscious in Psychopathology.** Vortrag am 26. Juli in der British Med. Ass. Section of Neurological and Psychological Medicine, Aberdeen. — Review of Neurology and Psychiatry, Bd. XII, S. 474—481

1915

120) **The Theory of Repression in its Relation to Memory.** Vortrag am 30. Januar in der British Psychological Society, Durham. — British Journ. of Psychology, Bd. VIII, S. 33—47

121) **Professor Janet on Psycho-Analysis: A Rejoinder.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. IX, S. 400—410. IZPsA IV, S. 34—43

122) **Urethralerotik und Ehrgeiz.** IZPsA III, S. 156—157

123) **War and Individual Psychology.** Sociological Review, Bd. VIII, S. 167—180

124) **War and Sublimation.** Vortrag am 10. Sept. in der British Ass. for the Advancement of Science; Physiological Section, Manchester. — Reports of the Ass. Bd. LXXXV, S. 699. Internat. Review, Bd. I., S. 453—461

1916

125) **The Psychology of Temptation.** Vortrag am 16. Jan. in St. Andrews, Willesden Green

126) **The Theory of Symbolism.** Vortrag am 29. Jan. in der British Psychological Society. — British Journ. of Psychology, Bd. IX, S. 181—229. I Z PsA V, S. 244—273, VIII, S. 259—289

127) **The Unconscious Mental Life of the Child.** Vortrag am 16. März in der Child Study Society. — Child Study IX, 37—41, 49—55

128) **The Child's Unconscious.** Vortrag am 16. Dez. in der Nottingham Froebel Society

129) [als Übersetzer:] **Ferenczi, „Contributions to Psycho-Analysis".** Boston, Richard G. Badger

1917

130) **Repressed Instincts and War.** Vortrag am 21. März im University College, London

1918

131) **Psychosexual Impotence and Anaesthesia.** Vortrag am 18. Jan. in der British Society for the Study of Sex Psychology

132) **War Shock and Freud's Theory of the Neuroses.** Vortrag am 9. April in der Royal Society of Med. Section of Psychiatry. — Proceedings of the Soc. Bd. XI, S. 21—36. Deutsch im Sammelband „Zur PsA. der Kriegsneurosen". Int. PsA. Bibliothek Bd. I

133) **Why is the „Unconscious" Unconscious?** Vortrag am 6. Juli auf dem Joint Meeting of the British Psychological Society and the Aristotelian Society. — British Journ. of Psychology, Bd. IX, S. 247—256

134) **Papers on Psycho-Analysis.** (Second Edition.) Baillière, Tindall & Cox. Enthält in durchgesehener Form die Nr. 33, 41, 47, 51, 53, 56, 57, 58, 60, 61, 62, 66, 67, 68, 71, 74, 75, 77, 78, 85, 86, 88, 89, 91, 92, 99, 100, 102, 103, 104, 107, 111, 119, 120, 121, 126, 127, 128, 131, 132, 135

135) **Anal-Erotic Character Traits.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. XIII, S. 261—284. — **Über analerotische Charakterzüge.** I Z PsA V, S. 67—92

1919

136) Psychology in Everyday Life. Vortrag am 17. Mai in der University of London

137) J. J. Putnam. Obituary. IZPsA V, S. 233—243. IJPsA I, 1920, S. 6—16

1920

138) Recent Advances in Psycho-Analysis. Vortrag am 21. Jan. in der British Psychological Society, Med. Section. — British Journ. of Med. Psychology, Bd. I, S. 49—71, IJPsA I, S. 161—185

139) A Linguistic Factor in English Characterology. Vortrag am 14. März in der British Psychological Society. — IJPsA I, S. 256—261

140) Editorial Introduction. IJPsA I, S. 3—5

141) Treatment of the Neuroses. Baillière, Tindall & Cox, London. — Therapie der Neurosen. Int. PsA. Bibl. Bd. XI. (Russische Übersetzung 1922)

142) The Symbolism of Being run over. IJPsA I, S. 203

143) A Substitute Memory. IJPsA I, S. 273—274

1921

144) Persons in dreams disguised as themselves. IJPsA II, S. 420—423

145) Putnam's Adresses on Psycho-Analysis. (Herausgegeben von Jones.) Enthält Nr. 137. Internat. PsA Library Nr. 1

146) Psycho-Analysis and the War Neuroses (Herausgegeben von Jones.) Enthält Nr. 132. Internat. PsA Library Nr. 2

1922

147) Psycho-Analysis. Vortrag am 12. Jan. in der Western Pharmacist's Association

148) Symbolism. Vortrag im Februar in der Tooting Neurological Society

149) Some Problems of Adolescence. Vortrag am 14. März in der British Psychological Society: Joint Meeting of the General, Med. and Educational Sections. — Brit. Journ. of Psychology, Bd. XIII, S. 31—47. Imago IX, S. 145—168

150) Father-saving Dream. Vortrag am 5. April in der British PsA Society. — IJPsA III, S. 507

151) Psycho-Analysis. Vortrag am 16. Mai in der Croydon Natural History and Scientific Society

152) The Island of Ireland: A Psycho-Analytical Contribution to Political Psychology. Vortrag am 21. Juni in der British PsA Society. —

I J PsA III, S. 508. — Die Insel Irland. Die Psychoanalytische Bewegung, I. Jg., Heft 2 (1929, Juli)

153) Notes on Karl Abraham's „The Female Castration Complex". IJPsA III, S. 327—328. – Bemerkungen zu Dr. Abrahams „Äußerungen des weiblichen Kastrationskomplexes". IZPsA VIII, S. 329—330

154) A Psycho-Analytic Study of the Holy Ghost. Vortrag am 27. Sept. am VII. Internat. PsA Kongreß in Berlin. — Eine psychoanalytische Studie über den heiligen Geist. IJ PsA IV. 1923, S. 376—377, Imago IX, 1923 S. 58—72. — Uno Studio Psicoanalitico sullo spirito Santo. Archivio Generale di Neurologia, Psichiatria e Psicoanalisi, Bd. III, S. 117—126

155) Clinical Psychology. Vortrag am 24. Nov. in der University of Wales, Med. School, Cardiff

156) Narcissism. Vortrag am 26. Nov. in der Heretics Society, Cambridge

157) Psychotherapy. Encyclopaedia of Education. (Pitman.) S. 1371—1372

158) Dream Analysis. Ibid. S. 493—494

1923

159) Anxiety and Birth. IJPsA IV, S. 120. IZPsa IX, S. 79

160) The Nature of Auto-Suggestion. Vortrag am 22. März in der British Psychological Society, Med. Sect. — IJPsA IV, S. 293—312

161) Cold, Disease and Birth. Vortrag am 25. Juli in der British PsA Society. — Kälte, Krankheit und Geburt. IZPsA IX, S. 260—265 (Ferenczi-Festschrift)

162) Classification of the Instincts. Vortrag am 31. Juli auf dem VII. Internat. Kongreß für Psychologie in Oxford. — British Journ. of Psychology, General Section, Bd. XIV, 1924, S. 256—261

163) The Relation of Psycho-Analysis to Sociology. Vortrag am 9. Oktober in der Sociological Society

164) Slips (of Mental Functioning) in Daily Life. Vortrag am 10. Dez. im Richmond Athenaeum

165) Papers on Psycho-Analysis. (Third Edition.) Baillière, Tindall & Co. Enthält in durchgesehener Form die Nr. 33, 41, 47, 51, 53, 56, 57, 58, 61, 62, 67, 68, 71, 74, 75, 77, 78, 85, 86, 89, 91, 92, 99, 102, 103, 104, 107, 111, 119, 120, 126, 127, 128, 131, 132, 135, 138, 144, 149, 160, 161. (Französische Übersetzung bei Payot 1925.)

166) Essays on Applied Psycho-Analysis. Internat. PsA Library Nr. 5.

Enthält in durchgesehener Form die Nr. 55, 81, 87, 90, 96, 101, 105, 108, 117, 123, 124, 139, 152, 154

1924

167) The Relationship of Psychology to Sociological Problems. Vortrag im Jan. in der Third Winter School for Health Visitors and School Nurses

168) Psycho-Analysis and Anthropology. Vortrag am 19. Febr. am Royal Anthropological Institute. — Journ. of the Royal Anthrop. Inst. Bd. LIV, S. 47—66. — Psychoanalyse und Anthropologie. Imago X, S. 133—158

169) The Practice of Psycho-Analysis. 6 Vorträge in der British PsA Society im Februar / März

170) The Relation of Technique to Theory. Vortrag am 21. April auf dem VIII. PsA Kongreß in Salzburg. — IJPsA VI, 1925, S. 1—4. — Theorie und Praxis der PsA. IZPsA XI, 1925, S. 145—149

171) Modern Psychology and Upbringing. Vortrag am 29. Mai in der British Med. Ass. West Herts Branch, Barnet

172) Psycho-Analysis and Determinism. Vortrag am 27. Okt. in der Oxford Psychological Society

173) Glossary. Mit einer Einleitung. (Mit andern Mitarbeitern.) Supplement Nr. 1 zum IJPsA. S. 1—16

174) Mother-Right and the Sexual Ignorance of Savages. Vortrag am 19. Nov. in der British PsA Society. — IJ PsA VI, 1925, S. 109—130. — Das Mutterrecht und die sexuelle Unwissenheit der Wilden. Imago XIII, 1927, S. 199—222

175) Social Aspects of Psycho-Analysis. Mit einer Einleitung. Enthält Nr. 163. Methuen

1925

176) Psycho-Analysis and the French Temperament. Vortrag am 14. April in der Société Psychanalytique de Paris

177) A Peculiar Dream. Mitteilung in der British PsA Society am 4. Nov. IJ PsA. VII, 1926, S. 269.

178) Abnormal Psychology and Social Psychology. Problems of Personality. (Studies in Honour of Morton Prince.) S. 15—25

1926

179) Psycho-Analysis. Vortrag am 4. Febr. in der British Med. Ass., Portsmouth Division

180) **The Theory of Sexuality.** 6 Vorträge im Februar/März im Institute of PsA

181) **The Origin and Structure of the Super-Ego.** Vortrag am 3. März in der British PsA Society. — IJPsA VII, S. 303—311. — **Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs.** IZPsA XII, S. 253—262 (Freud-Festschrift)

182) **Deprivation of the Senses as a Castration Symbol.** Vortrag am 3. März in der British PsA Society. — IJPsA VII, S. 236—237. Referiert in IZPsA XIII, 1927, S. 114

183) **Karl Abraham. Nachruf und Bibliographie.** IZPsA XII, S. 155—191. — **Obituary and Bibliography.** IJPsA VII, S. 155—189.

184) **Snake Symbolism in Dreams. A Rejoinder.** Psyche, Bd. VI, S. 87—89

185) **The Mantle Symbol.** Vortrag am 2. Juni in der British PsA Society. — IJPsA VIII, 1927, S. 63—65. — **Der Mantel als Symbol.** IZPsA XIII, 1927, S. 77—79

186) **Dreams.** Vortrag am 12. Juni im University College, London

187) **The Psychology of Religion.** Vortrag am 7. Sept. auf dem VIII. Internat. Kongreß für Psychologie, Groningen. — Transactions of the Congress, S. 99—105. British Journ. of Med. Psychology, Bd. VI, S. 264—269

188) **Discussion of Dr. Bernard Hart's paper "The Conception of Dissociation".** British Journ. of Med. Psychology, Bd. VI, S. 257—259

1927

189) **James Glover. Obituary and Bibliography.** IJPsA VIII, S. 1—9. — **Nachruf und Bibliographie.** IZPsA XIII, S. 234—241

190) **La Conception du Surmoi.** Vortrag am 5. April in der Société Psychanalytique de Paris. — Revue française de PsA I, S. 324—336. — **The Development of the Concept of the Super-Ego.** Journ. of Abnormal Psychology, Bd. XXIII. S. 276—285

191) **Lay Analysis.** IJPsA VIII, S. 174—198. IZPsA XIII, S. 171—192

192) **The Relation between Psycho-Analysis and General Medicine.** 6 Vorträge im Mai/Juni im Institute of PsA

193) **Child Analysis.** IJPsA VIII, S. 387—391

194) **The Early Development of Female Sexuality.** Vortrag am 1. Sept. auf dem X. Internat. PsA Kongreß in Innsbruck. — IJPsA VIII, S. 459—472. — **Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität.** IZPsA XIV, 1928, S. 11—25

195) **Psycho-Analysis and the Artist.** Vortrag am 28. Nov. in der Newcastle Literary and Philosophic Society. — Psyche, Bd. VIII, S. 73—88

1928

196) **Memorandum on Psycho-Analysis.** Vortrag am 23. Febr. in der British Med. Ass.: Committee on Psycho-Analysis

197) **Brief Account of Psycho-Analytic Process.** Vortrag am 7. Juni in der British Med. Ass.: Committee on Psycho-Analysis

198) **Psycho-Analysis and Folk-Lore.** Vortrag am 25. Sept. auf dem Folklore-Kongreß in London. — Transactions of the Congress 1929. Scientia, Anno XXIII

199) **Abnormal Psychology.** Encyclopaedia Britannica, 14th Edition

200) **Sigm. Freud: Biography.** Ibid.

201) **Psycho-Analysis.** Benn's Sixpenny Library Nr. 153, S. 1—80

202) **Psychoanalyse und Religion.** Das Psychoanalytische Volksbuch. Herausg. von Federn u. Meng. S. 263—276

203) **Zur Psychoanalyse der christlichen Religion.** Imago-Bücher XII. Internationaler Psychoanalytischer Verlag (Enthält die Arbeiten Nr. 105, 117, 154, und 187)

1929

204) **The Inferiority Complex of the Welsh.** The Welsh Outlook, Bd. XVI, S. 76—77

205) **Contributions to Draft Report.** Vortrag am 14. März in der British Med. Ass.: Psycho-Analysis Committee

206) **La Jalousie.** Vortrag am 21. März an der Sorbonne in Paris. — Revue française de PsA III. — **Jealousy.** I J PsA X

207) **The Psychopathology of Anxiety.** Vortrag am 9. April in der Royal Society of Med., Psychiatric Section; British Psychological Society, Med. Section. — British Journ. of Med. Psychology, Bd. IX

208) **Fear, Hate and Guilt.** Vortrag auf dem XI. Internat. PsA Kongreß in Oxford, Juli.

KORRESPONDENZBLATT
DER
INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

Redigiert von Anna Freud, Zentralsekretärin

I) Mitteilung des Vorstandes

Oxforder Kongreß

Das ausführliche Kongreßprogramm und die Leitsätze der Vorträge werden den Zweigvereinigungen und allen Teilnehmern zugeschickt werden. Der Kongreß beginnt Freitag, den 26. Juli, abends, mit einer zwanglosen geselligen Zusammenkunft und endet am 31. Juli. Die Teilnehmer werden im Somerville College, bzw. in Lady Margaret Hall untergebracht; die Zimmer sind ab 26. Juli morgens bereitgestellt.

Es wurde ein „British Arrangements Committee" gebildet, das aus den Damen Dr. Sylvia Payne und Joan Riviere besteht, unter der Adresse 143 Harley Street, London, W. 1, zu erreichen ist und in allen örtlichen Angelegenheiten Auskunft gibt. Max Eitingon, Anna Freud

II) Berichte der Zweigvereinigungen

American Psychoanalytic Association

1928

Die American Psychoanalytic Association hielt am 27. Dezember 1928 in der New York Academy of Medicine ihre fünfte winterliche Jahresversammlung ab. Die Sitzung wurde von einem zwanglosen Abendessen eingeleitet, bei dem die Wiener Mitglieder Prof. Paul Schilder und Dr. Fritz Wittels die Gäste der Vereinigung waren.

In der darauffolgenden Geschäftssitzung übernahm Dr. A. A. Brill an Stelle des abwesenden Dr. William A. White den Vorsitz.

Zu neuen Mitgliedern wurden gewählt: Dr. Frankwood Williams, New York; Thomas Haines, New York; M. S. Gregory, Oklahoma; Hans Syz, New York; Nolan Lewis, Washington; Dorian Feigenbaum, New York; Mary K. Isham, Cincinnati.

Als Funktionäre bis zur alljährlichen Wahl in der Frühjahrsversammlung wurden gewählt: Dr. W. A. White, *Präsident*; Dr. C. P. Oberndorf, *Sekretär und Kassier*; Dr. Ralph Reed, Dr. Adolph Stern und Dr. Thaddeus Ames, *Vorstandsmitglieder*.

In der darauffolgenden wissenschaftlichen Sitzung übernahm Dr. White, der am rechtzeitigen Erscheinen verhindert gewesen war, den Vorsitz. Die folgenden Vorträge wurden gehalten:

Dr. A. A. Brill, New York: Unbewußte Einsicht.

Prof. Paul Schilder, Wien: Einige psychoanalytische Beobachtungen über Paralytiker.

Dr. Fritz Wittels, Wien: Quantitative Faktoren im Sexualleben.

Die wissenschaftliche Sitzung war von etwa 100 Teilnehmern besucht.

Dr. C. P. Oberndorf,
Sekretär

British Psycho-Analytical Society

III. u. IV. Quartal 1928

3. Oktober 1928. Jahresversammlung. Die folgenden Funktionäre wurden für das kommende Jahr gewählt: Dr. Ernest Jones, *Präsident*. Dr. W. H. B. Stoddart, *Kassier*. Dr. Douglas Bryan, *Sekretär*. Miß Barbara Low, *Bibliothekarin*. Dr. M. D. Eder, Dr. Edward Glover, Dr. John Rickman und Mrs. Riviere, *Vorstandsmitglieder*. — Dr. Bryan, Mr. Flügel, Dr. Glover, Dr. Jones, Dr. Payne und Dr. Rickman, Lehrkomitee. — Der Sekretär stellte fest, daß die Vereinigung jetzt 27 ordentliche, 31 außerordentliche und 2 Ehrenmitglieder zählt.

7. November 1928. Mr. J. C. Flügel: Bemerkungen zur Psychologie der Kleidung. — Als wichtigsten Beitrag zur Psychologie der Kleidung bringt die Psychoanalyse die ambivalente Einstellung der Menschen zu fast allen Kleiderfragen. Am deutlichsten zeigt sich diese Ambivalenz in dem ständigen Widerstreit zwischen dem Wunsch nach Herzeigen und nach Verhüllung des Körpers; nicht weniger wichtig ist die Ambivalenz zwischen dem aus der Kleidung bezogenen Lustgewinn und dem Streben nach völligem Unbekleidetsein. Die Hauptquellen der Lust sind die folgenden: 1) Phallische Bedeutung. Die phallische Bedeutung von Kleidungsstücken, wie Hut, Schuh, Krawatte, Kragen, Mantel usw., ist bekannt; zweifellos enthalten auch noch andere Kleidungsstücke ein wichtiges Element von phallischer Bedeutung. Steifheit oder Unbequemlichkeit der Kleidung kann zum Lustgewinn aus dieser Quelle beitragen, oft überdeterminiert durch die Ideenverbindung „Steifheit—moralischer Halt, Zurückhaltung". 2) Uterusbedeutung. Die Kleider als schützende Hülle (wie

das Zimmer oder Haus) bedeuten oft den Mutterleib; manchmal bezieht sich die weibliche Symbolik auf Vagina oder Hymen. Es läßt sich eine allgemeine Beziehung zwischen Kälteempfindlichkeit (mit darausfolgendem Wunsch nach Kälteschutz) und unerfülltem Liebesbedürfnis herstellen. Das Streben nach dem Unbekleidetsein hängt vor allem mit dem Exhibitionismus, der Hauterotik und Muskelerotik zusammen. Bei manchen Menschen wird nur ein sehr geringes Maß primitiver (phallischer oder uteriner) Libido auf die Kleidung verschoben, bei ihnen bleibt die feindselige Einstellung zur Kleidung aus der frühesten Kindheit bestehen. Wandlungen der Kleidermode können folgende Deutung finden: 1) Wandlungen in der Betonung der Körperteile (die phallischen Äquivalente wechseln mit einander ab). 2) Veränderungen in den Verschiebungen phallischer und uteriner Libido. 3) Schwankungen in der relativen Bedeutung von Herzeigen und Verhüllen. 4) Schwankungen in dem Maß an Libido, das auf die Kleider verschoben wird (verglichen mit der Besetzung des Körpers).

21. November 1928. Dr. Adrian Stephen eröffnet mit einem Referat eine Diskussion über Dr. Sándor Radós Arbeit: „Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte".

5. Dezember 1928. Dr. Georg Groddeck: Bemerkungen über die Beziehungen zwischen dem Embryonalzustand und dem Leben in der Außenwelt. — Nachruf: Dr. Warburton Brown.

I. Quartal 1929

16. Januar 1929. Dr. Douglas Bryan: Bemerkungen über Bisexualität.

6. Februar 1929. Miß N. Searl: Spekulationen über die Libido als Evolutionsfaktor. Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich auf Grund von Bruns „Selektionstheorie und Lustprinzip" (Zeitschrift 1923) mit der Rolle der Libido, die bei der natürlichen Selektion entweder ein Bündnis mit den Ichtrieben eingehen oder gegen sie arbeiten, d. h. für oder gegen das Überleben arbeiten kann. Es wird die Hypothese vertreten, daß der Mensch sich in dieser Hinsicht in einer Ausnahmsstellung befindet; seine Libido ist „frei" und hat die Fähigkeit, sich in der Sublimierung mit dem Ich zu verbünden. Der zweite Teil der Arbeit beschäftigt sich von diesem Gesichtspunkt aus mit dem Individuum und den Ödipusschwierigkeiten der Kindheit; die traumatischen Einwirkungen der Urszene werden als die klassischen Situationen behandelt, die auf die Menschheit beschränkt sind.

20. Februar 1929. Dr. Karin Stephen: Über Schmerz, Liebe und Angst. Die Arbeit behandelt die Beziehungen zwischen Schmerz und sexueller Lust. Sie vertritt die Ansicht, daß ein wirklicher Schmerz für die Libido in ihrer passiven oder femininen Ausprägung einen bestimmten erotischen Wert besitzt, der noch nichts mit der Bedeutung des Schmerzes als Strafe oder introjizierte Rache zu tun hat. Freuds Theorie, daß der Masochismus aus dem Todestrieb stammt — d. h. aus dem Bestreben, die Spannung zu verringern und zum Anorganischen zurückzukehren, dem Trieb, den Freud als den großen Widerpart der Libido beschreibt — wird als unbefriedigend abge-

lehnt. Die Existenz eines solchen Triebes wird als nicht genügend erwiesen hingestellt; als Gegenpart der Libido wird ganz im Gegenteil der Selbsterhaltungstrieb gezeigt.

6. März 1929. Miß E. Sharpe: Geschichte als Phantasie.

Die Autorin berichtet über die 6 Jahre lange Analyse eines Falles von Wahn. Sie bringt das Material in der Form einer Untersuchung der Identifizierungen des Patienten mit historischen Persönlichkeiten. Die Analyse dieser Identifizierungen führte zur Wiedererweckung der Erinnerung an seine frühzeitig untergegangenen Liebesobjekte und damit zu seinen verdrängten Kindheitserinnerungen. Aus diesen ergaben sich deutliche Anzeichen für ein traumatisches Erlebnis in der Kindheit. Dieses traumatische Erlebnis war offenbar das wichtigste verlorengegangene Bindeglied zwischen dem späteren Wahn und seinen frühesten unerträglichen infantilen Versagungen.

20. März 1929. Kleine Mitteilungen.

Neue Associate Members: Mr. R. Money-Kyrle, Whitham, Calne, Wilts. Nachruf Dr. Warburton Brown.

Dr. Douglas Bryan,
Sekretär

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft

III. u. IV. Quartal 1928

11. September 1928. Kleine Mitteilungen. Dr. Sachs: a) Totemmahlzeit bei Sallust; b) Die Darstellung des *Ubw* im Film. Diskussion *ad* a) Hárnik, *ad* b) Simmel, M. Bonaparte (a. G.). — Dr. Hárnik: Ängstlichkeit und Ungeschicklichkeit eines einzigen Kindes. Diskussion: Schultz-Hencke, Radó, C. Müller-Braunschweig. — Frau Dr. Lantos: Zwei Beispiele zum Thema der analytischen Tatbestandsdiagnostik. Diskussion: Sachs, Radó, H. Lampl, Eitingon, Simmel, Frau Horney, C. Müller-Braunschweig.

30. September 1928. Einweihungsfeier im neuen Heim des „Berliner Psychoanalytischen Instituts".

Der Vorsitzende Dr. Simmel begrüßt die erschienenen Gäste und Mitglieder und verliest die zur Feier eingegangenen Telegramme und Zuschriften. Er wirft sodann einen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte des Instituts, das im Frühjahre 1920 von Dr. Max Eitingon ins Leben gerufen worden ist. Dr. Eitingon steht seither als Direktor an der Spitze des Instituts und hat an dessen stetigem Aufstieg den größten persönlichen Anteil. Die Gesellschaft fühlt sich ihm für seine hingebungsvolle Tätigkeit und nicht zu erschöpfende Opferbereitschaft zum tiefsten Dank verpflichtet. Die Adaptation und geschmackvolle Einrichtung der neuen Institutsräume wurde nach den Plänen und unter Leitung des Architekten Dipl.-Ing. Ernst Freud ausgeführt, der sein Honorar für diese Arbeit in überaus dankenswerter Weise der Institutsbibliothek überließ.

Dr. Eitingon dankt für die Ehrung und beleuchtet mit einigen Daten die Entwicklung des Instituts. Sowohl die poliklinische als auch die Lehrtätigkeit sind in raschem Wachstum begriffen. Augenblicklich werden gleichzeitig

104 poliklinische Analysen geführt, 25 Kandidaten sind in regulärer Ausbildung zu analytischen Therapeuten, während die Gesamtfrequenz der am Institut veranstalteten Lehrkurse im Laufe des letzten Jahres fast auf 400 gestiegen ist. Es ist der tatkräftigen Mitarbeit aller Mitglieder zu verdanken, daß die Tätigkeit des Instituts solche Resultate aufweist. Die Gesellschaft darf mit Befriedigung auf die geleistete Arbeit zurückblicken; es ist ihr gelungen, dem Institut über die Anerkennung der engeren Fachgenossen hinaus auch im Ansehen und Interesse der weiteren Mitwelt einen Platz zu erobern.

Dr. C. Müller-Braunschweig gibt einen Ausblick auf die erweiterten Arbeitsmöglichkeiten, die sich der Lehrtätigkeit des Instituts in den größeren neuen Räumen eröffnen.

Dr. Boehm berichtet über die Tätigkeit des von der Gesellschaft errichteten Stipendienfonds. Für die Zwecke des Fonds wurde bisher aus den freiwilligen Steuerbeiträgen der Mitglieder und aus den Reinerträgnissen der Lehrkurse ein Kapital von RM 23.000 aufgebracht. Der Fonds hat bereits einer Reihe von unbemittelten Kandidaten durch unverzinsliche Darlehen die Durchführung ihrer Lehranalyse sowie ihrer sonstigen Ausbildung ermöglicht; ferner war er in der Lage, durch gelegentliche Darlehen einigen Kollegen in ihren wirtschaftlichen Schwierigkeiten zur Seite zu stehen. Die Gesellschaft nimmt den Einzug in das neue Heim zum Anlaß, dem Institut zugunsten seiner Bibliothek RM 2500 zu spenden.

Dr. Bally spricht der Institutsleitung den Dank der Ausbildungskandidaten aus.

Frl. Anna Freud begrüßt die Erweiterung des Berliner Instituts als neue und folgerichtige Etappe einer Entwicklung, von der unsere analytische Organisation die Erfüllung ihrer Zukunftshoffnungen erwartet.

Die Feier schließt mit dem wissenschaftlichen Vortrag von Dr. Sachs: „Kunst und Persönlichkeit." (Erschienen in der Imago, Bd. XV, Heft 1, 1929.)

9. Oktober 1928. Vortrag Dr. Alexander: Strafbedürfnis und Todestrieb. Diskusssion: C. Müller-Braunschweig, Horney, Simmel, Radó, Hárnik, Zilboorg (a. G.).

16. Oktober 1928. Diskussion über das Thema „Negative therapeutische Reaktion". Einleitung Dr. Simmel; Diskussionsredner: Fenichel, Hárnik, Radó, Alexander, Lampl.

In der Geschäftssitzung wird Rechtsanwalt Hugo Staub, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 181, zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

27. Oktober 1928. Vortrag Dr. Reik: Zwei Beiträge zur Ichpsychologie. Diskussion: Boehm, Jos. Müller, Simmel, Alexander, Fenichel, Radó, Bernfeld, Hárnik, Horney.

6. November 1928. Vortrag Dr. Schultz-Hencke: Über die psychologische Struktur der Organneurosen. Diskussion: Alexander, Müller-Braunschweig, Fenichel, Radó, Simmel, Horney, Eitingon.

13. November 1928. Kleine Mitteilungen. Dr. Simmel: a) Grammatikalische Fehler in fremden Sprachen aus Fehlleistung; b) Vagabundage in klinischer Behandlung.

1. Dezember 1928. Vortrag Dr. Simmel: Zur Genese und Therapie der Süchte.

11. Dezember 1928. Diskussion über den Übertragungserfolg. Einleitendes

Referat: Dr. Sachs. Diskussion: Alexander, H. Lampl, Horney, Eitingon, Groß, Hárnik, Jos. Müller.

*

Die Gesellschaft veranstaltete in ihrem Institut (Berlin W. 62, Wichmannstraße 10) im Herbstquartal (Oktober—Dezember) 1928 folgende Kurse:

1) Sándor Radó: Einführung in die Psychoanalyse, I. Teil (Abriß der analytischen Normalpsychologie). 7 Stunden. Hörerzahl: 51.

2) Franz Alexander: Einführung in die Traumdeutung. 7 Stunden. Hörerzahl: 48.

3) Hanns Sachs: Trieblehre, I. Teil. 7 Stunden. Hörerzahl 43.

4) Ernst Simmel: Spezielle Neurosenlehre, II. Teil. 7 Stunden. Hörerzahl: 11.

5) Karen Horney: Indikationen und Technik der analytischen Therapie, I. Teil. Nur für Ausbildungskandidaten. 7 Stunden. Hörerzahl: 26.

6) Harald Schultz-Hencke: Freud-Seminar: Krankengeschichten, II. Teil. 4 Doppelstunden. Hörerzahl: 19.

7) Sándor Radó: Technisches Proseminar. Nur für Praktikanten des Instituts. Hörerzahl: 21.

8) Karen Horney: Technisches Kolloquium. Nur für ausübende Analytiker und Ausbildungskandidaten. Hörerzahl: 16.

9) Eitingon u. A.: Praktische therapeutische Übungen (Kontrollanalysen). 14 Kandidaten.

10) Otto Fenichel: Über Organlibido und Triebabwehr. 6 Stunden. Hörerzahl: 16.

11) J. Hárnik: Die Bedeutung der religiösen Konflikte für die psa. Therapie. 5 Stunden. Hörerzahl: 12.

12) Theodor Reik: Einführung in die psa. Religionspsychologie. 7 Stunden. Hörerzahl: 19.

13) Carl Müller-Braunschweig: Psychoanalytisch-philosophische Grenzfragen (Seminar). 4 Doppelstunden. Hörerzahl: 6.

14) Siegfried Bernfeld: Psychoanalytische Besprechung praktisch-pädagogischer Fragen. (Für Fortgeschrittene.) Hörerzahl: 40.

15) Arbeitsgemeinschaft für Kinder und Jugendpsychologie. (Bernfeld, Hárnik.)

I. Quartal 1929

15. Januar 1929. Vortrag Dr. Reik: Psychoanalyse und biblische Archäologie. Diskussion: Simmel, Radó, Nunberg (Wien, a. G.), Alexander.

22. Januar 1929. Vortrag Frau Dr. Lowtzky: Einige Bemerkungen zu den Grenzen der psa. Therapie. Diskussion: H. Lampl, Fenichel, A. Lampl, Eitingon, Radó, Simmel, Liebermann.

2. Februar 1929. Generalversammlung. Die Jahresberichte des Vorstandes, des Kassenwartes, des Direktors des Instituts, des Unterrichtsausschusses und des Kuratoriums zur Verwaltung des Stipendienfonds werden angenommen und den Funktionären die Entlastung erteilt. Der Mitgliedsbeitrag wird auf 80 Mark erhöht. Die freiwillige Selbstbesteuerung zugunsten des Stipendienfonds wird für das kommende Jahr bewilligt.

Alle Funktionäre werden wieder gewählt.

Die außerordentlichen Mitglieder Dr. Barbara Lantos, Dr. Lotte Kirschner, Dr. Franz Cohn, Dr. A. Watermann und Dr. Frieda Fromm-Reichmann werden zu ordentlichen Mitgliedern, Dr. Erich Kraft, Berlin-W. 35, Lützowstraße 85, zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

12. Februar 1929. Vortrag Dr. Fenichel: Zur prägenitalen Vorgeschichte des Ödipuskomplexes. Diskussion: A. Lampl, Sachs, Alexander, Hárnik, Radó, Wulff.

19. Februar 1929. Fortsetzung der Generalversammlung. Beratung und Annahme der vom Unterrichtsausschuß ausgearbeiteten „Richtlinien für die Ausbildungs- und Unterrichtstätigkeit".

9. März 1929. Vortrag Dr. Schultz-Hencke: Die prägenitalen Triebansprüche in genetischer und aktueller Hinsicht. Diskussion: Sachs, Alexander, Radó, Fenichel, Simmel, Lantos, Hárnik, Eitingon, Bally, Jos. Müller, Groß, Boehm.

19. März 1929. Vortrag Dr Groß: Die Stellung des Ichs in der Sucht. Disskussion: Hárnik, Fenichel, Sachs, Radó, Simmel, Boehm.

Kurse im Winterquartal (Januar-März) 1929:

1) Sándor Radó: Einführung in die Psychoanalyse. I. Teil (Fortsetzung). 7 Stunden. (Hörerzahl: 68.)

2) Hanns Sachs: Trieblehre. II. Teil. 6 Stunden. (Hörerzahl: 22.)

3) Jenö Hárnik: Infantile Sexualität. 7 Stunden. (Hörerzahl: 25.)

4) Karen Horney: Indikationen und Technik der analytischen Therapie. 7 Stunden. (Hörerzahl: 21.)

5) Otto Fenichel: Freud-Seminar: Metapsychologische Schriften. 7 Doppelstunden. (Hörerzahl 13.)

6) Theodor Reik: Grundzüge der analytischen Religionspsychologie. 7 Stunden. (Hörerzahl 14.)

7) Karen Horney: Technisches Kolloquium: 4 Doppelstunden. (Hörerzahl 23.)

8) Sándor Radó: Technisches Proseminar. 4 Doppelstunden. (Hörerzahl 21.)

9) Eitingon u. A.: Praktisch-therapeutische Übungen. (Kontrollanalysen.)

10) Franz Alexander: Theorie und Therapie der Homosexualität. 4 Stunden. (Hörerzahl 20.)

11) Siegfried Bernfeld: Psychoanalytische Besprechung praktisch-pädagogischer Fragen. (Hörerzahl 28.)

12) Arbeitsgemeinschaft für psychoanalytische Kinder- und Jugendpsychologie (Bernfeld, Hárnik).

13) Harald Schultz-Hencke: Die Hemmung im Gefüge der Neurose. 7 Doppelstunden. (Hörerzahl 24.)

Dr. Sándor Radó,
Schriftführer

Indian Psycho-Analytical Society

I.—IV. Quartal 1928

31. Januar 1928:

Generalversammlung. Der Jahresbericht für das Jahr 1927 wurde angenommen und die Funktionäre für 1928 wie folgt gewählt: *Präsident:* Dr. G. Bose. *Vorstandsmitglieder:* Dr. S. Mitra, Mr. G. Bora. *Sekretär:* Mr. M. N. Banerjee.

Bibliotheksgründung: Die Vereinigung beschließt, eine Leihbibliothek zur Benützung der Mitglieder der Vereinigung zu eröffnen. Dr. S. Mitra wurde zum Bibliothekar ernannt und beauftragt, gemeinsam mit dem Sekretär eine Bibliotheksordnung auszuarbeiten und der nächsten Jahresversammlung vorzulegen. Außer den der Bibliothek als Geschenk zur Verfügung gestellten Werken wurden folgende Anschaffungen gemacht: Die Zeitschriften „Imago" und „Internat. Zeitschrift" von 1922 bis 1928, Freuds Sammlung kleiner Schriften, Ich und Es, Jenseits des Lustprinzips, Massenpsychologie. Ferenczi: Weitere Beiträge zur Psychoanalyse, Index psychoanalyticus, Rickmans Development of the Psycho-Analytical Theory of the Psychoses. Zu diesen Anschaffungen wurde dem Sekretär eine Summe von 200 Rupien (als Ergänzung der zum Ankauf von gebilligten Büchern und Zeitschriften bewilligten 200 R.) zur Verfügung gestellt.

22. Juli 1928:

Verlesung der Arbeit von Major Daly: Menstruation Complex (I. Teil). (Erschienen in der Imago, Bd. XV, 1928.)

Zu neuen Mitgliedern wurden gewählt:

Dr. B. C. Ghosh, M. A., M. B., B. C. (Cantab);

Major C. D. Daly, D. A., D. S. T., Southern Command, Poona;

Prof. Jiban Krishna Sarkar, M. A., G. B. B. College Muzaffurpur.

5. August 1928:

Verlesung der Arbeit von Major Daly: Menstruation Complex (II. Teil). Die Mitglieder danken dem Autor in der Diskussion für die vielen empfangenen Anregungen, erklären sich aber nicht für überzeugt davon, daß dieser Komplex in der Bedeutung gleich nach dem Kastrationskomplex einzureihen und als seine Ergänzung verantwortlich ist für die Entstehung von Scham, Homosexualität, Todesangst, Zweifel, Inversion, Perversion, Feindschaft der Geschlechter, Verachtung des weiblichen Geschlechts und Beeinträchtigung der geschlechtlichen Entwicklung.

30. September 1928:

Dr. G. Bose: „The Genesis and Adjustment of the Oedipus Wish."

2. Dezember 1928:

Verlesung von Major Dalys schriftlicher Erwiderung auf die Kritik der Vereinigung an seiner Arbeit über „Menstruation Complex". Nr. 1. Verlesung seiner Arbeit: „Hindu Mythology and Castration Complex" (I. Teil). (Erschienen im Imago, Bd. XIV, 1927.)

Die Vereinigung billigt den vorgeschlagenen Bücherankauf.

9. Dezember 1928:

Dr. G. Bose: Krankengeschichte und Analyse einer Paraphrenie.

16. Dezember 1928:

Verlesung von Major Dalys Arbeit „Hindu Mythology and Castration Complex", Nr. 1 (Fortsetzung). Die Vereinigung beschließt, die Diskussion aufzuschieben, bis die Verlesung der ganzen Artikelserie beendet ist.

Dr. M. N. Banerjee,
Schriftführer

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület

III. u. IV. Quartal 1928

21. September 1928. Dr. G. Róheim: 1) Kasuistisches zur Frage des Über-Ichs. — Kasuistischer Fall, in welchem die Über-Ich-Bildung, Identifizierung mit dem Vater und Homosexualität in ihren Entwicklungszusammenhängen verfolgt werden konnten. — 2) Zur Theorie der Sublimierung. — Entwicklungstendenz in der Richtung zum Spiel.

12. Oktober 1928. Dr. S. Pfeifer: Ein Fall von Erotomanie. — 35jähriges Mädchen mit zwangsmäßiger Annäherung an Männer zur Bestätigung des Begehrtseins und zur Verleugnung der eigenen Homosexualität. Ausschluß des Koitus. Volle Befriedigung nur in der Onanie. Onaniephantasie ausschließlich mit Weibern oder mit dem eigenen Körper. Befriedigung in den ungemein zahlreichen Flirts nur unvollkommen, narzißtisch und mit Hilfe *ubw* Verweiblichung der männlichen Objekte. Hauptsymptom ist ein peinliches Gefühl der Depersonalisation, immer an den Bruchstellen der Realität, d. h. immer, wenn sie nicht ausweichen kann, ein Verhältnis der Schwester (Mutter-Imago), in die sie verliebt ist, zur Kenntnis zu nehmen. Gleichzeitiges Auftreten eines Verfolgungswahnes, Verfolger sind immer Weiber. Außerdem ist ein Unpersönlichmachen (Depersonalisation?) der homosexuellen Objekte der Phantasien zu beobachten. Ein Ergebnis der parallelen neurotischen Abwehr des positiven Ödipuskonfliktes ist eine gleichzeitig bestehende Zwangsneurose.

26. Oktober 1928. Kasuistik. 1) Frau A. Bálint: Ein Traum, dessen Sinn durch eine Fehlhandlung nach dem Erwachen zu erschließen war. 2) Dr. M. Bálint: a) Störung des Landkartenlesens und der Orientierung im Freien als Folge der Kastrationsangst. — b) Ein Traum einer Zwangskranken mit Darstellung von Geburtsphantasien (anale Geburt, Geburt aus der Brust). — 3) Dr. M. J. Eisler: a) Traum und Kastrationskomplex. — b) Das Symptom der „Plötzlichkeit" des Auftretens der Symptome in einer Zwangsneurose, konnte historisch aus Erlebnissen der Kindheit gedeutet werden.

17. November 1928. Festsitzung zu Ehren von Dr. Róheim. — Festredner: Dr. S. Ferenczi und Frau A. Bálint.

23. November 1928. Mütter-Tagebücher (Fortsetzung). Frau Dr. Révész (a. G.): Penisneid und Charakterveränderung.

7. Dezember 1928. Dr. M. Bálint: Referat über Freuds Abhandlung „Fetischismus".

Der Unterrichtsausschuß veranstaltete unter Leitung von Dr. Hermann ein psychoanalytisches Seminar für Pädagogen.

I. Quartal 1929

11. Januar 1929. Kasuistik. a) Dr. S. Pfeifer: Phantasie vom langen Penis und Homosexualität; genetische Rolle des Darmkanals. b) Dr. M. J. Eisler: Dürers Wanderungen und sein Verhältnis zum Vater.

18. Januar 1929. Generalversammlung. Der Vorstand wurde wiedergewählt.

1. Februar 1929. Kasuistik. a) Frau Dr. Dubovitz: Entstehen einer Verwirrtheit (Amentia) auf pathoneurotischem Wege bei einem auf einem Auge enukleierten Mädchen. Religiöse Wahnideen, angebahnt durch den Inhalt der Tröstung des Geistlichen. b) Dr. L. Révész: Auftreten nierenkolikartiger Schmerzen als passagères Symptom bei einem jungen Mann, dessen Sexualleben sich auf Onanie beschränkt; exhibitionistische Tendenzen hinter dem Symptom.

15. Februar 1929. Frau Dr. M. Dubovitz: Analyse eines Falles von Hysterie. Entwicklungsweg der Schlagephantasie bei einem neurotischen Mädchen; sadistisch-masochistische Befriedigungen, Männlichkeitstendenzen, als Verarbeitung der infantilen Liebe zum Vater.

1. März 1929. Frau K. Lévy: Referat über eine Sitzung der Wiener Vereinigung (Besprechung okkulter Phänomene).

15. März 1929. Frau K. Lévy: Analyse prophetischer Träume. In der Analyse erwies sich die Prophezeiung als nur scheinbar, indem die vorausgesagten Ereignisse durch unbewußte Äußerungen des Träumenden ausgelöst worden sind.

22. März 1929. Dr. I. Hermann: Referat über die neueren Ansichten von Rank in theoretischer Beziehung. — Dr. M. Bálint: Referat über die praktischen Beziehungen derselben.

Geschäftliches. Frau Dr. Margit Dubovitz (Budapest, VIII., Üllői ut 40) wurde zum ordentlichen Mitglied gewählt.

*

Für die fortgeschritteneren Ausbildungskandidaten veranstaltete Dr. Ferenczi ein therapeutisches Seminar.

*

Ein psychoanalytisches Ambulatorium der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung wird in den Privatordinationsräumen von Dr. Ferenczi errichtet. Das Ambulatorium nimmt seine Tätigkeit im Herbst dieses Jahres auf. Damit wird nun die Errichtung eines Lehrinstitutes vollendet.

Das Lehrinstitut will die Ausbildung nach folgendem ständigen Lehrplan unternehmen:

I. Semester (Oktober—Dezember): Allgemeine Einführung (Bálint), Traumdeutung (Hollós), Methodenlehre (Hermann).

II. Semester (Januar—März): Praktisch-therapeutisches und theoretisches Seminar (Ferenczi), Neurosenlehre (Hermann), Psychosen (Hollós), Pädagogische Beziehungen (Frau Bálint).

III. Semester (April—Mai): Perversionen (Pfeifer), Biologische Beziehungen (Bálint), Anwendungsmöglichkeiten der Psychoanalyse auf die Kunstwissenschaft (Eisler), Ethnologische Beziehungen (Frau Bálint).

Je nach Bedarf werden auch speziellere Kurse über klinische oder theoretische Fragen und Besprechungen von Freud-Schriften eingeschaltet. Unterrichtssprache der Kurse nötigenfalls deutsch.

Dr. Imre Hermann,
Sekretär

Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse

III. u. IV. Quartal 1928

13. Oktober 1928. Dr. A. Stärcke: Das Gewissen. — Die Schichten des Gewissens sind mnemische Niederschläge aus jeder sozialen Organisation, an der das Individuum teilgenommen hat. Ebenso ist das „Es" Kollektivname für die mnemischen Niederschläge aus infra-individuellen Organisationen, das Ich dasselbe aus den individuellen Organisationen. Die Funktion des Gewissens ist das Umändern der Richtung der Aktionswiederholungen zum Ich statt zur Außenwelt. Jede Entwicklungslinie läuft tot; weitere Entwicklung geht immer von einer weiter zurück liegenden Möglichkeit aus. Vortragender stellt hiefür den Namen „Gesetz der Retrogenese" auf. Evolutionswege des Gewissens.

Dr. A. Stärcke: Einleitung zu einem Symposion über Freuds Lehre von Libido und Ichtrieb. Stärcke entwickelt ausführlich seine Beschwerden gegen die s. E. unhaltbaren Formulierungen in Freuds späteren theoretischen Arbeiten.

24. November 1928. Dr. Th. van Schelven (a. G.) berichtet einen Zahltraum. Während einer Analyse traten in sechs aufeinander folgenden Nächten Träume auf, die allmählich die sadistische Einstellung gegen den Vater deutlicher beleuchteten. Der vierte Traum war nur eine Zahl, 8371; der Traum endete mit starkem Affekt. Aus analytischen Einfällen und weiteren Träumen wurde klar, daß 8 den unverletzten und 3 den oben und unten verletzten Vater vorstellten; 7 und 1 die siebenköpfige Familie und den allein übrig bleibenden Träumer. Nebstbei bestand eine abergläubische Angst vor der Zahl 13 und eine Identifikation mit Judas; der Vater war im dreizehnten Lebensjahre des Patienten gestorben. Also eine dreimalige Determinierung der Zahl 13.

Dr. S. Weyl bespricht einige Fälle von Impotenz mit Schwierigkeiten in der Prognose. Besonders die psychoanalytische Deutung des Reisens und die Aufsplitterung des Koitus, wobei ein Patient bei seiner eigenen Frau nur Erektionen, bei einer anderen nur eine Ejakulatio praecox hatte, wird näher beleuchtet. Der unbewußte Teil des Über-Ichs war dabei von größter Bedeutung.

Am 8. Dezember 1928 wurde von Professor Dr. K. H. Bouman in Amsterdam eine Vorstellung des französischen Films „La Coquille et le Clergyman" von Germaine Dulac für Freunde der Analyse veranstaltet.

In der Folge werden die wissenschaftlichen Sitzungen gemeinsam mit den Mitgliedern der „Leidsche Vereeniging voor Psychoanalyse en Psychopathologie" abgehalten werden; die Mitglieder unserer Gruppe sind ihre ständigen Gäste.

Dr. J. Knappert, ein bedeutender junger Analytiker, ist an einer

chronischen Krankheit, welche ihn vor kurzer Zeit zwang, aus der holländischen Gruppe auszutreten, gestorben.

Ausgetreten sind: Dr. A. W. van Renterghem und Dr. J. M. Rombouts.

Aufgenommen: Dr. H. C. Jelgersma, Anstalt Endegeest in Oegstgeest.

Der Vorstand für 1929 ist: Dr. J. H. W. van Ophuijsen (*Vorsitzender*), Dr. A. Endtz (*Sekretär*) und Dr. F. P. Muller (*Kassenwart*).

Dr. A. Endtz,
Sekretär

New York Psycho-Analytical Society

IV. Quartal 1928

30. Oktober 1928. Klinische Mitteilungen von DDr. Brill, Blumgart, Broadwin, Bunker, Feigenbaum, Lorand.

In der Geschäftssitzung werden Dr. Stewaet Sniffen und Dr. Samuel Parker zu außerordentlichen Mitgliedern gewählt.

Das Unterrichtskomitee teilt mit, daß eine Serie von Vorlesungen abgehalten und ein technisches Seminar für Vorgeschrittene eingerichtet werden wird. Ferner, daß Dr. Fritz Wittels aus Wien sich an der Unterrichtstätigkeit der Vereinigung beteiligen möchte. Ein spezielles Komitee, bestehend aus den Herren Dr. Stern, Meyer und Kardiner, wird beauftragt, die Auswahl und Ausbildung der Kandidaten zu überwachen.

Es wird vorgeschlagen, Dr. Wittels zur Abhaltung eines Vortrags in der nächsten Sitzung einzuladen.

Der Präsident ernennt Dr. Lewin zum derzeitigen Schriftführer.

27. November 1928. Dr. Fritz Wittels (Wien): „Die verschiedenen Schulen der Psychologie, die ihren Ursprung von der Psychoanalyse genommen haben, Jung, Watson, Adler und die Gestaltspsychologen." Der Vortrag zeigt mit großer Klarheit diejenigen Punkte der Theorie, an denen Jung und Adler abweichen mußten, und zeigt, daß die Lehren beider nur voreilige und aussichtlose Versuche zur Lösung der Probleme sind, die Freud seither in seinen Arbeiten von „Totem und Tabu" bis „Hemmung, Symptom und Angst" bearbeitet hat. Das Ziel, auf das sie hinarbeiteten, war ein wissenschaftlicher Begriff des Über-Ichs. Weder der Adlersche Begriff des Sozialgefühls noch Jungs Rassenunbewußtes ist imstande, das Freudsche Über-Ich zu ersetzen.

Der Vortrag erregte allgemeine Zustimmung und gab Anlaß zu einer lebhaften Diskussion.

In der Geschäftssitzung wurde beschlossen, die Dezemberzusammenkunft gemeinsam mit der American Psycho-Analytical Association abzuhalten.

I. Quartal 1929

29. Januar 1929. Klinische Mitteilungen von DDr. Lorand, Oberndorf und Stern. Die Geschäftssitzung wurde verschoben.

29. Februar 1929. Dr. A. Kardiner: Die Psychogenese einer Depression. Im Anschluß eine lebhafte Diskussion über psychogene Faktoren und Prognose.

In der Geschäftssitzung wurden Dr. Henry Alden Bunker und Doktor George E. Daniels zu außerordentlichen Mitgliedern gewählt. Die folgenden außerordentlichen Mitglieder wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt: Dr. Oswald H. Boltz, Dr. Thomas M. French, Dr. Leland Earl Hinsie und Dr. Isra Tobias Broadwin.

Die folgenden Funktionäre wurden gewählt: *Präsident:* Dr. A. A. Brill; *Vizepräsident:* Dr. C. P. Oberndorf; *Schriftführer* und *Kassier:* Dr. A. Kardiner; *Vorstandsmitglieder*: Dr. A. Stern, Dr. T. H. Ames, Dr. M. Meyer.

Unterrichtsausschuß: Dr. A. A. Brill (Ex. Of.), C. P. Oberndorf *(Vorsitzender)*, B. Glueck, S. E. Jelliffe, A. Kardiner, B. Lewin, M. Meyer, A. Stern.

Vorlesungsausschuß: Drs. M. Meyer *(Vorsitzender)*, B. Lewin, T. M. French.

Ausbildungskomitee: Dr. A. Stern *(Vorsitzender)*, M. Meyer, A. Kardiner.

Wissenschaftlicher Ausschuß: Dr. P. R. Lehrman *(Vorsitzender)*, Ruth Mack Brunswick, Lillian D. Powers, L. E. Hinsie.

Fonds-Verwaltung: Dr. S. E. Jelliffe.

Komitee zur Statutenänderung: Dr. T. H. Ames *(Vorsitzender)*, A. Kardiner, D. D. Shoenfeld.

Accounting Committee: Dr. D. D. Shoenfeld, L. Blumgart.

Schriftführer: Dr. B. Lewin (pro tem.), Dr. P. R. Lehrman.

27. März 1929. a) Dr. T. M. French: „The Role of the Semicircular Canals in Relation to Symptom Formation". Dr. French führt den Schwindel auf eine Regression zu infantilen Zuständen zurück. Das Material war aus den Träumen eines psychotischen Patienten herausgearbeitet worden.

b) Dr. S. Parker schildert einen interessanten Fall von Hysterie als Folge einer Zahnextraktion, der die Form einer epidemischen Encephalitis annahm.

In der Geschäftssitzung wird Dr. Sara A. Bonnet zum außerordentlichen Mitglied gewählt.

In Abwesenheit von Dr. Brill führt den Vorsitz Dr. Oberndorf.

Dr. Bertram Lewin
(in Vertretung des Schriftführers Dr. Philip R. Lehrman)

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse

III. und IV. Quartal 1928

6. Oktober 1928. Der Unterrichtsausschuß teilt mit, daß für 25. Oktober ein Vortragszyklus über PsA. in Zürich organisiert wird. — Referat Direktor Dr. Kielholz, Königsfelden, „Johann Georg Zimmermann als Vorläufer der Psychoanalyse". Z., der Dichter und Arzt-Philosoph, dessen 200. Geburtstag die schweizerische Ärzteschaft diesen Herbst feiert, wurde als einziges Kind von seinen kränklichen Eltern verzärtelt und verwöhnt. Daraus läßt sich bei dem Frühverwaisten der spätere Narzißmus ableiten, der ihn nicht ruhen ließ, bis er in den höchsten Hofkreisen, im Umgang mit Friedrich dem Großen und Kaiserin Katharina von Rußland, Befriedigung fand für sein erhöhtes Selbstgefühl und seine Eitelkeit, aber auch die Hypochondrie, die ihn

tiefen Depressionen aussetzte, denen er schließlich erlag. In seinen berühmtesten Werken über die Einsamkeit kommt tiefes psychologisches Verständnis und schizothymer Kampf mit dem ihn bedrohenden Autismus zum Ausdruck. (Autoreferat.)

Diskussion: Blum, Pfister, Wehrli.

28. Oktober 1928. Referat Zulliger „Über Verschiebung einer Gewissensreaktion". Ein Junge verliert ein Geldstück und begeht hernach einen unbedeutenden Diebstahl. Diesen gesteht er seinem Vater und behauptet später, er habe ihm vom Geldverlieren erzählt. *Ubw* ist der Geldverlust durch den Diebstahl ersetzt worden, dieser wurde wie eine Deckerinnerung erzählt. (Autoreferat.)

Diskussion: Frau Behn, Behn, Blum, Hofmann, Kielholz, Peter, Sarasin.

Referat Dr. Blum „Zur Symbolik des Essens und der Nahrung". An Hand der Analyse eines seit zwanzig Jahren an Verdauungsstörungen leidenden und durch PsA. geheilten Patienten wird an Traummaterial die Bedeutung der Nahrungsaufnahme gezeigt. Dabei spiegelt sich der Ödipuskonflikt auf oral-analer Stufe. Besondere Bedeutung hatte für den Pat. eine vegetarische Rohkostnahrung, das sogenannte „Bircher-Müsli", das, den neurotischen Tendenzen des Pat. entgegenkommend, die Nahrungsform darstellt, welche noch von ihm verdaut, gestattet wurde. Aus Träumen ergab sich, daß das Bircher-Mus für ihn die „kastrierte Nahrung" (im Gegensatz der Nahrung als Penis des Vaters und Brust der Mutter) darstellte. (Gekürztes Autoreferat.)

10. November 1928. Diskussion des Vortrages Dr. Blum über Symbolik des Essens. Es nehmen teil: Blum, Behn, Kielholz, Pfister, Sarasin, Steiner.

Referat Dr. Behn „Wirkung einer PsA. auf das Schaffen eines Malers". Der Künstler brachte seine graphischen und farbigen Bildwerke in die Analyse und gab dazu ein reichliches Einfallsmaterial. Bilder und Einfallsmaterial liegen vor und es läßt sich eine auffallende Veränderung in technischer und farbiger Hinsicht nach vollendeter Analyse feststellen.

Diskussion: Frau Behn, Blum, Kielholz, Sarasin, Steiner, Wehrli, Zulliger.

8. Dezember 1928. Dr. J. Schalit tritt in die Berliner Gruppe über. Pfr. Pfister teilt mit, daß er von der „Internat. Vereinigung für neue Erziehung" aufgefordert worden sei, anläßlich ihres nächsten Kongresses in Helsingörs (8. bis 22. August 1929) eine „Sektion für psychoanalytische Pädagogik" zu leiten, findet, es wäre der psa. Bewegung gedient, wenn wir uns vor dem großen und internationalen Publikum eifrig beteiligten. Der Vorstand nimmt seine Anregungen zur Prüfung entgegen.

Referat Dr. Christoffel „Über Fetischismus". Ein verheirateter Mann sucht den Arzt wegen Impotenz auf. Erlebte frühzeitige Sexualeinschüchterungen, insbesondere gegen seinen Schautrieb. Ein Kindheitserlebnis läßt ihn zum Arm-Fetischisten werden. In der Behandlung kamen alle die Gesichtspunkte zum Vorschein, die Freud in seiner letzten Arbeit über den Fetischismus niedergelegt hat.

Diskussion: Pfister, Sarasin, Zulliger.

15. Dezember 1928. Referat Dr. Fenichel, Berlin (a. G.), „Zur prägenitalen Vorgeschichte des Ödipuskomplexes".

Diskussion: Frau Behn, Blum, Furrer, Kielholz, Sarasin.

Unterricht:

Vortragszyklus im Singsaal der Höheren Töchterschule in Zürich, 6 Abende, 450 bis 500 Teilnehmer.

Pfr. Dr. O. Pfister, „Wesen und Bereich der Psychoanalyse".

Dr. med. H. Behn-Eschenburg, „Das Unbewußte".

Dr. med. Ph. Sarasin, „Der Traum".

Dr. med. E. Blum, 2 Abende, „Entwicklung, Struktur und Funktion des Seelischen beim Normalen und Kranken".

H. Zulliger, „Psychoanalyse und moderne Pädagogik".

Tätigkeit einzelner Mitglieder:

Der Verein abstinenter Lehrerinnen und Lehrer des Kantons Zürich, der abstinente Lehrerverein Hinwil und die Pädagogische Vereinigung des Zürcher Oberlandes führten auf dem Hasenstrick einen Ferienkurs durch. Dort referierten Frau und Hr. Dr. med. Behn-Eschenburg in mehreren Vorträgen über Psychoanalyse und psa. Pädagogik. (Oktober 1928.)

Dr. med. Christoffel, Basel, hielt im Bernoullianum Basel einen Vortrag „Seelische Hemmungen im Pubertätsalter".

Dr. med. de Saussure, Genf, hielt an der dortigen Universität einen Vortrag „La théorie de Freud et leur application médicale".

Pfr. Dr. O. Pfister hielt in zürcherischen Lehrervereinigungen mehrere Vorträge über Psychoanalyse und Pädagogik. Ferner im Staatsbürgerkurs Zürich (im Oktober) einen Vortrag über „Psychoanalyse und Staat".

Lehrer Zulliger sprach vor der Versammlung der Bezirkslehrer des Kreises Aarau und dem Lehrerverein Schwarzenburg über „PsA. und Pädagogik", ferner einige psa. orientierte Vorträge vor Elternvereinigungen und zu dem Film „Wie sag' ich's meinem Kinde", den die „Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege" vorführt (Prof. v. Gonzenbach, Zürich).

I. Quartal 1929

9. Februar 1929. Generalversammlung. I. Wissenschaftliche Sitzung: Dr. med. E. Blum (Bern), „Mitteilung über die Analyse einer Erythrophobie".

Ein einundzwanzigjähriger Mann leidet an Errötungsangst und Erröten, zeigt in den Übertragungssituationen besonders deutlich verdrängte exhibitionistische Tendenzen (Vergleichen des Penis). Als vierjähriger Knabe verglich Pat. seinen Penis mit demjenigen eines Cousins und fand den seinen zu klein; als Folge dieses Kindheitserlebnisses, das später in neuen Auflagen wiedererlebt wurde, entwickelte sich das Gefühl sexueller Minderwertigkeit und der darauf konzentrierten Scham, der junge Mann kam in die passive, weibliche Rolle, fühlt sich während der Analyse wiederholt als Mädchen. Die Analyse deckte ferner einen ausgesprochenen Narzißmus auf, der sich auf das Körperganze, insbesonders auf das Gesicht bezog. Der genitale Narzißmus des Mannes wurde auf das Gesicht verschoben und das Erröten bedeutete

den Ausdruck der Scham über das zu kleine Genitale und zugleich eine Erektion. (Auszug a. d. Autoreferat.)

Diskussion: Frau Dr. Behn-Eschenburg, HH. Pfister, Sarasin, Zulliger.

II. Geschäftliche Sitzung:

a) Jahresbericht, erstattet durch den Präsidenten Dr. Sarasin.
b) Bericht des Quästors Dr. Blum.
c) Bericht des Unterrichtsausschusses, Ref. Dr. Blum.
d) Bericht über die Bibliothek, Ref. Frau Dr. Frossard-Etter. Es werden Lesemappen geschaffen mit psa. und neurolog. Zeitschriften.
e) Vorstandswahlen: Präs. Dr. Ph. Sarasin, Basel. — II. Präs. Dr. Behn-Eschenburg, Zürich. — Quästor Dr. E. Blum, Bern. — Sekretär H. Zulliger, Ittigen (Bern). — Beisitzer Pfr. Dr. O. Pfister, Zürich. — Der Vorstand funktioniert vorläufig als U.-K. weiter.
f) Jahresbeitrag wird bestimmt auf Frs. 80·—.
g) Der Vorstand erhält den Auftrag, die Statutenänderung vorzubereiten.
h) Austritt: Prof. Minkowski, Zürich.

2. März 1929. Wissenschaftliche Sitzung: Pfr. Pfenninger „Die Stigmatisierte von Konnersreuth". (Wird publiziert.)

Geschäftliche Sitzung: Präs. Sarasin gibt Auskünfte über die Statutenrevision. Vorgesehen sind: a) Aufnahme außerordentlicher Mitglieder. b) Genaue Festlegung der Aufnahmebestimmungen; Voraussetzungen werden sein: Hospitieren, Lieferung einer selbständigen psa. Arbeit, Lehranalyse. c) Instanzenweg: Schriftliche Anmeldung an Vorstand, Begutachtung dd. U.-K., Weitergabe der Aufnahmeakten an die Vereinigung, die in geheimer Wahl beschließt.

Diskussion des Vortrages Pfenninger: Blum, Christoffel, Kielholz, Steiner, Tobler.

*

Psa. Vortragstätigkeit einzelner Mitglieder:

Furrer (Zürich):

Staatsbürgerkurs Winterthur, 9. Januar, „Elternnöte".

Staatsbürgerkurs Zürich, 31. Januar, „Elternnöte".

Pfr. Dr. O. Pfister (Zürich):

Radio-Zürich, 21. März, „Psychoanalyse und Schule".

Zulliger (Ittigen, Bern):

Volkshochschule, Bern, Januar—März, 8 zweistündige Abende, „Einführung in die Psychoanalyse". 75 Hörer. Diskussionen.

Sozialdemokratische Schulfraktion der Stadt Bern, 14. Februar, „Führung einer Schulklasse nach psychoanalytischen Grundsätzen".

Erlenbach (Bern), Elternabend, veranstaltet von der Schulbehörde, 3. März, „Kinderfehler und Elternfehler".

Worb (Bern), Elternabend, veranstaltet von der Schulbehörde und dem sozialdemokratischen Bildungsausschuß, 14. März, „Über sexuelle Aufklärung".

Thun-Strättligen, Elternabend, veranstaltet von der Schulbehörde, 15. März, „Das Kind im Entwicklungsalter".

Hans Zulliger,
Schriftführer

Wiener Psychoanalytische Vereinigung

IV. Quartal 1928

10. Oktober 1928. Vortrag Dr. Wilhelm Reich: Wohin führt die Nackterziehung? (Erschienen im Sonderheft über „Nackterziehung" der Zeitschr. für psychoanalyt. Pädagogik, III. Jahrg. 1928/29.)

Diskussion: Angel, Doz. Deutsch, Frau Deutsch, Federn, Nunberg, Prof. Pappenheim, Frau Dr. Pappenheim (a. G.), Frau Reich, Schaxel.

24. Oktober 1928: Kleine Mitteilungen und Referate.

1) Dr. Sterba: Ein doppelsinniger Ausspruch unserer Umgangssprache. Bei Besprechung eifersüchtiger Regungen zeigt sich häufig für das Verständnis eine sprachliche Schwierigkeit, die aus dem Doppelsinn des Ausdruckes: „Auf jemanden eifersüchtig sein" erwächst, da dieser Ausdruck in der Umgangssprache sowohl für den Affekt gegenüber der geliebten Person als auch für den gegenüber dem Rivalen angewendet werden kann. Diese Unklarheit des Ausdruckes ist der Widerschein einer Doppelsinnigkeit des psychologischen Tatbestandes, der ausgedrückt werden soll. Die Doppelsinnigkeit ist dadurch bedingt, daß auf Grund der allgemeinen bisexuellen Anlage immer auch homosexuelle Komponenten in die Rivalitätsbeziehung eintreten, so daß das Erlebnis der Eifersucht dadurch wenigstens in den Ansätzen ein bisexuelles wird. Als Zeichen der ursprünglichen homosexuellen Beteiligung am Affekt der Eifersucht bleiben innerhalb des Ausdruckes: „Auf jemanden eifersüchtig sein" geliebtes Objekt und Rivale vertauschbar.

Diskussion: Frau Holtenhof-Mosher (a. G.).

2) H. D. Lasswell (a. G.): Kann man unter Politikern verschiedene Typen unterscheiden und gibt es bei ihnen bestimmte Voraussetzungen für die Berufswahl?

3) Dr. Hitschmann: Bericht über das Buch von Lou Adreas-Salomé zum Andenken an den verstorbenen Dichter Rainer Maria Rilke. Aus der Erinnerung und nach Briefen wird nach drei Jahrzehnte langer Freundschaft ein überaus feinfühliges und für den Psychoanalytiker sehr aufschlußreiches Seelenbild entworfen. Besonders wird das Feminin-masochistische der dichterischen Persönlichkeit hervorgehoben und ihre Einordnung in die Pathologie versucht.

4) Dr. Federn: Über einen alltäglichen Zwang („Zeremoniell der Pflastersteine"). (Erscheint in diesem Heft. D. Red.)

Diskussion: Angel, Eidelberg, Frau Friedrich (a. G.), Hitschmann, Jokl, Frau Lévy (a. G.), Frau Holtenhof-Mosher (a. G.), Nunberg, Reich, Sperling, Steiner, Wälder.

7. November 1928. Vortrag Dr. Annie Reich: Ein Fall von Epilepsie. Es wird über die Analyse eines siebzehnjährigen Mädchens berichtet, das an periodisch auftretenden, gehäuften Epilepsieanfällen leidet. Diese Anfälle sind eingebettet in eine mehrere Tage dauernde Periode von ängstlicher Verstimmung, die inhaltlich durchaus an die von den Hysterien gewohnten Bilder gemahnt. Die Patientin fürchtet sich im Dunkeln, vor Einbrechern usw. In der Aura des Anfalles verstärkt sich die Angst hochgradig und die Patientin

muß jemanden, meist den Vater, schutzsuchend umarmen. Während dieser Umarmung ereilt sie der Anfall. Die Analyse läßt vermuten, daß der Epilepsieanfall als Koitus mit dem inzestuösen Objekt zu werten ist, ohne freilich die Frage zu lösen, ob es sich nur um eine sekundäre Reaktion handle oder ob der Inzestwunsch hier wirklich, wie bei den Hysterien, symptombildend wirkt.

Diskussion: Frau Bibring, Bibring, M. Bonaparte (a. G.), Frau Deutsch, Federn, Hartmann, Dr. Lehrman (a. G.), Reich.

21. November 1928. Vortrag Dr. Edward Bibring: Klinischer Beitrag zur Paranoiafrage; ein Fall von Organprojektion. (Erschienen in Heft 1, 1929, dieser Zeitschrift.)

Diskussion: Federn, Nunberg, Schaxel.

5. Dezember 1928. Ord. Generalversammlung. Programm: 1. Vereinshaus. 2. Ambulatorium. Ref.: Dr. Hitschmann. 3. Lehrinstitut. Ref.: Frau Dr. Deutsch. 4. Kassenbericht (Dr. Nepallek). 5. Absolutorium. 6. Neuwahl des Vorstandes. Es wurden gewählt: Prof. Freud (*Obmann*); Dr. Federn (*Obmann-Stellvertreter*); Dr. Jokl (*1. Schriftführer*); Dr. Nunberg (*2. Schriftführer*); Dr. Bibring (*Kassier*); Dr. Wälder (*Bibliothekar*). Zu Beiräten: Frau Dr. Deutsch (als Leiterin des Lehrkomitees); Dr. Hitschmann (als Leiter des Ambulatoriums); Dr. Reich (als Seminarleiter). 7. Anträge.

19. Dezember 1928. Vortrag Dr. Eduard Hitschmann: Von der Stein zur Vulpius; Psychoanalytisches zum Liebesleben Goethes.

Anknüpfend an die Untersuchungen von Rank in „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“ wird hauptsächlich der seelische Wandel Goethes in der Zeitperiode der Loslösung von Frau von Stein von der italienischen Reise bis zur Liebesverbindung und Ehe mit Christiane Vulpius behandelt. Im Gegensatz zu der verbreiteten oberflächlichen Ansicht wird auf das Gehemmte in Goethes Liebesleben hingewiesen und auf seine schließliche Befreiung, ausgehend von seiner Beziehung zu der Römerin Faustina Antonini. Die „Römischen Elegien“ werden als ein wichtiges Beweisdokument herangezogen; die Gestalt von Goethes Vater findet eingehende Würdigung. Neben der schon bekannten Fixierung des Dichters an seine Mutter und Schwester werden der Einfluß des stark anal veranlagten Vaters und die Identifizierung mit ihm sowie die Kastrationsangst und späte Vollbefriedigung des Sohnes mit ihren Folgen für seine Produktivität erörtert.

Diskussion: Federn, Kris, Nunberg, Schaxel, Wälder, Winterstein.

Geschäftliches:

Zu außerordentlichen Mitgliedern wurden gewählt: Dr. Edmund Bergler, Wien, VIII., Schlösselgasse 28; Dr. Edith Buxbaum, Wien, VII., Schottenfeldgasse 69; Dr. Ludwig Eidelberg, Wien, IX., Hörlgasse 11; Dr. Ernst und Dr. Marianne Kris, Wien, III., Weyrgasse 7; Dr. Jenny Pollak, Wien, VIII., Lederergasse 18; Dr. Annie Reich, Wien, VIII., Blindengasse 46a; Dr. Otto Sperling, Wien, IV., Schelleingasse 9—15; Dr. Erwin Stengel, Wien, IX., Lazarettgasse 14 (Psychiatrische Klinik).

Ihre Adresse haben geändert: Dr. Anny Angel, Wien, I., Wollzeile 9; Dr. Otto Isakower, Wien, VII., Lerchenfelderstraße 3; Prof. Dr. Otto

Pötzl, Vorstand der Wiener Psychiatrischen Klinik, Wien, I., Schönlaterngasse 5; Dr. Wilhelm Reich, Wien, VIII., Blindengasse 46a; Hedwig Schaxel, Wien, I., Neutorgasse 8; Dr. Nikolaus Sugár, Subotica (S. H. S.), Trumbiceva 20.

Ihren Austritt haben angemeldet: Dr. Walter Fokschaner, Prof. Dr. Guido Holzknecht, Dr. Michael Kaplan, Flora Kraus, Dr. Otto Rank.

*

Veranstaltungen des Lehrausschusses der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung" im Wintersemester 1928/29:

Kurse:

Dr. E. Hitschmann: Traumlehre (für Anfänger). 6stündig. (Hörerzahl 48.)

Dr. W. Reich: Sexualhygiene. 4stündig. (Hörerzahl 20.)

Dr. H. Nunberg: Allgemeine Neurosenlehre (Fortsetzung). 8stündig. (Hörerzahl 18.)

Dr. P. Federn: Technik der Psychoanalyse (für Anfänger). 6stündig. (Hörerzahl 27.)

Dr. Helene Deutsch: Spezielle Neurosenlehre. 6stündig. (Hörerzahl 25.)

Pädagogik:

Vorstand A. Aichhorn: Einführung in die Psychoanalyse. 15stündig. (Hörerzahl 154.)

Seminare:

Seminar für psychoanalytische Therapie. Im Ambulatorium der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Jeden zweiten Mittwoch. Leiter: Dr. W. Reich.

Seminar zur Technik der Kinderanalyse. Jeden Montag. Leiterin: Anna Freud.

Dr. R. H. Jokl,
Schriftführer

III) Mitgliederverzeichnis der „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung"

(Frühjahr 1929)

Zentralvorstand:

Zentralpräsident: Dr. Max Eitingon, Berlin-Dahlem, Altensteinstraße 26.

Beiräte: Dr. S. Ferenczi, Budapest, VII., Nagydiófa-ucca 3. — Dr. Ernest Jones, 81 Harley Street, London W. 1.

Zentralsekretär: Anna Freud, Wien, IX., Berggasse 19.

Zentralkassenwart: Dr. J. H. W. van Ophuijsen, Haag, Prinsevinkenpark 3.

Internationale Unterrichtskommission:

Präsident: Dr. Max Eitingon, Berlin-Dahlem, Altensteinstraße 26.

Sekretär: Dr. Sándor Radó, Berlin-Grunewald, Ilmenauer Str. 2.

Delegierte der Zweigvereinigungen:

British Psycho-Analytical Society: Dr. Bryan (*Schriftführer*), Mr. Flügel, Dr. Glover, Dr. Jones (*Vorsitzender*), Dr. Payne, Dr. Rickman.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft: Dr. Alexander, Dr. Eitingon (*Vorsitzender*), Frau Dr. Horney, Dr. C. Müller-Braunschweig (*Schriftführer*), Dr. Radó, Dr. Sachs, Dr. Simmel.

Indian Psycho-Analytical Society: Dr. G. Bose (*Vorsitzender*), N. Sen Gupta, N. C. Mitra, S. C. Mitra (*Schriftführer*).

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület: Dr. Ferenczi (*Vorsitzender*), Dr. Hermann (*Schriftführer*), Dr. Hollós, Frau Kovács, Dr. Lévy, Dr. Róheim.

Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse: Prof. Dr. Jelgersma, Dr. F. P. Müller, Dr. van Ophuijsen (*Vorsitzender*).

New York Psycho-Analytical Society: Dr. Ames, Dr. Jelliffe, Dr. Kardiner, Dr. Lehrman, Dr. Meyer, Dr. Oberndorf (*Vorsitzender*), Dr. Stern.

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse: Dr. H. Behn-Eschenburg, Dr. Blum, Dr. Pfister, Dr. Sarasin (*Vorsitzender*), Zulliger (*Schriftführer*).

Wiener Psychoanalytische Vereinigung: August Aichhorn, Dr. Helene Deutsch (*Leiterin*), Anna Freud (*Sekretärin*), Dr. Hitschmann, Dr. Jekels, Dr. Nunberg (*Leiter-Stellvertreter*), Dr. Reich.

American Psychoanalytic Association

Active Members:

1) Ames, Dr. T. H., 55 Park Ave., New York City.
2) Asch, Dr. J. J., 111 East, 80th St., New York City.
3) Blitzen, Dr. Lionel, 104 S. Michigan Ave., Chicago, III., dzt. Hotel Heßler, Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 165.
4) Blumgart, Dr. Leonard, 152 W. 57th St., New York City.
5) Brill, Dr. A. A., 15 W. 70th St., New York City. (*Vorstandsmitglied.*)
6) Burrow, Dr. Trigant, 67 Park Ave., New York City.
7) Cassity, John, 26 Jones Street, New York City.
8) Chapman, Dr. Ross Mc., Sheppard and Enoch Pratt Hospital, Towson, Md.
9) Clark, Dr. L. P., 2 E. 65th St., New York City.
10) Coriat, Dr. I. H., 416 Marlborough St., Boston, Mass.
11) Dooley, Dr. Lucile, 1920 S. Street, Washington, D. C.
12) Emerson, Dr. L. E., 64 Sparks St., Cambridge, Mass.
13) Farnell, Dr. F. J., 598 Angell St., Providence, R. I. (*Vorstandsmitglied.*)
14) Feigenbaum, Dr. Dorian, 100 Central Park So., N. Y. C.
15) Frink, Dr. H. W., 17 E. 38th St., New York City.
16) Glueck, Dr. Bernard, 66 Park Ave., New York City.
17) Graven, Dr. Philip S., 1716 Twentyfirst St., Washington, D. C.
18) Gregory, Dr. M. S. Medical Arts Building, Oklahoma City, Okla.
19) Hadley, Ernest E., St. Elizabeths Hospital, Washington, D. C.
20) Haines, Dr. Thomas, H., 471 Park Ave. N. Y. C.
21) Hamill, Dr. Ralph, 50 N. Michigan Blvd., Chicago, Ill.
22) Hutchings, Dr. R. H., Utica State Hospital, Utica, N. Y.
23) Jsham, Dr. Mary, 19 Garfield Place, Cincinnati, Ohio.
24) Jelliffe, Dr. S. E., 64 W. 56th St., New York City.
25) Johnson. Dr. Lorin, 1900 24th St., N. W., Washington, D. C.
26) Kardiner, Dr. A., 1150 Fifth Ave., New York City.
27) Kempf, Dr. E. J., 100 W. 59th St., New York City. [Santa Barbara, California.]
28) Kenworthy, Dr. Marion, 105 E. 53rd St., New York City.
29) Lehrman, Dr. Philip R., 120 Riverside Drive, New York City.
30) Lewis, Dr. Nolan, St. Elisabeths Hospital, Washington, D. C.
31) Mc Pherson, Dr. Donald J., Peter Bent Brigham Hospital. Boston, Mass.
32) Meyer, Dr. Adolf, Phipps Clinic, Baltimore, Md.
33) Meyer, Dr. M. A., 660 Madison Ave., New York City.
34) Menninger, Dr. Carl A., Mulvane Bldg., Topeka, Kan.
35) Oberndorf, Dr. C. P., 112 W. 59th St., New York City. (*Sekretär und Kassier.*)
36) Peck, Dr. Martin W., 520 Commonwealth Ave., Boston, Mass.
37) Pope, Dr. Curran, 115 W. Chestnut St., Louisville, Ky.
38) Reed, Dr. Ralph, 180 E. McMillan St., Cincinnati, Ohio. (*Vorstandsmitglied.*)
39) Singer, Dr. H. D., State Psychopathic Hospital, Dunning, Ill.
40) Smeltz, Dr. Geo. W., 121 University Place, Pittsburgh, Pa.
41) Stern, Dr. Adolph, 57 West 57th St., New York City.
42) Stragnell, Dr. Gregory, 124 E. 40th St., New York City.
43) Stuart, Dr. D. D. V., The Wyoming, Washington, D. C.
44) Sullivan, Dr. H. C., Sheppard and Enoch Pratt Hospital, Towson, Md.

45) Syz, Dr. Hans, 67 Park Ave., New York City.
46) Taneyhill, Dr. G. Lane, 405 N. Charles St., Baltimore, Md.
47) Thompson, Dr., Clara M. 2025 Eutaw Place, Baltimore, Md.
48) Thompson, Dr. J. C., Pearl Harbor, Hawaii.
49) Walker, Dr. W. K., Phoenixville, Chester County, Pa.
50) White, Dr. Wm. A., St. Elizabeths Hospital, Washington, D. C. (*Präsident.*)
51) Williams, Dr. Frankwood, 370 Seventh Ave. N. Y. C.
52) Wholey, Dr. C. C., 4616 Bayard St., Pittsburg, Pa.
53) Young, Dr. G. A., Medical Arts Bldg.. Omaha, Neb.

British Psycho-Analytical Society

Members

1) Dr. Douglas Bryan, 35 Queen Anne Street, London, W. 1.
2) Mr. Cyril Burt, 30 Princess Road, Regent's Park, London, N. W. 1.
3) Dr. M. D. Eder, 16 Nottingham Place, London, W. 1.
4) Mr. J. C. Flügel, 11 Albert Road, Regent's Park, London, N. W. 1.
5) Dr. D. Forsyth, 21 Wimpole Street, London, W. 1.
6) Dr. E. Glover, 18 Wimpole Street, London, W. 1.
7) Mr. Eric Hiller.
8) Mrs. Susan Isaacs, 54 Regent's Park Road, London, N. W. 1
9) Dr. Ernest Jones, 81 Harley Street, London, W. 1.
10) Mrs. Melanie Klein, 93c Linden Gardens, London, W. 2.
11) Miss Barbara Low, 13 Guilford Street, London W. C. 1.
12) Dr. T. W. Mitchell, Hadlow, Kent.
13) Dr. Sylvia Payne, 143 Harley Street, London, W. 1.
14) Dr. John Rickman, 37 Devonshire Place, W. 1.
15) Dr. R. M. Riggall, 31 Wimpole Street, London, W. 1.
16) Mrs. Riviere, 3 Stanhope Terrace, London, W. 2.
17) Dr. Vaughan Sawyer, 131 Harley Street, London, W. 1.
18) Miss N. Searl, 16 Gordon Street, London, W. C. 1.
19) Miss E. Sharpe, 16 Gordon Street, London, W. C. 1.
20) Dr. W. H. B. Stoddart, Harcourt House. Cavendish Square, London, W. 1.
21) Mr. James Strachey, 41 Gordon Square, London, W. C. 1.
22) Mrs. James Strachey, 41 Gordon Square, London, W. C. 1.
23) Mr. A. G. Tansley, Grantchester, Cambridge.
24) Dr. C. R. A. Thacker.
25) Dr. H. Torrance Thomson, 13 Lansdowne Crescent, Edinburgh.
26) Dr. A. C. Wilson, 27 Nottingham Place, London, W. 1.
27) Dr. Maurice Wright, 86 Brook Street, London, W. 1.

Associate Members

1) Miss Cecil M. Baines, St. Margaret's House, Old Ford Road, London, E. 2.
2) Dr. Mary Barkas, 46 Queen Anne Street, London, W. 1.
3) Dr. W. H. Brend, 14 Bolingbroke Grove, Wandsworth Common, London, S. W.
4) Dr. Marjorie Brierley, Granary Cottage, Crabtree Lane, Harpenden, Herts.
5) Dr. Josephine Brown.
6) Miss Mary Chadwick, 48 Tavistock Square, London, W. C. 1.
7) Dr. M. Culpin, 1 Queen Anne Street, London, W. 1.
8) Dr. W. Eddison, Wonford House, Exeter.
9) Dr. Marjorie E. Franklin, 86 Harley Street, London, W. 1.
10) Rev. P. Gough, St. Mark's Vicarage, 5 Abbey Road, London, N. W. 8.
11) Miss I. A. Grant Duff, 14 Emperor's Gate, London, S. W. 7.
12) Dr. Bernard Hart, 81 Wimpole Street, London, W. 1.
13) Dr. S. Herbert, 2 St. Peter's Square, Manchester.
14) Dr. M. B. Herford, 19 Redlands Road, Reading.
15) Dr. W. Inman, 22 Clarendon Road, Southsea Hants.
16) Mr. R. O. Kapp, 25 Randolph Crescent, London, W. 9.
17) Dr. J. Strafford Lewis, Colney Hatch Mental Hospital, New Southgate, London, N. 11.
18) Miss M. G. Lewis, 16 Gordon Street, London, W. C. 1.
19) Mr. R. Money-Kyrle, Whitham, Calne, Wilts.
20) Prof. Percy Nunn, London Day Training College, Southampton Row, London, W. C. 1.
21) Dr. G. W. Pailthorpe, 22 Park Crescent, London, W. 1.
22) Dr. L. S. Penrose, 45 Mecklenburg Square, London, W. C. 1.
23) Miss J. B. Saxby, 14 Cornwallis Crescent, Clifton, Bristol.
24) Dr. Hamblin Smith, H. M. Prison, Birmingham.
25) Dr. Adrian Stephen, 50 Gordon Square, London, W. C. 1.
26) Dr. Karin Stephen, 50 Gordon Square, London, W. C. 1.
27) Miss E. M. Terry, 20 Manchester Street, London, W. 1.
28) Dr. Rees Thomas, Greyridges, Retford, Notts.
29) Dr. Hilda M. Weber, 6 Taviton Street, London, W. C. 1.
30) Dr. F. R. Winton, Department of Physiology, University College, Gower Street, London, W. C. 1.
31) Dr. Sybille Yates, c/o Dr. Boyd, 481, Holloway Road, London, N. 19.

Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft

a) Ordentliche Mitglieder:

1) Alexander, Dr. Franz, Berlin-Wilmersdorf, Wilhelmsaue 121.
2) Benedek, Frau Dr. Therese, Leipzig, Emilienstraße 2.
3) Bernfeld, Dr. Siegfried, Berlin-Charlottenburg, Schillerstraße 2.
4) Boehm, Dr. Felix, Berlin W. 50, Rankestraße 20.
5) Cohn, Dr. Franz, Berlin-Wilmersdorf, Helmstädter Str. 22.
6) Eitingon, Dr. Max (*Direktor des B. PsA. Instituts*), Berlin-Dahlem, Altensteinstraße 26.
7) Fenichel, Dr. Otto, Berlin W. 50, Nürnbergerplatz 6
8) Fromm-Reichmann, Frau Dr. Frieda, Heidelberg-Neuenheim, Mönchhofstraße 15.

9) Groddeck, Dr. Georg, Baden-Baden, Werderstraße 14.
10) Groß, Dr. Alfred, Berlin-Halensee, Küstriner Str. 4.
11) Happel, Frau Dr. Clara, Berlin-Schmargendorf, Marienbader Str. 9.
12) Hárnik, Dr. Jenö, Berlin W. 15, Pommersche Str. 5.
13) Horney, Frau Dr. Karen (*Kassenwart*), Berlin W. 62, Lützowufer 38.
14) Kempner, Frau Dr. Salomea, Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 13.
15) Kirschner, Frl. Dr. Lotte, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 44.
16) Lampl, Dr. Hans, Berlin-Dahlem, Schumacherplatz 2.
17) Lampl-de Groot, Frau Dr. A., Berlin-Dahlem, Schumacherplatz 2.
18) Landauer, Dr. Karl, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 17.
19) Lantos, Frau Dr. Barbara, Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Str. 14/15.
20) Liebermann, Dr. Hans, Berlin-Wilmersdorf, Trautenaustraße 18.
21) Lowtzky, Frau Dr. F., Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 54/55.
22) Meng, Dr. Heinrich, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114.
23) Müller, Frau Dr. Josine, Berlin W. 15, Zähringer Str. 32 a.
24) Müller-Braunschweig, Frau Ada, Berlin-Schmargendorf, Sulzaer Straße 3.
25) Müller-Braunschweig, Dr. Carl, Berlin-Schmargendorf, Sulzaer Straße 3.
26) Naef, Frau Dr. Elisabeth, Berlin-Steglitz, Opitzstraße 4.
27) Radó, Dr. Sándor (*Schriftführer*), Berlin-Grunewald, Ilmenauer Str. 2.
28) Reik, Dr. Theodor, Berlin-Schmargendorf, Reichenhallerstr. 1.
29) Sachs, Dr. Hanns, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 7.
30) Schalit, Dr. Ilja, Berlin W. 15, Bayrische Str. 4.
31) Schultz-Hencke, Dr. Harald, Berlin W. 30, Viktoria-Luise-Platz 12.
32) Simmel, Dr. Ernst (*Vorsitzender*), Berlin-Tegel, Sanatorium Schloß Tegel.
33) Simonson, Dr. Emil, Berlin-Halensee, Georg-Wilhelm-Straße 2.
34) Smeliansky, Frl. Dr. Anna, Berlin W. 62, Wichmannstraße 10.
35) Stegmann, Frau Dr. Margarethe, Dresden A, Sidonienstraße 18.
36) Vollrath, Dr. Ulrich, Stadtarzt, Fürstenwalde a. Spree.
37) Watermann, Dr. August, Hamburg, Mittelweg 153 a.
38) Wulff, Dr. M., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Str. 17.

b) Außerordentliche Mitglieder:

39) Haas, Dr. Erich, Köln, Hohenzollernring 37.
40) Kohn, Dr. Erwin, Berlin-Friedenau, Bachestr. 4.
41) Kraft, Dr. Erich, Berlin W. 35, Lützowstraße 85.
42) Schmideberg, cand. med. Walter, Berlin-Grunewald, Warmbrunner Str. 29.
43) Staub, Rechtsanwalt, Hugo, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 181.

Indian Psycho-Analytical Society

1) Dr. G. Bose, D. Sc., M. B. (*Präsident*), 14 Parsibagan Lane, Calcutta.
2) Dr. N. N. Sen Gupta, M. A., Ph. D., 46/42/1 Gariahat Rd. Ballygunge, Calcutta.

3) Mr. G. Bora, B. A. (*Vorstandsmitglied*), 2/3 Chittyaranjan Avenue (South), Calcutta.
4) M. N. Banerjee, M. Sc., B. L., (*Sekretär*), 30 Tarak Chatterjee Lane, Calcutta.
5) H. P. Maiti, M. A., 10/1 Halsibagan Road, Calcutta.
6) Dr. Suhrit Ch. Mitra, M. A. D. Phil. (*Bibliothekar*), 157/3 Upper Circular Road, Calcutta.
7) Mr. Gopeswar Pal, M. Sc., 46/42/2 Gariahat Rd. Ballygunge, Calcutta.
8) Capt. S. K. Roy, M. B., 2 Amherst Street, Calcutta.
9) Capt. N. C. Mitter, M. B., 38 Raja Dinendra St., Calcutta.
10) Prof. Rangin Chander Halder, M. A., B. N. College, Patna.
11) Prof. Haridas Bhattacharya, M. A., P. R. S., B. L., 1 Ramkrishna Mission Rd. Dacca.
12) Dr. Sarasilal Sarkar, M. A., M. B., 177 Upper Circular Rd., Calcutta.
13) Capt. J. R. Dhar, M. B., Jessore, Bengal.
14) Lts. Col., Owen Berkeley Hill, M. A., M. D., I. M. S., European Mental Hospital, Kanke P. O. Ranchi, B. N. R.
15) Lt. Col. R. C., Mc Watters, M. D., I. M. S., Shahjahanpur.
16) Capt. A. G. Barreto, L. M. & S. (Bomb) M. S. L. P. A., (Nancy) I. M. S., Raia, Salsette, Goa.
17) Dr. B. C. Ghosh, M. A., M. B., B. C., 2 Balak Dutta Lane, Calcutta.
18) Major C. D. Daly, D. A. D. S. T.. Head Quarters, Southern Command, Poona, India.
19) Prof. Jiban Krishna Sarkar, M. A., G. B. B. College, Muzaffurpur, Bihar, India.

Magyarországi Pszichoanalitikai Egyesület

a) Ordentliche Mitglieder:

1) Frau Alice Bálint, Budapest, I., Mészáros-ucca 12.
2) Dr. Michael Bálint, Budapest, I., Mészáros-ucca 12.
3) Frau Dr. Margit Dubovitz, Budapest, VIII., József-körut 86.
4) Dr. Géza Dukes, Budapest, V.. Zoltán-ucca 6.
5) Dr. Michael Josef Eisler, Budapest, V., Nádor-ucca 5 (*Bibliothekar*).
6) Dr. Sándor Ferenczi, Budapest, VII., Nagydiófa-ucca 3 (*Präsident*).
7) Dr. Imre Hermann, Budapest, V., Mária Valéria-ucca 10 (*Sekretär*).
8) Dr. István Hollós, Budapest, V., Wekerle Sándor-ucca 22.
9) Frau Vilma Kovács, Budapest, I., Naphegy ter 8.
10) Frau Kata Lévy, Budapest, V., Szalay-ucca 3.
11) Dr. Lajos Lévy, Budapest, V.. Szalay-ucca 3.
12) Dr. Zsigmond Pfeifer, Budapest, VII., Rákóczi-ut 18 (*Kassier*).
13) Dr. László Révész, Budapest, VIII., Sándor-ucca 17.
14) Dr. Géza Róheim, Budapest, VI., Hermina-ut 35/a.
15) Dr. Sándor Szabó, Zürich, Voltastraße 24.
16) Dr. Géza Szilágyi, Budapest, VII., Damjanich-ucca 28/a.

b) Außerordentliche Mitglieder:

17) Frau Dr. Mária Kircz-Takács, Budapest, I., Krisztina-körut 5.

Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse

1) Prof. Dr. K. H. Bouman, Amsterdam, Jan Luykenstraat 24, (*Bibliothekar*).
2) Dr. J. E. G. van Emden, Haag, Sweelinckplein 49.
3) A. Endtz, Loosduinen, „Oud-Rosenburg", (*Sekretär*).
4) M. Flohil, Loosduinen, „Oud-Rosenburg".
5) Dr. J. H. van der Hoop, Amsterdam, Roemer Visscherstraat 19.
6) Prof. Dr. G. Jelgersma, Oegstgeest, Geversstraat 40.
7) Dr. H. C. Jelgersma, Oegstgeest, „Endegeest".
8) B. D. J. van de Linde, Hilversum, Boomberglaan 4.
9) Dr. S. J. R. de Monchy, Rotterdam, Schiedamsche Singel 112.
10) Dr. F. Muller, Haarlem, Julianastraat 8.
11) Dr. F. P. Muller, Leiden, Rijnsburgerweg 102 (*Kassier*).
12) J. H. W. van Ophuijsen, Haag, Prinsevinkenpark 5 (*Präsident*).
13) Dr. Th. van Schelven, Haag, Jan van Nassaustraat 35.
14) A. Stärcke, Den Dolder, „Willem Arntszhoeve".
15) A. J. Westerman Holstijn, Amsterdam, van Breestraat 117.
16) Dr. S. Weijl, Rotterdam, s'Gravendijkwal 98.

New York Psycho-Analytic Society

1) Ames, Dr. Thaddeus H., 55 Park Ave., New York City, (*Vorstandsmitglied*).
2) Asch, Dr. Joseph J., III East 80" St., New York City.
3) Blumgart, Dr. L., 152 West 57" St., New York City.
4) Boltz, Dr. Oswald, Manhattan State Hospital, Wards Island, N. Y.
5) Brill, Dr. A. A., 15 West 70" St., New York City, (*Präsident*).
6) Brunswick, Dr. Ruth Mack, 14 Washington Sq., New York City.
7) Coriat, Dr. Isadore, 416 Malborough St., Boston, Mass.
8) Eidson, Dr. J. P., 114 East 40" St., New York City.
9) Farnell, Dr. F J., 219 Waterman St., Providence, R. I.
10) Feigenbaum, Dr. Dorian, 100 Central Park So., New York City.
11) French, Dr., Bloomingdale Hospital, White Plains, N. Y.
12) Glueck, Dr. Bernard, 66 Park Ave., New York City.
13) Haines, Dr. Thomas H., 471 Park Ave., New York City.
14) Hallock, Dr. Frank M., 413 West 23" St., c/o de Kay, New York City
15) Hinsie, Dr. L., Psychiatric Institute, Wards Island, N. Y.
16) Jackson, Dr. Josephin , 1955 Morton Ave., Passadena, Cal.
17) Jelliffe, Dr. Smith-Ely, 64 West 56" St., New York City, (*Vorstandsmitglied*).
18) Jewett, Dr. S. P., 145 East 57" St., New York City.
19) Kardiner, Dr., A., 1150 Fifth Ave., New York City, (*Kassier*).
20) Kenworthy, Dr. Marion, 145 East 57" St., New York City.
21) Lane, Dr. Arthur G., Greystone Park, N. Y.
22) Lehrman, Dr. Philip, 120 Riverside Drive, New York City, (*Schriftführer*).
23) Levin, Dr. Hyman, 1450 Delaware Ave., Buffalo, N. Y.
24) Lewin, Dr. Bertram, 31 West 11" St., New York City.
25) Lorand, Dr. Alex. S., 115 West 86" St., New York City.
26) Meyer, Dr. Monroe A., 660 Madison Ave., New York City, (*Vorstandsmitglied*).

27) Oberndorf, Dr. C. P., 112 West 59" St., New York City, (*Vizepräsident*).
28) Powers, Dr. Lillian D., 128 Central Park So., New York City.
29) Rothschild, Dr. Leonard, 116 West 59" St., New York City.
30) Sands, Dr. Irving J., 202 New York Ave., Bklyn. N. Y.
31) Silverberg, Dr. William B., 839 West End Ave., New York City.
32) Smith, Dr. Joseph, 848 Park Place Bklyn., N. Y.
33) Solley, Dr., John B., 213 East 61" St., New York City.
34) Spaulding, Dr. Edith R., 103 East 86" St., New York City.
35) Shoenfeld, Dr. Dudley, D. 116 West 59" St., New York City.
36) Stern, Dr. Adolph, 57 West 57" St., New York City, (*Vorstandsmitglied*).
37) Wechsler, Dr. I. S., 1112 Park Avenue, New York City.
38) Williams, Dr. Frankwood, 370 Madison Ave., New York City.

Associate Members

1) Kelman, Dr. Sarah, 1070 Madison Ave., New York City.
2) King, Dr. Stanley, 145 East 57" St., New York City.
3) Mayer, Dr. Max D., 1150 Fifth Ave., New York City.
4) Broadwin, Dr. I. T., 151 West 86" St., New York City.
5) Zilboorg, Dr. Gregory, Bloomingdale Hospital, White Plains, N. Y.
6) Sniffen, Dr. Steward, 145 East 57" St., New York City.
7) Parker, Dr. Samuel, 6 East 97" St., New York City.
8) Bunker, Dr. H. A. Jr. 2 E 54" St. N. Y.
9) Daniels, Dr. Geo. E 116 E 63" St. N. Y.
10) Bonnett, Dr. Sarah A. 102 E 22" St. N. Y.
11) Parker, Dr. Ritta Z., 2 E. 54th St. N. Y. C.
12) Slutsky, Dr. Albert, 116 West 39 th Street, N. Y. C.

Russische Psychoanalytische Vereinigung

a) Ordentliche Mitglieder:

1) Frau Dr. R. A. Awerbuch, Moskau, Sadowo-Kudrinskaja, 21.
2) Dr. N. A. Bernstein, Moskau, B. Lewschinskij, 10 W. 4.
3) Dr. A. N. Bruck, Moskau, M. Kakowinski, 5.
4) Dr. A. Chaletzki, Odessa, Psychiatrische Anstalt.
5) Prof. J. D. Ermakow, Moskau, B. Bojeninowski, 17/19, 21 Dewitschy Pol. (*Präsident*).
6) Dr. B. D. Friedmann, Moskau, Sadovo-Triumphalnaja, 8, W. 7.
7) Frau Dr. Lia Geschelina, Moskau, Kammerherrskij, 4.
8) Prof. J. W. Kannabich, Moskau, Pokrovskoje-Streschnewo, Sanatorium.
9) Dr. M. Kogan.
10) Viktor Kopp, Gesandter der U. S. S. R., Stockholm.
11) Frau Dr. Liosner-Kannabich, Moskau, Pokrovskoje-Streschnewo.
12) Al. R. Luria.

13) Prof. M. A. Reißner, Moskau, Granowski Str. 3, W. 98.
14) Frau Dr. Angela Rohr, Moskau, Engelsstr. 3.
15) Wilhelm Rohr, Moskau, Engelsstr. 3.
16) J. M. Schaffir, Moskau, Ostoschenka 5, W. 38.
17) L. K. Schleger, Moskau, Wadkowski per, 5.
18) Prof. Otto Schmidt, Moskau, Granowski-Str., 3, W. 92.
19) Wera Schmidt, Moskau, Granowski-Str., 3. W. 92.
20) Frau Dr. Sabina Spielrein, Rostow a. Don, Puschinskaja, 97.
21) Frau Dr. T. P. Simson, Moskau, Psychiatrische Klinik, 1. Universität.
22) G. P. Weisberg, Moskau.
23) L. S. Wygotsky, Moskau, B. Serpuchowskaja, 17.

b) Außerordentliche Mitglieder:

24) Frau Dr. T. I. Goldowskaja, Moskau, Arbat, 30. W. 59.
25) Dr. E. D. Goldowski, Kiew, Militärhospital.
26) Frau Dr. E. P. Goltz, Moskau.
27) Dr. A. Salkind, Kiew, Nikolsko-Botanitscheski, 3/9.
28) Dr. J. A. Winegradow, Kiew, Engels per, 32/1.
29) Dr. W. A. Wnukow, Moskau.

Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse

a) In der Schweiz wohnende Mitglieder:

1) Frau Gertrud Behn-Eschenburg, Küsnacht-Zürich.
2) Dr. med. Hans Behn-Eschenburg, Nervenarzt, Küsnacht-Zürich (*Vizepräsident*).
3) Dr. med. Ludwig Binswanger, Sanatorium Bellevue, Kreuzlingen (Thurgau).
4) Dr. med. Fritz Blattner, Sekundararzt, Kant. Irrenanstalt Königsfelden (Aargau).
5) Dr. med. Elsa Blum-Sapas, Nervenarzt, Englische Anlage 8, Bern.
6) Dr. med. Ernst Blum, Nervenarzt, Englische Anlage 8, Bern (*Quästor*).
7) Dr. med. Hans Christoffel, Nervenarzt, Albanvorstadt 21, Basel.
8) Priv.-Doz. Dr. med. Henri Flournoy, Rue de Monnetier 6, Genf.
9) Dr. med. Hedwig Frossard-Etter, Nervenarzt, Weinbergstraße 20, Zürich.
10) Dr. med. Emma Fürst, Nervenarzt, Apollostraße 21, Zürich.
11) Albert Furrer, Heilpädagoge, Breitackerstraße 2, Zollikon-Zürich.
12) Dr. med. Max Geiser, Dufourstraße 39, Basel.
13) Dr. phil. Ulrich Grüninger, Bezirkslehrer, Brittnau (Aargau).
14) Walter Hofmann, Primarlehrer, Freiestraße 208, Zürich.
15) Direktor Dr. med. Arthur Kielholz, Kant. Irrenanstalt Königsfelden (Aargau).
16) Dr. med. Charles Odier, Nervenarzt, 24 Boulevard des Philosophes, Genf.
17) Albert Peter, Primarlehrer, Feldeggstraße 85, Zürich.
18) Hans Pfenninger, Pfarrer, Neftenbach, Zürich.
19) Dr. phil. Oskar Pfister, Pfarrer, Schienhutgasse 6, Zürich (*Beisitzer*).

20) Prof. Dr. phil. Jean Piaget, Psychologisches Laboratorium der Universität, Neuchâtel.
21) Direktor Dr. med. André Repond, Maison de Santé de Malévoz, Monthey, Valais.
22) Mme J. Ronjat, 9 chemin des chênes, Genf.
23) Dr. med. Philipp Sarasin, Nervenarzt, Gartenstraße 65, Basel (*Präsident*).
24) Dr. med. Hans Steiner, Schweiz. Anstalt für Epileptische, Zürich.
25) Priv.-Doz. Dr. med. Raymond de Saussure, 2 Tertasse, Genf.
26) Direktor Hermann Tobler, Landerziehungsheim Hof-Oberkirch, Kaltbrunn (St. Gallen).
27) Priv.-Doz. Dr. med. Gustav Wehrli, Leonhardstraße 1, Zürich.
28) Hans Zulliger, Oberlehrer, Ittigen bei Bern (*Schriftführer*).

b) Nicht in der Schweiz wohnende Mitglieder:

29) Dr. med. Fernando Allende Navarro, Nervenarzt, Almirante Baroso 276, Santiago (Chile).
30) Dr. med. David Levy, Chief-of-Staff of the Institute for Child Guidance, 145 E, 57th Str. New York-City, U. S. A.
31) Dr. Harald K. Schjelderup, o. ö. Professor an der Universität Oslo, Psykologiske Institut.
32) Dr. theol. Kristian Schjelderup, Oslo.
33) Prof. Dr. phil. Ernst Schneider, Schwarenbergstr. 87, Stuttgart.

Société Psychanalytique de Paris

1) Dr. René Allendy, Paris 16⁰, 67 rue de l'Assomption (*Sekretär*).
2) Marie Bonaparte, Princesse de Grèce, St. Cloud, rue du Mont Valérien 7 (*Kassenwart*).
3) Dr. A. Borel, Paris 11⁰, Quai aux fleurs.
4) Dr. H. Codet, Paris 5⁰, 10 rue de l'Odéon.
5) Prof. A. Hesnard, Toulon, 4 rue Peiresc (*Vizepräsident*).
6) Dr. R. Laforgue, Paris 16⁰, 1 rue Mignet (*Präsident*).
7) Dr. R. Löwenstein, Paris 16⁰, 24 rue Davioud (*Sekretär*).
8) Dr. Ch. Odier, Génève, 24 Boulevard des Philosophes.
9) Dr. G. Parcheminey, Paris 17⁰, 92 Avenue Niel.
10) Dr. E. Pichon, Paris 9⁰, 23 rue du Rocher.
11) Dr. R. de Saussure, Génève, 2 Tertasse.
12) E. Sokolnicka, Paris 7⁰, 30 rue Chevert.

Außerordentliche Mitglieder:

1) Dr. Anna Bermann, Paris.
2) Dr. Martin Sisteron, Grenoble.
3) Bernard Doreau, Paris.

Ständige Gäste:

Dr. Sophie Morgenstern, Paris XVI, 4 Rue de la Cure.
Prince Hopkins, Chateau de Bures par Villenes, Route de Quarante Sous.

Wiener Psychoanalytische Vereinigung

a) Ordentliche Mitglieder:

1) Aichhorn, August, Wien, V., Schönbrunnerstraße 110.
2) Andreas-Salomé, Lou, Göttingen, Herzberger Landstraße 101.
3) Bibring, Dr. Edward, Wien, VII., Siebensterngasse 31 (*Kassier*).
4) Deutsch, Doz. Dr. Felix, Wien, I., Wollzeile 33.
5) Deutsch, Dr. Helene, Wien, I, Wollzeile 33 (*Vorsteherin des Lehrinstituts*).
6) Federn, Dr. Paul, Wien, I., Riemergasse 1 (*Obmannstellvertreter*).
7) Freud, Anna, Wien, IX., Berggasse 19.
8) Freud, Prof. Dr. Sigm., Wien, IX., Berggasse 19 (*Obmann*).
9) Friedjung, Doz. Dr. Josef, Wien, I., Ebendorferstraße 6.
10) Hartmann, Dr. Heinz, Wien, I., Rathausstraße 15.
11) Hitschmann, Dr. Eduard, Wien, IX., Währingerstraße 24 (*Leiter des Ambulatoriums*).
12) Hoffer, Dr. Wilhelm, Wien, IX., Höfergasse 18.
13) Jekels, Dr. Ludwig, Wien, IX., Berggasse 29.
14) Jokl, Dr. Robert Hans, Wien, III., Sechskrügelgasse 2 (*Schriftführer*).
15) Levi-Bianchini, Prof. M., Teramo (Italien).
16) Nepallek, Dr. Richard, Wien, VIII., Alserstraße 41.
17) Newton, Caroline, Berwin P. O. Daylesford, Pa., U. S. A.
18) Nunberg, Dr. H., Wien, VIII., Florianigasse 20 (*Schriftführer*).
19) Pötzl, Prof. Dr. Otto, Wien. I., Schönlaterngasse 5.
20) Rank, Beate, Paris XVI, 9 rue Louis Boilly.
21) Reich, Dr. Wilhelm, Wien, VIII., Blindengasse 46 a.
22) Rie, Dr. Oskar, Wien, III., Weyrgasse 7.
23) Sadger, Dr. I., Wien, IX., Liechtensteinstraße 15.
24) Schaxel, Hedwig, Wien, I., Neutorgasse 8.
25) Schilder, Prof. Dr. Paul, Wien, II., Taborstraße 11.
26) Steiner, Dr. Maxim., Wien, I., Rotenturmstraße 19.
27) Sterba, Dr. Richard, Wien, VI., Mariahilferstraße 71.
28) Storfer, A. J., Wien, IX., Porzellangasse 43.
29) Tamm, Dr. Alfhild, Stockholm, Stureparken 2.
30) Wälder, Dr. Robert, Wien, I., Wipplingerstraße 21 (*Bibliothekar*).
31) Weiss, Dr. Edoardo, Trieste, S. Lazzaro 8.
32) Weiß, Dr. Karl, Wien, IV., Schwindgasse 12.
33) Winterstein, Dr. Alfred, Wien, XIII., Wattmanngasse 38.
34) Wittels, Dr. Fritz, Wien, I., Hohenstaufengasse 9.

b) Außerordentliche Mitglieder:

35) Angel, Dr. Anny, Wien, I., Wollzeile 9.
36) Bergler, Dr. Edmund, Wien, VIII., Schlösselgasse 28.
37) Betlheim, Dr. Stefan, Zagreb, S. H. S., Ilica 34.
38) Bibring, Dr. Grete, Wien, VII., Siebensterngasse 31.
39) Buxbaum, Dr. Edith, Wien, VII., Schottenfeldgasse 69.

40) Eidelberg, Dr. Ludwig, Wien, IX., Hörlgasse 11.
41) Gutmann, Dr. Salomea, Wien, IV., Frankenberggasse 13.
42) Herz, Dr. Margit, Wien, XIII., Landes-Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof".
43) Hoffmann, Dr. Ernst Paul, Wien, XVIII., Währinger Gürtel 7.
44) Isakower, Dr. Otto, Wien, VIII., Piaristengasse 38.
45) Kris, Dr. Ernst, Wien, III., Weyrgasse 7.
46) Kris, Dr. Marianne, Wien, III., Weyrgasse 7.
47) Kronengold, Dr. Eduard, Wien, IV., Gußhausstraße 5.
48) Pappenheim, Prof. Dr. Martin, Wien, I., Am Hof 13.
49) Pollak, Dr. Jenny, Wien, VIII., Lederergasse 18.
50) Reich, Dr. Annie, Wien, VIII., Blindengasse 46 a.
51) Sperling, Dr. Otto, Wien, IV., Schelleingasse 9—15.
52) Spitz, Dr. R. A, Berlin-Grunewald, Taubertstraße 5.
53) Stengel, Dr. Erwin, Wien, IX., Lazarettgasse 14 (Psychiatrische Klinik).
54) Sterba, Dr. Editha, Wien, VI., Mariahilferstraße 71.
55) Sugár, Dr. Nikolaus, Subotica, S. H. S., Trumbićewa 20.